



Akif Pirinçci

Die Damalstür

scanned by unknown
corrected by zs

Mit vierzig Jahren ist der einst so erfolgreiche Maler Alfred Seichthem am Ende. Seine Ehe ist geschieden, seine Kunst unverkäuflich, eine Zukunft gibt es nicht mehr.

Doch dann scheint sich Alis Schicksal überraschend zu wenden: Als er nach einer durchzechten Nacht den Nachhauseweg antritt, verirrt er sich in eine Gegend, die ihm plötzlich merkwürdig vertraut erscheint. Und was er dann zu sehen bekommt, läßt ihn an seinem Verstand zweifeln: Er steht vor seinem früheren Zuhause und vor seinem eigenen, zehn Jahre jüngeren Selbst. Ali bietet sich die Chance, an diesem Punkt der Vergangenheit in sein Leben zurückzukehren, doch er muß sein früheres Ich töten, um dessen Platz einzunehmen. Und das ist erst der Anfang einer wahren Höllenfahrt ...

ISBN: 3-442-30499-7

Verlag: Wilhelm Goldmann Verlag, München

Erscheinungsjahr: 1. Auflage 2001

Dieses E-Book ist nicht zum Verkauf bestimmt!!!

Buch

Alfred Seichem, genannt Ali, hat sein Lehen ruiniert. Der vor kurzem noch höchst erfolgreiche Maler hat alles verloren, was ihm je etwas bedeutete: Seine Frau Ida hat ihn verlassen, sein Sohn wurde bei einem Unfall getötet, und das Publikum hat sich von ihm abgewandt.

Doch dann geschieht etwas, das seinem Leben eine völlig unerwartete Wendung gibt: In der Nähe seines ehemaligen Hauses nimmt Ali eines morgens ein geheimnisvolles Licht wahr, das die Dämmerung durchbricht und ihn auf einen nie zuvor betretenen Weg zu locken scheint. Von hier aus beobachtet er ein junges Paar, das Ali nur zu genau erkennt. Es sind er und Ida selbst – jünger, unbeschwert, am Beginn ihrer glücklichsten Zeit. Ali begreift entsetzt und zugleich fasziniert, daß er seine eigene Vergangenheit betrachtet. Offenbar führt der merkwürdige, mit einem schmiedeeisernen Tor verschlossene Pfad zurück in eine andere Zeit. Und Ali begreift, welche Chance sich ihm und Ida mit dieser Entdeckung bietet. Sie könnten an diesem Punkt der Vergangenheit in ihr früheres Leben zurückkehren. Sie könnten all ihre Fehler vermeiden, ihr Glück für immer festhalten, ihr ganzes Schicksal neu in die Hand nehmen. Doch dafür müssen sie ihr eigenes jüngerer Ich beseitigen. Und mit diesem blutigen Akt beginnt sich der hoffnungsvolle Neuanfang in einen Alptraum zu verwandeln, aus dem es kein Erwachen mehr gibt ...

Autor



Akif Piriñci wurde 1989 mit seinem Katzenkrimi »Felidae« über Nacht berühmt, der als Trickfilm auch das Kinopublikum eroberte. Seither folgten zahlreiche weitere Bestseller wie »Der Rumpf«, »Francis«, »Cave Canem« oder »Yin«. Akif Piriñcis Bücher werden in 17 Sprachen übersetzt. Der Autor lebt in Bonn.

FÜR CEDRIC, DIE ZUKUNFT

»In every dream home a heartache And every step I take
Takes me further from heaven«

*BRYAN FERRY,
In Every Dream Home a Heartache*

Kapitel 1

Eine Bar um sechs Uhr dreißig war nicht gerade ein Ort, von dem man sich einen munteren Start in den beginnenden Tag versprach. Eine Bar um sechs Uhr dreißig war auch nicht unbedingt ein Ort, der das Ende einer gelungenen Nacht bedeutete. Eine Bar um diese Stunde, an einem Montag, im März, wo draußen eine noch ungenießbarere Kälte als im Dezember herrschte und der Himmel tagsüber wie endloses graues Löschpapier über der Stadt lag, war genau das, was dem Klischee entsprach: ein Grab für Verlierer.

Der Rauch ungezählter Zigaretten, der dem großen Raum in den letzten Stunden etwas von der Atmosphäre eines türkischen Bades verliehen hatte, hing in abgeschwächter Dosis immer noch in der Luft wie eine dräuende Wolke. Die Tische, verwaist und mit feuchten Kränzen der ausgetrunkenen Gläser übersät, waren zu Dämmerlichtinseln der Trostlosigkeit verkommen. Durch die Leere schwebte die rauchige Stimme einer Soulsängerin, getragen von spärlichem Klaviergeklimper. Geradezu strahlend sah dagegen die Bartheke aus, die der ebenfalls makellos wirkende Barkeeper mit einem Serviertuch polierte. Er war ein kräftiger Kerl in gut sitzender schwarzer Samtweste und mit einer feuerwehrroten Fliege um den Hals. Ein Walroßschnäuzer schmückte das ungeschlachte Gesicht, während die hinten mit einem Gummiband zusammengezurrten langen Haare seine kultivierte Seite betonten. Kurz, er kam mit allen Gästen klar – vorausgesetzt sie brachten dieselbe Nonchalance in sein Etablissement wie die Soulsängerin aus den Lautsprechern.

Die in Kreisbewegungen über die dunkelbraune Thekenplatte wischende Hand streifte an frisch gefüllten Schalen mit Erdnüssen vorbei, an Lederdöschen mit Zahnstochern, Kärtchen, die für preisgünstige Cocktails warben, und blitzsauber gescheuerten Aschenbechern. Zuletzt fuchtelte sie im Umkreis der Finger des letzten Gastes, die ein leeres Wodkaglas so fest umklammerten, als testeten sie seine Bruchtoleranz.

»Wir schließen gleich«, sagte der Barkeeper in einem Ton, der keinen Widerspruch duldete. »Wollen Sie noch einen letzten Drink?«

»Wodka«, verlangte der Mann auf dem Hocker zum siebzehnten oder achtzehnten Mal, seit er den Laden am Abend zuvor betreten hatte. Während der Keeper sich am rückwärtigen Regal mit der beeindruckenden Schnapsauslage zu schaffen machte, richtete der Mann den Blick auf den schräg aufgestellten Laufspiegel an der Decke.

Alfred Seichtem oder schlicht Ali, wie er sich gerne nennen ließ, sah erwartungsgemäß verdammt gut aus. Trotz des vielen Alkohols und der Umstände, die ebendiesen exzessiven Alkoholkonsum jede Nacht aufs neue zu rechtfertigen schienen, war Seichtem immer noch ein attraktiver Mann. Die pechschwarzen nackenlangen Haare sahen stets wie mit Gel behandelt aus und wirkten selbst im zerzausten Zustand, als habe sie ein Promi-Hairstylist titelfotogerecht modelliert. Die Lider über den kobaltblauen Augen waren stets leicht gesenkt, was einen etwas verschlafenen und doch coolen Eindruck erweckte. Die höckrige Adlernase – das Resultat eines Nasenbeinbruchs bei einer Schlägerei unter Teenagern – verlieh dem Gesicht etwas Charaktervolles und wäre eines Cäsar würdig gewesen. Und die wenigen Krähenfüße um die Augen sowie die Linien um die Mundwinkel verliehen

dem wie gegerbt wirkenden Gesicht jenen Reifer-Mann-Schliff, der in Werbespots für Traumaautos so gefragt war.

Darüber wunderte sich Seichtem. Darüber, daß man sich so tief im Keller fühlen und trotzdem so blendend aussehen konnte. Denn im Kontrast zu seinem gewinnenden Aussehen hatte er alles verloren, was er je geliebt, besessen oder sich irgendwie eingebildet hatte, verdient zu haben.

Selbst nach einer solch trostlosen Nacht hätte das nur theoretisch Selbstmordgedanken Nahrung gegeben, wären da nicht ein paar unerfreuliche Fakten gewesen. Seichtem war inzwischen zweiundvierzig Jahre alt, und exakt seit seinem vierzigsten Geburtstag schien ihn ein böser Dämon jedesmal, bevor er aufwachte, wissen zu lassen, daß der beginnende Tag – es handelte sich immer um fast Mittag – wieder sinnlos verstreichen würde, und daß jede Anstrengung, noch einmal von vorn zu beginnen, ebenfalls eine Illusion wäre. Zum zweiten litt er unter solch starken Depressionen, daß ihm jeder Ingmar-Bergman-Film vergleichsweise wie eine zum Brüllen komische Komödie vorkam. Und zuletzt bereitete es ihm erhebliches Kopfzerbrechen, daß sein gesamtes Vermögen inzwischen in seinem Portemonnaie Platz fand – Scheine, Scheinchen, das letzte Geld, das er noch besaß.

Seichtem überlegte kurz, ob das Geld im Portemonnaie noch reichen würde, um die Wodkas zu bezahlen. Das würde es sicherlich tun. Denn bei Sorgensäufern, wie er inzwischen einer geworden war, funktionierte das Hirn, was das Finanzmanagement für die tägliche Alkoholation betraf, selbst nach dem siebzehnten oder achtzehnten Wodka noch phänomenal. Er traf am Tage stets penible Vorsorge für den allabendlichen Suff. Aber was dann? Die Miete für das Fünfzehnquadratmeterzimmer in einer heruntergekommenen Mietskaserne am Stadtrand, die so

aussah und auch so *roch*, als würden vorbeiziehende Riesen regelmäßig darauf urinieren, konnte er nicht mehr aufbringen. Spätestens in einem halben Monat würde diese bittere Wahrheit ans Tageslicht kommen. Nämlich dann, wenn der Vermieter, ein vor Bluthochdruck rotangelaufener Sechzigjähriger, der mehr aggressive Gier ausstrahlte als so manch achtzehnjähriger Schwerekrimineller, in seinem Kontoauszug Seichtens Namen und die zu diesem Namen gehörige Zahl vermissen würde. Gewiß, er konnte die Sache aufschieben. Ausreden erfinden, sich totstellen, die Schlupflöcher des Mietgesetzes ausnutzen. Es würde dann mit Sicherheit noch über ein Jahr dauern, bis man ihn aus diesem Drecksloch vertreiben konnte.

Würde er in einem Jahr noch leben? Er hatte ja schon jetzt kein Verlangen mehr danach. So gesehen brauchte er sich über den akuten Geldmangel auch keine Sorgen zu machen. Also doch etwas Positives! Aber was ist, wenn er sich nicht traute, wenn er in Wahrheit nur ein Selbstmitleidstheater veranstaltete, wenn er mit diesen Selbstmordgedanken nur spielte, um sich noch ein Weilchen die Illusion eines schnellen und schmerzlosen Abgangs zu erhalten? Schmerzlos? Wer sagte denn, daß es ohne Schmerzen ablaufen würde? Gemeinhin erwartete man vom Tod doch eher das Gegenteil. Und man mußte schon ein ziemlich cleverer Selbstmörder sein, um seinen Abgang ohne jedes Leiden zu gestalten. Das war Ali nicht. Nach all den Ereignissen der letzten Zeit, nach der Implosion seines Lebens, nach dem Verlust von allem, was ihm je lieb und teuer gewesen war, nach dem Bankrott und den deprimierenden Folgeerscheinungen nun also auch das: Schmerzen!

Wie hat es nur dazu kommen können? fragte sich der schöne Ali zum tausendsten Mal, aber auch diesmal ohne

eine einleuchtende Antwort zu finden. Wie konnte das nur geschehen? murmelte er in seine wie zum Wasserschöpfen gekrümmten Hände, als zwischen diese der letzte Wodka geschoben wurde.

»Machen Sie schnell. In fünf Minuten schließe ich ab«, mahnte der Barkeeper in einer Mischung aus angeekeltem Mitleid mit dem obligatorischen letzten Säufer und dem Aufatmen über den bevorstehenden Feierabend.

Seichtem setzte das Glas an die Lippen und versuchte dabei verzweifelt an etwas Schönes, an etwas Wärmendes zu denken, um gegen die graue Kälte gewappnet zu sein, die draußen auf ihn lauerte wie ein wahnsinniger Horrorchirurg. Er fand eine Erinnerung, und es wurde ihm prompt warm ums Herz.

Er sah die ausgetretene Holzstufe in der ehemaligen Küche so klar und deutlich vor sich, als wäre sie direkt in seinen Kopf projiziert. Die eine Stufe unter der zum Garten führenden Glastüre, die als Schwelle diente. Sie war höher als eine gewöhnliche Stufe, und Ali hatte immer darauf gesessen und eine Zigarette geraucht, wenn er eine kurze Entspannung brauchte oder auf das Essen wartete. Jetzt saß er wieder da, im Erinnerungsland, rauchte, und die Strahlen der Oktobersonne, die durch die Scheibe drangen, wärmten ihm den Rücken, tauchten den ganzen Ort in perfekte Harmonie. Und dann stand plötzlich *er* im Raum. Mit tapsigen Schritten kam er auf ihn zu, ein Lächeln im Gesicht, das zwischen staunender Freude über den Faxen machenden Papa und maßloser Verblüffung über das eigene erwachende Bewußtsein pendelte, und – so klein, so klein. Der Anblick dieser Erscheinung, halb niedlicher Troll, halb das unbeschwerte Kind, das er einst selbst gewesen war, wirkte auf Ali wie eine Glücksdroge und ließ ihn, den Atheisten, inbrünstige Dankesgebete an Gott senden.

Aber es war die falsche Erinnerung, jene, die er auf keinen Fall zulassen durfte, niemals, weil dann ...

Seichtem sah sich im Spiegel über der Schnapsauslage. Er fand, daß er nun gar nicht mehr so blendend aussah. Tränenbäche hatten das Gesicht in das eines Grippeopfers verwandelt, aufgedunsen und rot gefleckt, als hätte er Fieber. Außerdem wirkte er plötzlich so hohlwangig wie der Insasse eines Terrorlagers, und müde, so unendlich müde.

Er zog das Portemonnaie aus der Hosentasche, holte daraus sämtliche Scheine hervor und warf sie auf die Theke. Der Barkeeper, der ihn vom anderen Ende der Theke beobachtete und dabei ungerührt ein Glas polierte, machte nicht den Eindruck, als lege er Wert auf kleinliche Zählerei. Es würde schon stimmen; Hauptsache der letzte Gast war aus dem Laden.

Seichtem ging aus der Bar in die kalte Dunkelheit des Märzmorgens hinaus, erfüllt von nur einem einzigen Gedanken: Damals, damals, damals ...

Kapitel 2

Wie hat es nur dazu kommen können? fragte sich Alfred Seichem immer und immer wieder, während er wie ein angeschossener Schattenmann aus einem Gangsterfilm durch den Morgennebel torkelte. Trotz seiner Einmeterfünfundachtzig wirkte er in dem längst zerschlissenen Windsor-Mantel – ein Relikt aus Zeiten, als Geld keine Rolle für ihn gespielt hatte – jetzt klein, ja nahezu buckelig, weil sein vom Alkohol verwirrter Gleichgewichtssinn dem Oberkörper eine gekrümmte Haltung aufzwang. Außerdem sah er den Bürgersteig unter sich mal doppelt, mal schemenhaft. Ihm war übel, und der Dunst, der ihn immer weiter einhüllte, trug auch nicht gerade dazu bei, daß er seine Umgebung deutlicher wahrnahm. Um so weniger ließ er sich von der Frage ablenken, die sein Leben in den letzten Jahren begleitet hatte – und von deren einzig wahrer Antwort.

Ali wankte an herrschaftlichen Gründerzeitgebäuden vorbei, die teils proper renoviert, teils infolge heilloser Zerstrittenheit der Erben verfallen waren. Dabei hangelte er sich an den niedrigen Vorgartenzäunen entlang und drohte dabei immer wieder auf die pfeilscharfen Eisenspitzen zu stürzen. Er kannte dieses Viertel gut. Er hatte bis vor acht Monaten selber hier gewohnt. Und angesichts dieses für ihn unwiederbringlich verlorenen Paradieses versuchte er sich erneut einzureden, daß es keine vernünftige Antwort auf seine Frage gäbe. In Wahrheit jedoch kannte er die Antwort sehr gut. Er hatte sie schon immer gewußt.

Die eigentliche Antwort hieß, daß er nie wie *sie* gewesen war, nie dazugehört hatte.

Sie – damit waren die Bewohner des in sich geschlossenen Universums der sogenannten Kunst gemeint: die Malerkollegen, die Galeristen, die Ausstellungsmacher, die Kritiker, die Bildbandverleger, die Museumsdirektoren, die Meinungsführer, die Käufer, die Verehrer, all die vom Licht angezogenen Motten, die mittels undurchschaubarer Beziehungen und Ratschlüsse das Schicksal eines Künstlers bestimmten. Daumen hoch oder Daumen runter. Aber warum? Dieses Ausgestoßensein, das Leitmotiv von Seichtems Leben, klang nach heiligem Außenseitertum, nach wahrem Künstlertum, der Tragödie des verkannten Genies mit Selbstverstümmelungstendenz à la van Gogh, dem die Zeit schon Gerechtigkeit widerfahren lassen würde, in der entdeckungssüchtigen Zeit von heute sogar noch bevor man starb. Die Wahrheit war jedoch, daß es nie so ausgesehen hatte, als würde je ein Mensch auf die Idee kommen, in Seichtem ein brillantes Talent zu sehen, und daß er sich seinerseits zeitlebens nichts sehnlicher gewünscht hatte, als ein Teil des Mottenschwarms zu sein.

Ali war eine tragische Figur, weil er selbst auf dem Höhepunkt seiner Karriere nicht herausgefunden hatte, worin die ungeschriebenen Regeln des Gewerbes bestanden und wovon es abhing, ob einer unsterblich und reich wurde oder als mittelmäßig wenn nicht sogar inakzeptabel galt. Sogar damals, ja, sogar in seinem von der Erinnerung verklärten Damals war Alis Erfolg mitnichten darauf zurückzuführen gewesen, daß man ihn in der Szene für einen anbetungswürdigen Künstler gehalten hätte, sondern darauf, daß seine Ware sich ordinär gut verkaufte. *Sie* hatten ihm stets alles Schlechte gewünscht. Das wußte er.

Woran das lag, war ihm zunächst ein Rätsel gewesen. Schon auf der Akademie hatte er die Erfahrung machen

müssen, daß man ihn nicht ernst nahm. Anfangs hatte er die Theorie gehegt, es liege an seinem Aussehen. Die großen Meister wirkten auf ihren Selbstbildnissen entweder wie Geistesgestörte mit glasigem Blick und Fuselbärtchen oder wie todgeweihte Patienten einer Tuberkuloseklinik. Oder aber sie besaßen das ungeschlacht männliche Charisma eines Picasso, welches bei der Popularisierung seines Genies äußerst hilfreich war. Jedenfalls geschah es in Malerkreisen wohl selten, daß der Meister mit seinem eigenen Aktmodell verwechselt wurde, wie es Seichem seinerzeit oft passiert war. Ein Maler sollte Kraft, Irrwitz, Kaputtheit, Roheit, ja eine gewisse Art von Brutalität ausstrahlen, hatte er schon damals festgestellt, auf keinen Fall jedoch Schönheit.

Ali nahm sich diese Erkenntnis zu Herzen und leitete umgehend Gegenmaßnahmen ein, indem er sich schlampig kleidete, sich selten wusch und rasierte und keine Verwandlungskünste scheute, um seinen Kaschmirpulloverlook gegen den eines Chaoten zu tauschen. Zudem legte er sich durch intensives Studium amerikanischer Undergroundliteratur in der Tradition von Charles Bukowski ein rüpelhaftes Gehabe zu und gewöhnte sich das Trinken an. Zumindest dem letzteren sollte er von da an immer treu bleiben.

Das alles nützte natürlich wenig, denn selbst in einer Kunstakademie, wo es vor lauter verrückten jungen Menschen nur so wimmelte, war der analytische Verstand nicht derart tiefergelegt, daß man derartige Manöver nicht durchschaut hätte. Das Gegenteil war eher der Fall. Seichem und seine Kunst wurden weiterhin kaum anerkannt. Und bald kannte er auch die wahre Ursache.

Dummerweise hing diese mit dem erbittertsten Streit in der modernen Malerei zusammen. Heutzutage wurde dieser Streit freilich nur noch von gelangweilt durch die

Museen schlendernden, ihrer abendlichen Hotelsause entgegenhechelnden Touristen ein wenig aufgewärmt. Nichtsdestotrotz war die Debatte jedem, der zum Kunstbetrieb gehörte, so unangenehm bewußt wie ein peinliches Familiengeheimnis, über das zwar jeder Bescheid weiß, das aber niemals ausgesprochen werden darf. Nach dem Motto »Der Kaiser ist ja nackt!« fühlte sich nämlich fast jeder Banause von Tourist in Anbetracht eines modernen Gemäldes genötigt, auszurufen: »Das kann ich auch!«

Dies war normalerweise der Zeitpunkt, an dem ein Kunstexperte an die Seite des Unkundigen zu treten und ihn darüber aufzuklären hatte, daß es sich bei dem Schöpfer der unergründlichen Kleckserei keineswegs um einen talentlosen Hochstapler handelte, sondern um ... Also das war so: Wenn ein moderner Maler die Binden seiner Frau auf eine Leinwand tackerte und das ganze als Kunst ausgab, so bedeutete das nicht unbedingt, daß der gute Mann unfähig war, das Mysterium des weiblichen Körpers mittels konventioneller malerischer Mittel zu thematisieren, oder daß er sich als Kandidat für die Zwangsjacke empfahl. Nein, vielmehr bedeutete es, daß er sich dabei *etwas gedacht* hatte! Dies war der Zauberspruch, das Sesam-öffne-dich!, mit dem man die Welt der Kunst betrat. Der zeitgenössische bildende Künstler ließ sich kaum mit der Elle des zeichnerischen Geschicks mehr messen, weil er seine Ausdrucksmöglichkeiten im Vergleich zu seinen Kollegen in früheren Zeiten ins Unendliche erweitert hatte. Der gewöhnliche Tourist, der in Anbetracht der an die Leinwand getackerten Binden »Das kann ich auch!« ausrief, mochte vielleicht, was die rein technische Ausführung anging, im Recht sein. Doch da er sich im Gegensatz zu dem Künstler dabei *nichts gedacht* hatte,

war das Endprodukt künstlerisch komplett wertlos. Kurz, das Gemälde an sich spielte eine weit geringere, wenn nicht sogar überhaupt keine Rolle im Vergleich zu dem Theorienkonstrukt, in das es eingebettet war. Die Ästhetik und die handwerkliche Finesse eines Bildes waren längst der Idee gewichen oder besser gesagt der Propagandapower des Ideenschöpfers.

Diese Denkweise hatte inzwischen eine derartige Verbreitung gefunden, daß derjenige, der wirklich malen konnte, sich der Mittelmäßigkeit, ja der Talentlosigkeit verdächtig machte. Und genau das war Seichtem, solange er denken konnte, immer zum Verhängnis geworden. Denn wenn Ali auch sonst null und nichts konnte, malen konnte er wirklich.

In der Akademie hatte Seichtem, erfolglos getarnt als der stinkende Wilde, zur Genüge beobachten können, daß fast alle seine Kommilitonen rein handwerklich nur Jämmerliches zuwege brachten, geschweige denn, daß ihre Arbeiten künftige wie auch immer geartete künstlerische Überraschungen erahnen ließen. Um so eifriger diskutierten sie bis an den Rand der Bewußtlosigkeit über aktuelle Stars, welche mit orange angestrichenen Leinwänden experimentierten oder es mit gerahmten Spielzeugpuppengliedern zu Weltruhm gebracht hatten.

Sein engster Saufkumpan in jenen Tagen, aus einem komischen Grund nannten ihn alle Hicks, hatte Ali seine wahre künstlerische Ader vorgeführt, als sie mitten in der Nacht wieder einmal sturzbetrunken in seiner Studentenbude gelandet waren. Hicks sah aus wie Gevatter Hein mit Elvis-Koteletten und hatte das ganze Zimmer mit Reproduktionen alter Stiche und Gemälde dekoriert – allesamt von ihm höchstpersönlich übermalt. Übermalen war in diesem Zusammenhang jedoch noch ein gnädiger Ausdruck, weil die ehrwürdigen Werke einfach

nur mit konfusen Kritzelexplosionen verunstaltet waren. Hicks, der sogar im Vollrausch durch erstaunliche Sprachgewalt glänzte, vertrat die Ansicht, daß er mit seiner Übermalerei das Wesentliche der Werke hervorheben, mit ihnen quasi eine Einheit bilden und sie überhaupt verbessern würde. Die Antwort auf die Frage, weshalb er nicht einfach seine eigenen Gemälde übermale, blieb er schuldig. Aber vermutlich erhoffte er, durch das Beschmieren von Mona Lisas Gesicht mehr öffentliche Aufmerksamkeit zu erregen, als ihm dies bei den grottenschlechten Bildern eines unbekannten Malers gelungen wäre, wie er einer war.

Damals hatte Seichtem etwas am Verstand seines Freundes gezweifelt, seine Übermalungsphilosophie für einen Witz gehalten. Um so heftiger fiel er aus allen Wolken, als er fünfzehn Jahre später in einer Kunstzeitschrift las, daß der gute alte Hicks mit seiner Übermalungsmasche inzwischen zum Shootingstar in den USA avanciert war, daß seine Bilderschändungen Hunderttausende von Dollar erzielten, ja daß sie sogar in das Guggenheim-Museum in New York Einzug gehalten hatten. Für das, wovon er Ali in jener Nacht nicht hatte überzeugen können, waren »echte Kunstkenner« anscheinend sehr empfänglich gewesen. Seichtem hatte später eine Wanderausstellung von ihm besucht und nicht schlecht darüber gestaunt, wie zur Größe von eineinhalb mal drei Metern aufgeblasener Blödsinn enorm an Bedeutsamkeit gewann, sobald er an steril weißen Wänden eines riesigen Raumes hing. In der Tat, sogar dem soeben produzierten Kackhaufen verlieh das Ambiente eines Museums einen heiligen Ernst, an dem selbst der kritischste Geist nicht zu zweifeln wagte. Ein Einfall übrigens, der von vielen Ungegenständlichen dankbar aufgenommen worden war.

Das war typisch für Ali. Er hatte nie die Zeichen der Zeit erkannt.

Aber das war es in Wahrheit nicht, oder? gestand sich Seichtem ein, als er wie auf schwerer See wankend spürte, daß er sich in Kürze würde übergeben müssen. Die rechts von ihm verlaufende Altbauzeile erschien ihm wie ein Gummiband, das von unsichtbarer Hand geschwungen wurde. In seinem Magen, in seinen ganzen Eingeweiden schienen finstere Mächte zu rumoren, und bald würde die nächtliche Sünde wie schmutzige Lava aus seiner Kehle hervorschießen. Außerdem war es immer noch nicht hell geworden, und auch in Alis Gedanken wollte sich kein Hoffnungsschimmer zeigen.

Seichtem fühlte sich krank und elend, aber sein Verstand funktionierte weiterhin tadellos. Deshalb erkannte er, daß die perfektionierte Scharlatanerie, zu der mittlerweile die gesamte Kunstszene verkommen war, nur unwesentlich an seinem eigenen Scheitern schuld war. Nein, der wahre Grund lag tiefer. Viel, viel tiefer, dort, wo ein Schild mit der Aufschrift »Unlösbares Problem« jedes Weiterkommen verhinderte. Das unlösbare Problem bestand darin, daß er nie gewußt hatte, ob er wirklich ein Künstler war. Heutzutage behauptete jeder Künstler und Nichtskönner, ein Künstler zu sein. Diese Leute hatten es gut. Sie zweifelten nicht an sich. Sie posaunten ihr Selbstverständnis mit solcher Inbrunst und Lautstärke in die Welt, als besäßen sie eine Expertise von Gott. Vielleicht war so was genetisch bedingt.

An Seichtem dagegen nagte immer der Zweifel. Und das hatte zur Folge, daß er sich nie wie ein Künstler fühlte und ergo auch nicht wie ein solcher lebte. Als er noch erfolglos war, hatte er vor Ehrgeiz gebrannt, allen zu beweisen, was für ein Genie er war. Als er dann schließlich Erfolg hatte, hatte er auf jedes noch so kleine Leuchten in den Augen

seines Gegenübers geachtet, das ihm seinen Status als großer Künstler hätte bestätigen können. Nun, da er pleite war und seine Werke nichts mehr galten, zog er sich nur zu gern in die mollig warme Höhle des verkannten Meisters zurück.

Da war nichts Ruhendes in ihm, kein stilles, geduldiges Selbstvertrauen, kein souveränes Rotweineeling und keine dramatischen Schicksalswendungen, wie sie in den Lebensläufen der ganz Großen üblich waren, nichts, was diese Zwei-Millionen-Dollar-Vorschuß-Biographen fasziniert hätte. All die Elemente einer bewunderten Künstlerexistenz kamen bei Ali in einer bemühten und verbissenen, letztendlich aber lächerlichen Form daher. Es gab dafür ein böses Wort in der Szene: provinziell! Ja, er hatte weder je die Lebensart noch den Nimbus eines Künstlers besessen, sondern nur den rasch verfallenden Ruhm eines Modemalers. Sogar Hicks, der ja nun wirklich nicht malen, nicht einmal übermalen konnte, entsprach dem heiligen Ideal eher. Kurz, Seichtem kannte den Trick nicht.

Der einzige Trick, den er tatsächlich beherrschte, war – malen. Schon früh hatten es ihm dabei kaputte Gegenstände angetan, und die wenigen Kunstkritiker, die sich später mit seinen Werken auseinandersetzen sollten, hielten ihn daher für einen Existentialisten. Sie meinten aus den Gemälden die Botschaft herauslesen zu können, daß alles Existierende über kurz oder lang zu Abfall wird, so schön, nützlich oder scheinbar dauerhaft es auch sein mochte.

Seichtems Grundthemen waren immer Zerstörung und Verfall gewesen, deren malerische Umsetzung beim Betrachter Nachdenken über die Vergänglichkeit und die Absurdität des eigenen Lebens auslösen sollte.

Eine grotesk verbeulte Schreibmaschine, die jemand aus

dem zehnten Stock geworfen hatte, und die mit ihren auseinanderexplodierten Typenhebeln wie ein Friseurunfall aussah. Oder ein Staubsauger post mortem, das Plastikgehäuse an mehreren Stellen gesprungen, der Lack zerschrammt, die Farbe längst nicht mehr zu erkennen. Um Schlauch- und Ansatzrohrrenden gewickeltes Klebeband zeugte von letzten Lebensrettungsversuchen.

All diese fast fotorealistisch gemalten und von einem kalten Blaustich durchdrungenen Motive strahlten maßlose Trauer über das Unwiederbringliche aus. Zwar waren die abgebildeten Gegenstände selbst als sie noch funktionierten nicht eigentlich als lebendig zu bezeichnen gewesen, aber Seichtems Pinselmagie schaffte es, eine schwermütige Erinnerung an ihre Art von Leben heraufzubeschwören. Und die Wehmut über deren Verlust.

Natürlich waren solche Bilder kaum verkäuflich. Obwohl die Besucher in der Galerie von der handwerklichen Brillanz begeistert und den morbiden Motiven fasziniert waren, weigerten sie sich, das Ganze als zeitgemäße Malerei zu betrachten, geschweige denn als Geldanlage. Es fehlten eben die getackerten Binden auf der Leinwand.

So lebte Alfred Seichtem das Leben eines armen, aber hochmotivierten Malers, mit sämtlichen Klischees, die man an Geschichten über entbehrungsreiche Wege zum Ruhm so zu schätzen weiß. Bis zu seinem einunddreißigsten Geburtstag. An diesem Tag sollte eine Feier mit Dosenbier und belegten Baguettes stattfinden, und er hetzte vormittags in die Stadt, um in einem Discountmarkt alles Nötige zu besorgen. Bepackt wie ein Lastesel hatte er gerade den Laden verlassen, als er auf der Straße eine Menschentraube um die Front einer Trambahn versammelt sah. Eigentlich war der erste Sonnentag des

beginnenden Frühlings viel zu kostbar, um ihn mit Sensationsgier zu vergeuden. Aber dann siegte doch der Voyeur in ihm, und obwohl er wußte, daß hier etwas Schreckliches passiert sein mußte, bahnte er sich seinen Weg durch die anderen Schaulustigen.

Eine goldblonde junge Frau, vielleicht zwanzig Jahre alt, war auf ihrem Fahrrad von der Trambahn erfaßt worden und anscheinend auf der Stelle tot. Die vom Sonnenlicht grell beschienene Schöne lag mit verrenkten Gliedern auf dem Rücken, und ihre Haare bewegten sich leicht im warmen Wind. Neben ihr das Fahrrad, das aussah wie eine von gelangweilten Fingern bis zur Unkenntlichkeit verbogene Büroklammer.

Merkwürdigerweise hatte sie keine offenen Wunden davongetragen und auch keinen Tropfen Blut verloren. Allerdings glich sie nicht gerade einem schlafenden Engel. Als bestünde ihr Kopf aus Pappmache, hatte der Aufprall in der linken Gesichtshälfte eine riesige Delle hervorgerufen und das linke Auge, den unteren Teil des Ohres, das Jochbein, den Unterkiefer sowie den halben Mund stark nach innen gewölbt – ein Porträt wie durch Tricktechnik gezaubert. Zwar schimmerte die einstige Anmut immer noch durch, aber weil die Gesichtszüge so spektakulär zerstört worden waren, konnte man sich kaum des Gefühls erwehren, gar keinen Menschen vor sich zu sehen, sondern ein lebloses Ding, welches jederzeit nach Belieben geformt werden konnte.

Menschen sind letztlich auch nicht so viel anders als Staubsauger, dachte Ali in diesem Moment, irgendwann bekommen sie eine Delle und sind kaputt. Sicher hatte er auch Mitleid mit dem Unfallopfer empfunden. Aber der nachhaltigste Eindruck, den er mit nach Hause nahm, war der des im Tod zum kaputten Ding gewordenen Menschen. So intensiv wühlte ihn dieser Gedanke auf, daß

er das Gesehene bereits am Nachmittag aus der Erinnerung mehrfach skizzierte und schon fieberhaft mit Ölfarben zu arbeiten begann, als die Party am Abend bereits in vollem Gange war. Das Ergebnis war natürlich wieder ein typischer Seichtem. Naturgetreu wie eine Fotografie und kalt blaustichig. Der einzige Unterschied zu den früheren Gemälden bestand darin, daß es sich bei dem Motiv um eine Tote handelte.

Gaston, jener Galerist, der ihm in all den erfolglosen Jahren die Stange gehalten hatte und ihm eine Art väterlicher Freund gewesen war, zeigte sich nicht gerade begeistert. Er fand es zu morbide und nur bedingt verkäuflich. Drei Stunden später war er der gegenteiligen Meinung. Er verlangte dringend noch mehr »von dem Zeug«, weil das Bild von einem angesehenen Sammler bereits gekauft worden sei.

Für Ali brach das goldene Zeitalter an. Er verschaffte sich Zugang zu Leichenhäusern und zu Fotoarchiven der Polizei und suchte sich die entsprechenden *Modelle* aus. Es war nicht einfach. Denn er wollte jeden Anschein des sich in Blut suhlenden Schockmalers vermeiden. Die Grundidee war die der defekt gewordenen Maschine namens Mensch. Deshalb kamen von vornherein keine entstellten Mordopfer oder Verkehrstote mit klaffenden Wunden in Betracht. Als ideal erwiesen sich dagegen bei der Arbeit verunglückte Bauarbeiter mit mehrfachen Brüchen oder an Krebs gestorbene Kinder mit ihren ausgezehnten Gesichtern. Manchmal stellte er die Unglücklichen zu gespenstischen Gruppenbildern zusammen, als wären sie eine Art Familie.

Obwohl er sich während dieser Zeit intensiv mit dem Tod beschäftigte, fühlte er sich von Tag zu Tag lebendiger, ja geradezu von einer unerschöpflichen Lebensenergie erfüllt. Dieses Lebenselixier hieß Erfolg,

und die Quelle dafür sollte in den folgenden zehn Jahren nicht versiegen. Wegen der überwältigenden Nachfrage zog Gaston die Sache in großem Stil auf. Schon bald berichteten die einschlägigen Kunstmagazine, zwischen Unverständnis und Bewunderung schwankend, über den Newcomer. Museen zogen mit Ausstellungen nach. Seichem wurde der Star der Renaissance der gegenständlichen Malerei. Das Geld floß derart reichlich auf sein Konto, daß er oft nicht wußte, wieviel er gerade besaß, und rasch den Überblick verlor. Er wurde gefeiert, und bereiste zu verschiedenen Ausstellungseröffnungen die Welt. Er stand auf dem Gipfel, und nicht einmal ihm, dem Berufspessimisten, wollte ein Grund einfallen, weshalb das alles irgendwann ein Ende nehmen sollte, noch dazu ein böses.

Seichem stolperte.

Kapitel 3

Er hatte schon Sekunden zuvor gespürt, daß er stolpern würde, obwohl sein Instinkt durch den vielen Wodka inzwischen einem Matrosen auf einem sinkenden Schiff glich, der etwas Besseres zu tun hat, als sich um das Wohl des Kapitäns zu kümmern. Die Vorderkante seiner Schuhsohle war auf eine der etwas abstehenden quadratischen Steinplatten des Bürgersteigs gestoßen, und so verlor er das Gleichgewicht und fiel vornüber auf einen niedrigen Gartenzaun. Die eisernen Stäbe verjüngten sich zu scharfen Speerspitzen, und einen Moment lang schoß Seichtem die Frage durch den Kopf, ob so etwas überhaupt erlaubt war.

Dann stürzte er auf die Speere, und plötzlich hatte er das Gefühl, jemand habe auf die Zeitlupentaste gedrückt, um den Anblick in aller Langsamkeit zu genießen. Er sah sich selbst gemächlich auf die Zaunstäbe fallen, fast schwebend, mit offenem Mund und einem eher verblüfften als entsetzten Ausdruck. Fatalerweise gehorchten seine Arme ebenfalls dieser Trägheit, denn es fiel ihm so schwer, sie hochzureißen, als würden Bleigewichte auf ihnen lasten, und es wollte ihm nicht gelingen, sich mit den Händen vor den Speeren zu schützen. »Vielleicht willst du es so haben«, flüsterte eine Stimme in seinem Kopf.

Überraschend schaltete seine Wahrnehmung wieder auf Normalgeschwindigkeit zurück. Ali schlug mit dem gesamten Gewicht seines Körpers auf dem Zaun auf, rutschte ab, und einer der Stäbe durchbohrte das weiche Fleisch unterhalb der Kinnlade. Die Speerspitze drang durch den Kopf und stieß bis zur Schädeldecke, nachdem

sie das Gehirn durchschlagen hatte. Von der Ferne betrachtet sah es so aus, als rüttelte ein unschuldig Verurteilter in flehentlich fast kniender Haltung an den Gitterstäben seiner Gefängniszelle. Aus der Nähe wirkte er wiederum eher wie jemand, der demutsvoll darauf wartete, zum Ritter geschlagen zu werden, da die Arme schlaff herunterhingen und die Hände nichts berührten. Und von ganz nah betrachtet war er eine große Gliederpuppe, deren Kopf von einer Stange getragen wurde. Eine dünne Blutspur trat aus dem Einstichkanal aus und begann den Zaunstab herunterzurinnen. Seichtens schreckgeweitete Augen verloren allmählich den fiebrigen Glanz, den sie kurzzeitig angenommen hatten, und ein kaum wahrnehmbar trüber Film überzog seine Pupillen. Ein Motiv, das selbst fürs Großformat getaugt hätte, dachte Ali und grinste ...

Dachte?

Grinste?

Aber nein, aber nein ... So leicht waren die Probleme des Lebens doch nicht zu lösen. Man konnte sich nicht einfach davonstehlen und sich dann aller Sorgen ledig aus dem Jenseits betrachten. Das wurde einem doch immer wieder gesagt. Da galt es noch die zahllosen Knoten aufzudröseln, die man während seiner Erdentage geknüpft hatte, die Verhältnisse in Ordnung zu bringen, bevor man ging, zumindest alles Erdenkliche zu versuchen, damit man keinen schlechten Eindruck hinterließ. Schließlich ging es um das ewige Seelenheil, und das bekam man bestimmt nicht bewilligt, wenn man hinter sich einen Saustall zurückließ.

Ali senkte den Blick auf seine Hände. Obwohl schweißbedeckt wie der Rest seines Körpers, hielten sie die Gitterstäbe fest umklammert. Er hatte den tödlichen Aufprall noch im letzten Moment abfangen können, indem

er sie rasch ergriffen hatte. Reiner Reflex, trotz siebzehn oder achtzehn Gläsern Wodka. Glück im Unglück! Hauptsache, man ist gesund! Bevor ihm weitere Platitüden einfielen, spürte er die intensivste Übelkeitswelle, seit er die Bar verlassen hatte. Der Inhalt seines Magens, ein übler Brei, schoß mit solcher Wucht aus seinem Mund wie ein Schockstrahl aus einem Wasserwerfer und besprenkelte das tote Laub und kahle Geäst in dem kleinen Vorgarten. Immer wieder krampften sich seine Eingeweide schmerzhaft zusammen, was ihm noch mehr Schweißperlen ins Gesicht trieb, so daß er schließlich wie gerade der Badewanne entstiegen aussah. Am Ende, als nichts mehr herauskommen wollte und er sich nur noch in den Höllenschmerzen aus seinen malträtierten Eingeweiden wandte, sah er aus zusammengekniffenen Augen von dem für ihn völlig untypischen abstrakten Kunstwerk im Vorgarten zum Haus hoch. Auch dieses Gebäude kannte er gut, sogar dessen Bewohner. Es handelte sich um den heruntergekommensten Bau im Viertel. Und es ging bei den Anwohnern hinter vorgehaltener Hand das böse Wort vom »Schandfleck« um. Obgleich ebenfalls eine Perle aus der Gründerzeit, machte das Haus im gegenwärtigen Stadium den Eindruck, als wäre es sein eigenes Biedermeiergemälde, auf das ein Irrer ein Säureattentat verübt hat. Die Fassade mit ihren Erkern, reliefartigen Steinkonsolen in der Darstellung des Weingottes Bacchus, verschnörkelten Gesimsen und dämonengesichtigen Wasserspeiern war ihres Putzes gänzlich verlustig gegangen und starrte den Betrachter in einem fleckigen Branton an. Die kleinen Balkone waren derart verfallen, daß an den Rändern bereits die Armierung zu sehen war. Wegen akuter Einsturzgefahr durften sie wohl kaum mehr betreten werden. Die Originaltüren und -fenster waren völlig

verschwunden, an ihrer Stelle prangten häßliche Ersatzmodelle, doch nicht einmal die waren neu zu nennen.

Obwohl Ali die Ursache des Verfalls nicht wirklich kannte, konnte er sie sich zusammenreimen. Sie beruhte höchstwahrscheinlich auf einem Mietstreit. Der Eigentümer hätte die Perle bestimmt schon längst einer aufwendigen Renovierung unterworfen, wäre der Mieter dann auf eine Mieterhöhung eingegangen. Wer weiß, vielleicht wehrte sich dieser sogar mit Händen und Füßen gegen das Vorhaben.

Ali vermochte eine Ferndiagnose deshalb so genau zu stellen, weil er den Mieter kannte, zwar lediglich vom Sehen, jedoch jedesmal wenn er ihn sah, mußte er gegen das unwiderstehliche Verlangen ankämpfen, ihm eins auf die Nase zu verpassen. Jeder kannte so einen Typ in seiner Umgebung. Den Studenten irgendwelcher Geschwätzwissenschaften, der in den Siebzigern, als Altbau noch unattraktiv war, für einen Spottpreis in solch eine Bruchbude eingezogen war und sich darin nach und nach breitgemacht hatte. Den schnell ergrauenden, zur Glatzenbildung neigenden, das haarige Dilemma mittels eines Vollbarts ausgleichenden Langzeitstudenten, der schon früh erkannt hatte, daß er nicht das Zeug zu Höherem besaß, und deshalb beschloß, sich Prestige und Geld über buchstäblich alternative Wege zu verschaffen. Den militanten Fahrradfahrer, der sich in der kommunalen Politik engagierte, vor allem, was die Errichtung von Fahrradwegen betraf, und der durch sein Bürgerinitiativengeschrei genau in den Institutionen, die er der Bürgerferne beschuldigte, einen beamtenmäßigen Posten ergatterte. Den sich als fleischgewordene Anklage gegen den Durchschnittsmann gebärdenden »Brigitte-Mann«, der sich irgendwann mit einer anschniegenden

Erdmutter in Birkenstocksandalen zusammentat und gleich fünf Kinder zeugte, was natürlich unweigerlich einen finanziellen Anforderungskatalog an den *Staat* nach sich zog.

Ali hatte oft darüber sinniert, weshalb er einen solchen Haß gegen den »amtlichen Waldschrat« empfand (der Ausdruck hatte sich immer fester in seinem Bewußtsein manifestiert, je öfter er dem Mann begegnete). Warum er ihn am liebsten von seinem Hollandrad heruntergeschubst hätte, wenn dieser mit einem seiner zahllosen Kinder im Anhänger an ihm vorbeischiepperte. Im Lauf der Zeit fand er eine Antwort, und sie war so klar wie der Blaustich in seinen Bildern: Der amtliche Waldschrat war normal, ein moderner kleiner Spießer – und zufrieden. Er hatte von vornherein keine großen Ansprüche an das Leben gestellt und es unter Ausnutzung des gesellschaftlichen Zeitgeistes zu einer rundum abgesicherten und glücklichen Existenz gebracht. Er lebte in seinem schönen Knusperhäuschen, freute sich über seine wachsende Kinderschar und schlief jede Nacht bestens. Er, Seichtem, dagegen lebte in steter Angst. Angst, daß er seinem künstlerischen Anspruch nicht genügen könnte, daß er kein reicher Mann sein würde oder, ganz im Gegenteil, daß er ein Neureicher werden könnte, dessen Gedanken mehr um ein protziges Sportcoupe kreisen als um die ungemalten Bilder unter seiner Schädeldecke, daß er etwas verpassen könnte, daß sein Leben *adagio* an ihm vorbeiziehen könnte wie ein luxuriöser Eisenbahnwaggon, in dem ein rauschender Ball stattfand, während er gegenüber in dem grauen Bummelzug saß, daß er sterben könnte, ohne Spuren zu hinterlassen. Deshalb haßte Seichtem den amtlichen Waldschrat. Weil dieser alles richtig gemacht hatte. So paradox es auch klang, es war der blanke Neid auf einen Menschen, der er niemals sein wollte.

Aber die ganze Angst war umsonst gewesen. Denn nach all den Jahren voller Bangen und Zweifeln, ohne und mit Ruhm, ohne und mit Vermögen, stand er noch schlechter da als vor Beginn der Angst. Er hatte alles verloren. Sogar sich selbst.

Ali fand eine Befriedigung darin, daß er in den Vorgarten das amtlichen Waldschrats gekotzt hatte. Rache ist süß und stinkt, dachte er und ließ sich mit zitternden Knien zu Boden sinken. Mit dem Rücken an den Zaun gelehnt saß er auf dem feuchten Bürgersteig. Beinahe wäre er in Gelächter ausgebrochen bei der Vorstellung, daß er eigentlich nur noch einen Hut vor sich aufzustellen brauchte, um seinen Lebensunterhalt zu verdienen. Er fühlte sich zwar immer noch als hätten ihn verrückte Forscher zum Schlucken von verrückten Pillen gezwungen, aber es wurde merklich besser. Die Entleerung hatte ihm gutgetan.

Etwas erregte seine Aufmerksamkeit, etwas Helles. Er nahm es aus dem rechten Augenwinkel wahr. Allmählich graute der Morgen, doch es war nicht Dämmerlicht, was er gesehen hatte. Ali wandte den Kopf zur Seite und bemerkte, daß die sonst lückenlos aneinandergefügten Gebäude dieser Straßenzeile an der linken Flanke des Hauses durch eine Art Gasse nach hinten unterbrochen wurden. Sie mußte extrem schmal sein, denn nur ein für Perspektiven geübtes Auge, wie er es besaß, konnte sie aus diesem Blickwinkel ausmachen. Ein kaltes, allerdings sonderbar fluoreszierendes Licht brach aus der Gasse hervor und ergoß sich auf den Bürgersteig. Wiewohl seine Intensität kaum über die eines matten Nachglühens hinausreichte, schien ihm eine ganz eigene geheimnisvolle Kraft innezuwohnen, welche es von dem einsetzenden Tageslicht abhob.

Seichtem entschied, daß er sich um wichtigere Dinge zu

kümmern hatte, als der Quelle von wunderlichen Lichtspiegelungen an einem tristen Märzorgen nachzugehen. Zum Beispiel mußte er seinen grauenvollen Kater auskurieren, was mit Sicherheit den halben Tag in Anspruch nehmen würde, wenn nicht sogar den ganzen. Ja, er sollte schleunigst den Bus nehmen, nach Hause fahren und erst einmal ausschlafen. Und er sollte sich endlich einen Job als Hilfsarbeiter suchen, so wie damals nach dem Abschluß der Akademie. Ein traumhafter Neustart für einen Zweiundvierzigjährigen! Er war schon auf das Gesicht des Sachbearbeiters auf dem Arbeitsamt gespannt, wenn er ihm auf die Frage, was er denn von Beruf sei, »berühmter Maler« entgegnen würde. Aber vielleicht sollte er lieber eine Buchhandlung aufsuchen und sich dort nach einem Ratgeber für Selbstmordmethoden erkundigen – schmerzfreie Selbstmordmethoden. Dann fiel ihm jedoch ein, daß er ja gar kein Geld mehr besaß, um ein Buch zu kaufen.

Ali raffte sich auf und wankte trotz guter Vorsätze auf die Lichterscheinung zu. Er bog um die Ecke des Gartenzauns, und exakt wie er es erwartet hatte, stand er an der Schwelle zu einer mit altem, abgewetztem Kopfsteinpflaster verlegten Gasse, welche zu der dahinter liegenden Parallelstraße führte. Sie war sehr eng, keinen Meter breit, so daß sie immer nur ein einzelner passieren konnte. Die Seitenfronten bildeten die vermoderten Ziegelsteinmauern der beiden Nachbarhäuser, die plötzlich so aussahen, als seien sie mal eben auseinandergerückt.

Die diffuse, leicht flimmernde Helligkeit durchstrahlte die Passage bis in den winzigsten Winkel – es war schwer zu bestimmen, aus welcher Richtung sie überhaupt kam, und Seichem fühlte sich jetzt wie ein Schauspieler im Rampenlicht, der die Zuschauer selbst nicht sehen kann, obwohl diese sogar erkennen können, wie er eine

Augenbraue hebt. Dafür gab es zwei mögliche Erklärungen. Erstens: In diesen Wochen, da der sterbende Winter allmählich die Kontrolle über den Frosthimmel verlor, kam es zu den merkwürdigsten Phänomenen. Insbesondere verursacht durch die Zusammensetzung und Konsistenz der Wolken, welche hier eine kilometerlange dunkle Gleichförmigkeit aufwiesen, da wie mit einem Fanfarenstoß aufrissen und dort wiederum eine ganz dünne Gazeschicht mit den dazugehörigen gespenstischen Diffusionseffekten erzeugen konnten. Zweitens: Die ständige Trinkerei hatte ihm einen Hirnschaden zugefügt oder ein Augenleiden, was auf dasselbe hinauslief, denn Ali hatte seinerzeit in der Akademie beim Studium der menschlichen Anatomie gelernt, daß Augen genaugenommen ein Teil des Gehirns sind. Seine Augen waren defekt, und deshalb reagierten sie in Grenzbereichen der optischen Wahrnehmung dementsprechend. Es war müßig, einer der beiden Theorien den Vorzug zu geben, denn in Seichtems Leben spielten *Diffusionseffekte* nur noch eine untergeordnete Rolle.

Im Grunde hätte er nach Hause gehen und den himmlischen Geisterspuk sich selbst überlassen können. Doch man konnte es sich nicht aussuchen, wie man so sagte; das Schicksal war eine Art Schuldenfalle: Befand man sich erst einmal in der Tretmühle des Zins und Zinseszins, mußte man immer weiterlaufen bis zum bitteren Ende. Ali ging in die Gasse hinein, ohne sich den Beweggrund dafür erklären zu können. Langeweile, redete er sich ein, aber in Wahrheit spürte er fast körperlich eine geheimnisvolle magnetische Anziehungskraft, die vom Schlund des Durchgangs ausging, die an ihm zog und zerrte und der er nicht zu widerstehen vermochte. Seine Schritte hallten zwischen den Mauern, und er hörte sein

eigenes schnaufendes Atmen gleich einem unheimlichen Rhythmus.

Je mehr er sich dem Ende der Gasse näherte, desto deutlicher bildete sich in dem Gespinnst der Strahlen eine schmiedeeiserne Türe ab. Es handelte sich um eine für diese Altbaugegend charakteristische Gartentür mit barockem Schnörkelmuster, Akanthus-Ornamenten und einer klobigen Klinke in Form eines gewölbten Weinblatts. Ein aus den Seitenpfosten wachsender, ebenfalls vor Blumenranken- und Früchteschwulst überbordender Spalierbogen erinnerte an die Eingänge exklusiver Friedhöfe. Das Eisen hier war allerdings so verrostet, daß man meinte, die rotkrümelige Oberschicht mit dem bloßen Finger abschaben zu können. Ali wunderte sich, daß ausgerechnet eine so schmale Gasse mit einer so kunstvollen Türe abschloß. Weder gab es hier etwas wegzuschließen noch ergab eine Absperrung an diesem erkennbar öffentlichen Ort irgendeinen Sinn.

Die Fragen wurden plötzlich von etwas noch Unerklärlicherem verdrängt: Das fluoreszierende Wunderlicht hatte sich unversehens verflüchtigt. Es war einfach nicht mehr zu sehen, geradeso, als hätte es nie existiert, als wäre es tatsächlich nur eine vorübergehende optische Täuschung gewesen. Ali überlegte, wann das Licht genau verschwunden war, ob beim Passieren der Gassenmitte oder erst, als er an der Gartentüre angelangt war. Er fand darauf keine Antwort. Jedenfalls fiel auf die Straße vor ihm nun wieder das seit Tagen vorherrschende fahle Licht für angehende Selbstmörder.

Alis Hände zitterten ein wenig, als er die Klinke ergriff und die Tür öffnete. Wie erwartet quietschte sie entsetzlich, und es bedurfte brutaler Rüttellei, damit sie überhaupt aufschwang. Eine neue Übelkeit erfaßte ihn, diesmal jedoch nicht als Folge des Wodkaexzesses,

sondern aufgrund eines gewissen Schocks, daß die Tür tatsächlich aufgegangen war. Unbewußt hatte er nämlich gehofft, daß sie abgeschlossen wäre oder der Rost das Schloß so zerstört hätte, daß es sich nicht mehr öffnen ließ. Irgendwie hatte er sich gewünscht, daß diese Tür unpassierbar wäre, eine Barriere für alles, was dahinter lag. Aber ein anderer Teil seines Bewußtseins, vielleicht jener, der auch das Wunderlicht erblickte hatte, war anscheinend williger gewesen – und es war zu spät.

Er betrat den Bürgersteig und blickte sich zu beiden Seiten um. Nichts unterschied die Straße von der, die er hinter sich gelassen hatte. Ein properes Gründerzeitgebäude neben dem anderen, Stuckfassaden mit Bukranionfriesen, die mit Girlanden verbundene Ochschädel darstellten, kostspielig restaurierte Kirschbaumtüren und -fenster, verschwenderisch breite Treppenaufgänge aus Basalt oder Marmor, gepflegte Vorgärten, umzäunt von den gemeingefährlichen Speeren ...

»Ich Idiot!« entfuhr es Seichtem. Denn er erkannte erst jetzt, daß er sich ja in *seiner* Straße befand. »Ich Idiot!« wiederholte er gleich danach noch lauter. Denn mit einem Mal stellte er fest, daß er sich nicht nur in seiner Straße befand, sondern direkt gegenüber von *seinem* Haus, das auf der anderen Straßenseite in den traurig verhangenen Himmel ragte. Natürlich war es weder seine Straße noch sein Haus. Nicht mehr. Er war schon vor acht Monaten von hier weggezogen, in sein praktisches Fünfzehnquadratmeterzimmer am Stadtrand, wo er den ganzen Tag so tat, als würde er sich auf ein Comeback vorbereiten, aber in Wahrheit nur trank und sich selbst im tiefsten Suff noch den Kopf über die ausstehende Miete zerbrach. Außer den Trümmerstücken seiner auseinandergeflohenen glorreichen Vergangenheit hatte er

in dieser Straße ein totes Kind zurückgelassen, das zu seinen Lebzeiten erst »Mama«, »Papa«, »Wauwau«, »Auto«, »Ja«, vor allem aber so niedlich »Naaaihn« sagen konnte, daß es einem fast das Herz brach. Zurückgelassen hatte er auch Ida, der eigentliche Motor seines Lebens und seiner Karriere, die Frau, die achtzehn Jahre an seiner Seite gestanden und deren Träume er so gründlich ruiniert hatte, daß sie jedesmal in einen Weinkrampf ausbrach, wenn sie ihn nur sah. Kein Zufall, daß der Scheidungstermin mit dem Tag des Auszugs aus dem Haus zusammenfiel.

Ach, das war einmal mein Traumhaus gewesen! seufzte Ali stumm, während er wie hypnotisiert auf den alten Kasten starrte. Obwohl er ihm nicht mehr gehörte und obwohl sich darin die schmerzlichsten Dramen seines Lebens abgespielt hatten, durchströmte ihn jedesmal eine melancholische Wärme, wenn er hier vorbeikam. Niemand ahnte das, aber ihm war es immer bewußt gewesen: Dieses Haus, mehrere Millionen wert, stellte in mehrfacher Hinsicht ein Symbol dar. Dafür, daß er trotz der jahrelangen Frotzeleien seiner etablierten Kollegen und der Demütigungen, die man als Mittelloser in einer Wohlstandsgesellschaft einstecken muß, es einmal bis an die Spitze geschafft hatte. Daß es eine unglaubliche Zäsur in seinem Leben gegeben hatte, er ein anderer Mensch geworden war. Daß es wirklich Engel gab, so wie Patrick, der hier das Licht der Welt erblickt hatte – aber nur kurz, ganz kurz an dieser Welt teilhatte, bevor er sich wieder in einen Engel zurückverwandelte. Daß die overschlauen Zukurzgekommenen ziemlich danebenlagen, wenn sie die Reichen wegen ihres vielen Reichtums des permanenten Überdrusses verdächtigten. Daß es ein Paradies schon vor dem Tode gab, wo man geschützt war gegen alle Unbill der Welt, wo ringsum Frieden herrschte, und wo man an

einem sonnendurchtränkten Frühlingstag im Garten plötzlich die Einsicht gewann, daß ohne all das der Tod eigentlich dem Leben vorzuziehen sei. Freilich währte diese paradiesische Zeit nicht lange, doch sie war prägend, bestimmte für immer jenen Teil des Hirns, der für den alltäglichen Stimmungsausgleich verantwortlich war, und verfälschte damit das Richtmaß fürs Glücklichsein auf ewig und irreversibel.

Äußerlich schien das Haus unverändert. Mehr noch, wohl wegen der Überdosis an Nostalgie hatte Seichem sogar das Gefühl, daß einige Details an der Fassade in den ursprünglichen Zustand vor zehn Jahren versetzt worden wären. Zum Beispiel hatte Ida irgendwann die Fensterbänke mit Zinkblech auskleiden lassen, weil sich auf dem Kalk-Sandstein Moosbewuchs bildete. Jetzt prunkten die schweren Bänke aber wieder ganz unverhüllt. Komisch, das war ihm bei seinen früheren alkoholgetränkten Stippvisiten nie aufgefallen.

Ali ignorierte die kleinen Irritationen und genoß die Aussicht. Im Gegensatz zu den übrigen Gebäuden in der Gegend, die in der eklektizistischen Pracht des neunzehnten Jahrhunderts schwelgten, besaß *sein* Haus den schlichten Baustil der niederländischen Gründerzeit. Obgleich innen genauso geräumig wie die prahlerischen Geschwisterauten, begnügte es sich mit einer bescheidenen Stirnseite aus bordeauxroten Klinkersteinen. Allein die großen Konsolbogenfenster, die zungenstreckenden Bocksköpfe unter dem Gesims des ersten Stockwerks, die böse Geister abwehren sollten, und der von botanischer Raffinesse zeugende Vorgarten ließen etwas von der Herrschaftlichkeit im Inneren ahnen. Wuchtige Granitstufen führten zu der mit Schnitzereien von Vogelmotiven verzierten Eichentür. Gleich unter dem Treppenaufbau ging es durch einen engen Seiteneingang in den labyrinthischen Keller, welcher im

hinteren Teil in den Garten mündete.

Ach, das war einmal mein Traumhaus gewesen!

Ali hatte nur eine einzige Woche gebraucht, um einen Käufer zu finden. Trotzdem war es höchste Zeit gewesen, denn die Monster von der Steuerbehörde standen schon vor der Tür und drohten mit der Zwangsversteigerung. Ein Fabrikant von Landwirtschaftsgeräten, der nun im Ruhestand war und sich um die eigene und um die Gesundheit seiner Frau sorgte und deshalb in Krankenhausnähe in der Stadt wohnen wollte, erwarb Seichtems geplatzten Traum, nachdem er ihn nur einziges Mal besichtigt hatte. Dafür machte er es zur Bedingung, daß er und Ida innerhalb von zwei Wochen ausziehen mußten.

Seichtem fragte sich erneut, wie er bloß hatte verkennen können, daß er zuvor auf einer Parallelstraße gelaufen war. Auch der Alkohol entschuldigte solch dramatische Ausfallerscheinungen nicht. Denn wenn es ein untrügliches Orientierungszeichen gegeben hatte, dann war es der amtliche Waldschrat gewesen. Zehn Jahre lang war dieser Alis schäbiger Nachbar von gegenüber gewesen, der sich mit allen Tricks gewehrt hatte, aus einer für ihn viel zu teuer gewordenen Wohngegend wegzuziehen. Ali mußte gestehen, daß in Wahrheit er selbst es gewesen war, der in einem Anfall von kleinbürgerlichem Denunziantentum das böse Wort vom Schandfleck in die Welt gesetzt hatte. Einmal zu Geld gekommen, mochte er die auf halber Strecke Zurückgebliebenen nicht mehr um sich sehen. Ironie des Schicksals: Der feine Herr war schon längst aus dem Elysium hinauskomplimentiert worden, während das tapfere Schneiderlein des Mietgesetzes weiterhin die Stellung hielt.

Aber die Gasse ... Und diese Tür, diese Gartentür – war

sie schon immer dort gewesen? Ali konnte sich daran erinnern, daß er in den Arbeitspausen manchmal das Atelier verlassen hatte und in den vorderen Teil des Hauses gegangen war, um aus dem Fenster die amüsanten Aktivitäten des amtlichen Waldschrats zu beobachten. Als demonstrativen Beweis seiner naturreinen Gesinnung stutzte der Witzbold zum Beispiel die Hecken in seinem Garten allen Ernstes mit einer Sichel. Oder er ließ seine Kinder im Sommer splitternackt über den Rasen tollen, auch die, die schon zehn oder elf Jahre alt waren. Oder er ...

Nein, diese Tür hatte er nie gesehen, und die Gasse dahinter auch nicht. Allerdings mußte er auch zugeben, daß er früher eigentlich nie die andere Straßenseite betreten hatte. Vermutlich hatte er insgeheim geglaubt, daß er sich dort eine Krankheit zuziehen könne – ein Rückfall-in-die-Armut-Virus. Und von seinem Haus aus war die Tür womöglich gar nicht zu sehen gewesen. War es so? Konnte man tatsächlich zehn Jahre an einem Ort leben, ohne eine derartige bauliche Besonderheit vor der eigenen Haustür zu bemerken?

Vom oberen Ende der Straße bog ein altersschwacher, signalroter Magirus-Lastwagen um die Ecke und kroch mit lautem Geächze in Seichtems Richtung. Während Ali den Kopf nach rechts drehte und die einzige Abwechslung in der Tristesse auf sich zukommen sah, erkannte er, daß ihm in dem ganzen chronometrischen Wirrwarr nun ein waschechtes Zeitphänomen widerfuhr, nämlich ein Déjà-vu-Erlebnis. Die Szene kam ihm bekannt vor, ja, er hatte das sichere Gefühl, daß er das alles so oder so ähnlich schon einmal durchlebt hatte. Selbstverständlich hatte er hier lange genug gewohnt, um an einer Fülle von Lebensbildern teilzuhaben. Dennoch wußte er plötzlich mit unerschütterlicher Gewißheit, daß von diesem Bild nur

eine einzige Kopie in seinem Gedächtnis existierte.

Der Laster war ein Umzugswagen mit der typischen kastenartigen Pritsche, die das ganze Gefährt dominierte.

»Vierer Bande« stand in großen, chinesische Schriftzeichen parodierenden Lettern an den Längsseiten; darunter befanden sich Adresse und Telefonnummer des Transportunternehmens. Im Führerhaus saßen eng gedrängt vier bullige Kerle, deren Erscheinungsbild kaum dem Klischee von Spediteuren als adretten Dienstleistern entsprach. Sie trugen Netzhemden, schmutzige T-Shirts mit dem berühmten Che-Guevara-Konterfei und breite Ledergürtel, auf denen Totenschädel als silberne Schnallen protzten. Einer hatte die Haare pomadisiert und trug sie wie ein schmiereriger Latino nach hinten gekämmt, ein anderer hatte sich eine Glatze rasiert und war an beiden Augenbrauen gepierct. Narbig waren ihre Gesichter, sie erzählten von einer rauschhaft abgelebten Jugend, und ihre Körper zierten derart viele Tätowierungen, daß man damit hätte bequem einen Bildband füllen können. Ganz klar, hier waren gemeingefährliche Gangster auf Diebestour unterwegs.

Was aber nicht stimmte. Ali hatte die Jungs zwei Wochen, bevor Ida und er in das Haus eingezogen waren, in einer Künstlerkneipe kennengelernt. Es waren ehemalige Punker, die eines schönen Tages aus ihrem Sixpackdelirium erwacht waren und voller Entsetzen die ersten weißen Härchen in ihrer sonst grellbuntgefärbten Frisur entdeckt hatten. Sie hatten zwei Alternativen: Entweder so destruktiv weitermachen wie bisher und mit Fünfunddreißig sterben oder in ein bürgerliches Leben eintreten. Sie wählten den Mittelweg, kauften mit geborgtem Geld den alten Magirus und gründeten die »Vierer Bande«, ein alternatives Umzugsunternehmen. Sie waren dabei ihr eigener Herr, und konnten als Nebeneffekt

den Alkohol, den sie immer noch in kriminellen Mengen genossen, während der anstrengenden körperlichen Arbeit ausschwitzen.

Angetan von ihrer sympathischen Art, gab Ali den Jungs den Zuschlag für den Umzug und wunderte sich später darüber, warum sie erheblich fixer waren als die dickbäuchigen, majestätische Pausen einlegenden und ständig in endlose Palaver verstrickten Profis, die man sonst bei der Arbeit sehen konnte. Jetzt allerdings, in der traurigen Gegenwart, wunderte er sich über etwas anderes. Genauer gesagt wunderte er sich über zweierlei.

Er war zwar immer noch ziemlich benebelt, und doch konnte er durch die Windschutzscheibe des Lasters erkennen, daß die »Vierer Bande« in all den Jahren um keinen Deut *gealtert* war. Ja, wenn er sich recht entsann, steckten die Jungs in denselben Outfits wie seinerzeit. Das allein gab noch keinen Anlaß zum Staunen, denn solche Subkulturgewächse wie die Bandenmitglieder schienen oft alterslos zu sein. Das Alter hatte schließlich auch etwas mit der inneren Einstellung zu tun, mit der Kleidung, wie man sich bewegte, wie man dachte und nicht zuletzt mit der berühmt berüchtigten Ausstrahlung. Jedenfalls glaubten das die Leute, die ums Verrecken nicht altern wollten. Was jedoch Seichtems neuerliche Übelkeit noch verstärkte und ihn geradezu bestürzte, war der Umstand, daß die »Vierer Bande« nicht einfach an ihm vorbeifuhr, in altersloser Frische zu neuen Umzugszielen, sondern – er hatte es eigentlich geahnt – den Magirus genau vor *seinem* Haus stoppte. Wie damals, als er und Ida in der Gewißheit, endlich den Wechsel von der armen zu der reichen Sphäre vollzogen zu haben, hier ihren Einstand gegeben hatten. »Wie damals ...«, sagte er auch denn wieder laut und tat, ohne es zu merken, einen Schritt in die Gasse zurück.

Er verstand es nicht. Sollte der pensionierte

Unternehmer schon nach acht Monaten wieder einen Tapetenwechsel suchen? Warum? Hatten ihn etwa auch die Steuermonster in die Enge getrieben, so daß er das Haus weiterveräußern mußte? Aber wieso beauftragte ein so altmodischer Mann dann solche schrägen Vögel für seinen Umzug, und ausgerechnet auch noch jene, die hier schon einmal zum Einsatz gekommen waren? Was für ein unglaublicher Zufall!

Ali wich gänzlich in die Dunkelheit zwischen den Ziegelsteinmauern zurück, ohne das Geschehen aus den Augen zu verlieren. Ihn trennten gut sechs Meter von dem Lastwagen gegenüber, der ihm jetzt vollständig die Sicht auf das Gebäude nahm, und er fürchtete, daß der Mann am Steuer ihn sehen könnte, wie er sie alle angaffte, und noch schlimmer, daß er ihn erkannte. Der Fahrer hatte sich zu jener Zeit Bibo genannt und war der Chef der Truppe, allerdings so eine Art demokratisch gewählter Chef. Obwohl er mit einem furchterregenden Stacheldrahttattoo auf seiner Glatze, breiten Hosenträgern über einem T-Shirt mit dem Aufdruck »Fuck up« und den Doc Martens an den Füßen wie das Abziehbild eines brutalen Skinheads aussah, wußte Ali, daß er in Wahrheit die Friedfertigkeit in Person war, mehr von Jazz verstand als jeder andere und kuriose Theorien zur Politik vertrat.

Er wischte sich mit dem Ärmel den Schweiß von der Stirn, der infolge der neuen Übelkeitsattacke inzwischen wieder das ganze Gesicht bedeckt hatte. Seine Hände zitterten, der ganze Körper zitterte, und er hatte das Gefühl, als würde gleich in seinem Inneren etwas explodieren und ihn in Millionen Stücke reißen. Obwohl er sich dagegen immer noch sträubte, dämmerte es ihm allmählich, daß all diese Ausfallerscheinungen nicht von der zurückliegenden Nacht herrührten. Nein, es war das Grauen in seinem Kopf, die Erkenntnis, daß er diese Szene

tatsächlich schon einmal erlebt hatte. Nur aus einer anderen Perspektive, geradeso, als hätte die Kamera damals woanders gestanden.

Bibo linste in den Rückspiegel. Er schien darin das Signal erkannt zu haben, auf das er gewartet hatte, und stieß seine Kumpane an. Daraufhin öffneten die Jungs die Türen und stiegen aus der Kabine. Seichem riß den Kopf nach rechts und sah eine Ente, nein, *seine* heißgeliebte gelbe Ente die Straße heruntertuckern, den Citroen 2CV, Baujahr '79, den er eine Ewigkeit lang gefahren hatte und nach dem Umzug gegen einen Jaguar tauschen sollte. *Darin saßen er und Ida!*

Das war natürlich lächerlich, nicht nur lächerlich, sondern – unmöglich. Und weil es so war, spürte er, wie seine Beine langsam unter ihm nachgaben und seine Arme kraftlos im Nichts nach Halt suchten, während er wie eine willenlose Marionette auf die Pflastersteine niedersank. Leider wurde er nicht ohnmächtig, sonst hätte er das Folgende als eine Sinnestäuschung verbuchen können. Seine Augen waren jedoch gieriger als seine müde, mit all dem überforderte Psyche.

Ali und Ida parkten vor dem Laster, stiegen aus und vertieften sich in eine offenkundig heitere Lagebesprechung mit der »Vierer Bande«. Der Citroen 2CV, der ihm so lange die Treue gehalten hatte, war vollkommen verdreht und wirkte aufgrund diverser Kleinunfälle, als hätte ihn jemand systematisch mit dem Vorschlaghammer bearbeitet. Bis der Jaguar geliefert wurde, präsentierte sich Ali damit überall mit dem provokant stolzen Gehabe eines Kriegsinvaliden, der seine grausigen Narben zu Schau trägt. Ida trug eine Jeanslatzhose und hatte sich ihre langen schwarzen Haare zu einem Pferdeschwanz zusammengebunden. Man sah es ihr an, daß sie begierig auf ihre neue Rolle als Frau des

Hauses war, die sie in diesem Palast einzunehmen gedachte. Er selbst zelebrierte mit seinem Outfit das Bild des vom Erfolg geküßten, stets überarbeiteten Künstlers mit Dreitagebart, der sich einfach irgend etwas Zerknittertes überzieht – alle wußten ja, daß er sich in Wirklichkeit ganze Edelboutiquen zusammenkaufen konnte. Beide schienen vor Glück schier zu platzen, weil sie sich darüber im klaren waren, daß nun ein Leben im Luxus beginnen würde, und dieser Glücksfunke sprang sogar auf die Jungs über, denen ja noch harte Arbeit bevorstand.

Seichtem auf dem Boden der Gasse, die Finger wie im Krampf fest um das rostige Zierwerk der Gartentüre geklemmt, schwitzend, keuchend, wimmernd, versuchte sich in Anbetracht der Szene vergeblich den Hirnschaden einzureden, mit dem er noch vorhin kokettiert hatte. Oder es war der Alkohol, ja, der Absturz, da mußte man doch einfach Geister sehen ... Aber es hatte keinen Sinn, etwas gewaltsam für unwirklich zu erklären, wenn man gleichzeitig wußte und fühlte, daß es das Wirklichste war, was man je gesehen hatte. Tränen schossen Ali in die Augen, sein Kopf vibrierte wie eine angeschlagene Glocke, und er gestand sich ein: Diese Tür führte in eine andere Zeit, zehn Jahre zurück, und er haßte diese beiden Helden in dieser verlorenen und doch so glorreichen Zeit, weil sie alles besaßen und er nichts. Der Haß war überwältigend, erzeugte blutfarbene psychedelische Muster vor seinem Auge, verzehrte ihn. Er wollte wieder zurück, zurück, zurück und die Stelle seines jüngeren Ichs einnehmen ...

Seichtem wandte den Kopf zur Seite und übergab sich erneut. Dabei dachte er plötzlich: Das muß ich Ida erzählen!

Kapitel 4

Ali hatte Ida in einem Copyshop kennengelernt. Es war Sommer '83, ein Glutsommer, und er hatte gerade erkannt, daß der weitere Verbleib auf der Akademie für ihn etwa so sinnvoll war wie eine Fortführung des Studiums auf einer Blindenschule. Er hatte längst seinen eigenen Stil gefunden, und die einzigen Kontakte, die er dort geknüpft hatte, waren die mit dem bierseligen Hausmeister und einem an der Schwelle zur Demenz stehenden Aktmodell namens Pinky gewesen, über das schon der komplette männliche Teil der Klasse drübergestiegen war. Jedenfalls empfand er es für seine zukünftige Karriere als nicht besonders förderlich, von den lieben Kommilitonen in die Nähe dieser Baskenmützengestalten gerückt zu werden, die für Touristen zum x-tausendsten Male die Notre-Dame auf die Leinwand pinseln.

Im Frühjahr war er nur noch sporadisch in der Akademie erschienen, aber jetzt in den Ferien hatte er beschlossen, überhaupt nicht mehr hinzugehen. Er wollte sich das nötige Geld zum Überleben mittels gelegentlicher Auftragsarbeiten für Grafikateliers zusammenverdienen. Notfalls würde er irgendwo beim Bau den Hilfsarbeiter markieren. Schließlich war er noch jung, und er glaubte felsenfest daran, daß er es mit seiner Kunst in nicht allzu ferner Zukunft zu etwas bringen würde.

Um Bewerbungsunterlagen für verschiedene Firmen zu kopieren stand er also an einem Sommervormittag in diesem stickigen Kabuff, das sich durch die warme Abluft der Kopiergeräte in das Innere eines Föns verwandelt hatte. Und dort saß sie, hinter der Kasse, vertieft in Klaus Kinskis Autobiographie »Ich bin so wild nach deinem

Erdbeermund« in einer zerfledderten Taschenbuchausgabe. Sie trug ein sandfarbenes ärmelloses Sommerkleid aus einem dieser dünnen Leinenstoffe, der in Männerschädeln sofort Phantasien darüber auslöst, was sich wohl darunter befinden könnte – am liebsten natürlich nichts als weiche, weiche Haut. Ihr langes schwarzes Haar hing über ihr leicht verschwitztes Gesicht wie ein exotischer Vorhang, hinter dem man die süßesten Geheimnisse erahnen konnte. Sie war klein, aber zierlich klein, so daß leicht Dunstbilder von schwülen Nächten mit einer filigranen Circe aufkamen. Später sollte er erfahren, was für eine herkulische Kraft dieser kleinen Person innewohnte. Trotz der zerbrechlichen Gesamterscheinung verriet ihr Antlitz eine Art frühreifer Weisheit, einen abgeklärten Schalk, als hätten die großen dunklen Augen schon in alle Abgründe geblickt und entschieden, darauf mit mildem Blick und kleinen Lachfalten zu reagieren. Und, was für ein wunderschöner Zufall, sie besaß tatsächlich einen Erdbeermund!

»Ich bin so wild nach deinem Erdbeermund«, dachte Ali während er, den atemlosen Fotokopisten über dem Gerät mimend, sie aus den Augenwinkeln betrachtete und ihr Bild genau speicherte. Ja, ja, der irre Kinski hatte schon gewußt, was gut war!

Aber dann kam auch schon das Ende der Freude, denn er war mit seiner Arbeit fertig. Er bezahlte, und sie schaute nicht einmal auf, als sie ihm das Wechselgeld reichte. Vor der Tür schien die hinreißende Kassiererin nur noch eine vorübergehende reizvolle Ablenkung von der Ungewißheit über seinen künftigen Berufsweg gewesen zu sein. Aber es schien eben nur so! Denn gleichgültig, welche emsigen Pläne er bezüglich der Gestaltung des weiteren Tages auch hegte, der Erdbeermund wollte ihm nicht mehr aus dem Sinn gehen. Dieser Mund, ihn zu berühren, ihn zu küssen,

zu schmecken, an ihm zu saugen und ...

Ali machte kehrt und ging wieder in den Laden, ohne eine Vorstellung davon zu besitzen, was er dort anstellen sollte. Und weil ihm auch drinnen nichts Gescheites einfiel, fotokopierte er die Unterlagen, die er schon fotokopiert hatte, wie ein Trottel noch einmal. Diesmal allerdings so nervtötend langsam, als stünde er unter einer Droge, welche die Motorik lahmte. Natürlich hätte er sie ansprechen können. Doch im Falle einer Abfuhr befürchtete er einen inwendigen Weltuntergang. Außerdem hätte dann sein in erotischen Dingen erfolgsverwöhntes Selbstbewußtsein solch verzweigte Risse bekommen wie eine Windschutzscheibe bei einem Frontalzusammenstoß.

Obwohl er im Zeitlupentempo fotokopierte und dabei die Dame an der Kasse in seiner imaginären Peepshow mehrfach hatte auftreten lassen, fand auch dieser Genuß irgendwann ein Ende. Er bezahlte und verließ den Laden. Draußen, fest entschlossen, die Geschichte auf sich beruhen zu lassen, schlenderte er die Straße sinnlos auf und ab, in der Selbsttäuschung, nun endlich weltbewegende Aktivitäten in Angriff zu nehmen. Aber es klappte nicht. Er hatte das fast schmerzhaftes Gefühl, einen lebensentscheidenden Fehler zu begehen, wenn er jetzt wegging und es zuließ, daß diese Schöne in den folgenden Tagen zu einer netten Erinnerung verblaßte, bis sie am Ende des Monats vollkommen aus seinem Gedächtnis gelöscht wäre.

Also ging er nach einer halbstündigen Anstandspause wieder in den Shop und fing erneut zu fotokopieren an ...

»Wenn Sie wollen, tue ich das für Sie, und Sie können Ihre Unterlagen abends abholen, bevor ich schließe. Scheint sich wohl sowieso immer nur um die gleichen Sachen zu handeln.«

Sie sah ihn mit ihrem weisen Lächeln von der Kasse aus an und tippte sich mit dem zerkaute Radiererende eines Bleistifts an den Erdbeermund. Ali wurde weder rot noch glitten ihm die Papiere infolge einer slapstickhaften Schreckreaktion aus den Händen, obwohl ihr überraschendes Angebot ihn hätte aus der Bahn werfen müssen. Statt dessen funktionierte er mit der Geistesgegenwart eines routinierten Trickbetrügers.

»Oh, das wäre wunderbar!« strahlte er und bemühte sich, seinen so oft vom Sieg gekrönten Charme in Sekundenschnelle aufzubauen. »Ich bin so furchtbar beschäftigt heute, wissen Sie. Für Ihre Hilfe würde ich mich natürlich revanchieren und Sie ...«

»Zum Essen einladen?«

Sie schaute ihn so unschuldig an, als wäre sie soeben auf die Welt gekommen.

»Ähm ...«

»Heute abend?«

»Ähm ...«

»Okay!«

Was natürlich nicht so ganz okay war. Denn erstens würde er für dieses Unternehmen zwecks Geldbeschaffung mindestens drei geneigte Freunde abklappern müssen und zweitens: Wie würde er bloß die Zeit bis zum entscheidenden Termin totschiagen? Es war gerade früher Vormittag!

Ach Gott, das waren noch Probleme gewesen, dachte Seichem, als er im Regen durch die trostlosen Straßen mit den verkniffenen Schlechtwettergesichtern eilte. Der Regen hatte eingesetzt, nachdem er die Gasse wie von Bluthunden gehetzt verlassen und das Altbaugeliet hinter sich gelassen hatte. Er war durch das Gesehene derart aus

dem Lot geraten, daß ihm allein der Gedanke, auf den Bus zu warten und dann die gemächliche Fahrt an unzähligen Haltestellen zu unterbrechen, gewaltige Streßstöße einjagte.

Ida lebte jetzt ebenso wie er am Stadtrand, allerdings in entgegengesetzter Richtung. Doch im Gegensatz zu ihm bewohnte sie eine richtige Mietwohnung, wenn auch eine kleine. Nach der Scheidung hat sie sich auf einen der diversen Jobs ihrer Jugendtage besonnen und dekorierte nun die Schaufenster einiger Schuhläden in der Geschäftsmeile. Zwar war sie ebenfalls im Leid erstarrt, aber sie unterwarf sich einer schier militärischen Disziplin, um daran nicht auch noch zu ersticken. Zumindest arbeitete sie, versuchte eingeschlafene Freundschaften wiederzubeleben und sich an den kleinen Höhepunkten des Alltags zu erfreuen. Es war nur eine Frage der Zeit, bis sie den zurückliegenden Alptraum überwunden haben würde.

Freilich wußte Seichthem das alles nur aus zweiter Hand. Von ihm zufällig über den Weg gelaufenen Bekannten oder Idas Freundinnen, die aus dem Staunen nicht herauskamen, daß sie sich nach all den Jahren bei ihnen gemeldet hatte. Er selbst hatte sie nach dem Auszug aus dem Haus nur noch zweimal getroffen, und jedesmal hatte sie ihn angefleht, sie in Ruhe zu lassen. Bis er schließlich ihrer Bitte entsprach und all seine Sorgen der Flasche anvertraute.

Was für ein Kontrast zu damals! Sie waren nach diesem denkwürdigen Abendessen in einem Steakrestaurant sofort im Bett gelandet, und rückblickend kam es ihm so vor, als wären sie die folgenden zehn Jahre gar nicht mehr herausgekommen. Eine typische Täuschung in der Retrospektive. Gewiß, an Liebe hatte es in dieser Zeit nicht gemangelt, sie erlebten zahllose Sternstunden der

Romantik – ihrer ganz eigenen Romantik: Das Gewürzgurkenschlemmen vor dem Schwarzweißfernseher (wieder einmal hatte es für das Abendessen zu mehr nicht gereicht), dessen Bild so schlecht war, daß man ausgerechnet an den spannendsten Stellen des Krimis wahre Akrobatenkunststücke mit der Zimmerantenne vollführen mußte, bis man dem Ding schließlich wutschäumend den Todestritt verpaßte und sich mit altmodischem Sex als Abendunterhaltung zufriedengab. Oder das Renovieren der winzigen Bruchbude, die sich Wohnung nannte, eine Aktion immer an der Grenze zu einem Mord, weil Ali auf seinem Künstlertum beharrte und sogar die Besenkammer am liebsten in eine Opernkulisse verwandelt hätte, und weil Ida, pathologisch praktisch veranlagt, allen Firlefanz, ja selbst die Hälfte der Möbel dem Sperrmüll anvertrauen wollte. Oder die »Urlaube« am nahe gelegenen Baggersee, die man mit viel Phantasie sowie ein bißchen Rum und Cola zu karibischen Abenteuern umträumte. Oder der Hahn mit dem Riesenkamm, den Ida aus Espartogras geflochten hatte (ihr kleines Hobby) und Ali zum »verflixten 7. Jahr« schenkte. Er kam später im neuen Haus auf eine Kommode vorne ins Eßzimmer.

Sie bauten sich etwas auf. Aber das, was sie sich aufbauten, war weder etwas Materielles noch ein Geschäft, das später erst eine Rendite abwerfen würde. Sie errichteten etwas viel Kostbareres: ein nur für sie zugängliches Archiv der gemeinsamen Erlebnisse, Erinnerungen und der glücklichen Momente. Jedes junge Paar, das entschlossen war, zusammen alt zu werden, baute sich im Kopf so ein Geheimarchiv auf, ohne sich dessen bewußt zu sein. Und auch wenn danach, in der einsetzenden Eiszeit des Alterns, alles in die Brüche ging, wenn nur noch langweilige Wiederholungen ohne Sinn

und Geschmack folgten, die prallgefüllten Dateien, die Mikrofilme und die Tonbänder mit den alten Liebesliedern blieben im Geheimarchiv unversehrt. Denn darin wohnte jene Zeit, als man die Zentnerlast des beginnenden Erwachsenenlebens gemeinsam mit jemandem gestemmt hatte, den man liebte, den man immer liebte.

Trotzdem täuschte dieser Blick zurück auch. Sie liebten sich nicht nur den ganzen Tag – sie litten, sie litten schrecklich. Alis Gemälde von zu Zombies geliebten Teddybären mit hervorquellender Schaumstofffüllung und ohne die drolligen Knopfaugen verkauften sich nicht gerade berauschend. Um die Wahrheit zu sagen, verkauften sich eigentlich gar nicht. Da heutzutage jeder Dorfdepp den Titel des Künstlers für sich in Anspruch nahm, begegneten die Leute jemandem, der sich Maler nannte, mit äußerstem Mißtrauen und machten seine Echtheit nur am finanziellen Erfolg fest. Deshalb glaubten sie Ali so frech kommen zu dürfen, wie sie es bei jemandem mit kreuzbravem Broterwerb wohl nicht getan hätten. Es bedurfte stets einer Rechtfertigungsarie, wenn er sich auf einer Party als einer aus der malenden Zunft zu erkennen gab und sich darauf Unverschämtheiten wie »Und wovon lebst du so?« oder »Hab noch nie was von dir irgendwo gesehen!« zu hören bekam. Irgendwie kauften sie ihm die Sache mit dem kurz vor dem Durchbruch stehenden Künstler nicht ab und verdächtigten ihn unverhohlen, nichts als ein Faulenzer zu sein, der auf Idas Kosten lebe.

Und, ja, das tat er wirklich! Ida war der einzige Mensch, den er je gekannt hatte, der ausschließlich in der Gegenwart lebte. Ob die Vergangenheit nur Übles gebracht hatte oder ob die Zukunft noch ein paar häßliche Überraschungen in petto hielt, war ihr so einerlei, wie daß die Sonne in fünf Milliarden Jahren erlöschen würde. Sie

liebte Ali so, wie er war, und daher machte sie ihr Glück nicht von der Hoffnung abhängig, ob aus ihm jemals eine große Nummer würde, oder von der Befürchtung, was wäre, wenn nicht. Sie war eine quirlige Person und hatte bisweilen fünf Jobs gleichzeitig. Sie arbeitete als Kellnerin, verdingte sich als Verkäuferin in Boutiquen, riß Karten ab im Kino, hütete Kinder für reiche Eltern und füllte die Haushaltskasse zusätzlich noch mit dem Verdienst aus ihren en passant angefertigten kunstvollen Korbflechtereiprodukten auf. Ali nahm hin und wieder, aber immer widerstrebend kleine Aufträge von Grafikateliers entgegen, doch ohne Idas Hilfe wäre er auf seiner Durststrecke zum ersehnten Ziel längst verdurstet. Diese unausgesprochene Schande, die Schmach des von seiner Frau lebenden Mannes, versuchte er vergessen zu machen, indem er trotzig und bis zur Erschöpfung ein Müllgemälde nach dem anderen fabrizierte. Aber jedesmal, wenn Ida die Tür hereingestürmt kam und freudestrahlend verkündete, daß sie wieder einmal in letzter Minute die Miete zusammengekratzt hätte, fühlte er sich trotzdem wie eine Null.

Daneben machten sie Bekanntschaften. Mit jungen Menschen, wie sie es selbst waren, allerdings mit ungleich besseren Startbedingungen. Jeder studierte irgendwas. Man kokettierte mit der Rolle des armen Studenten oder des armen Studentenpaares, das im Elend saß zwischen Ikea-Regalen und dem Herd aus dem Secondhandladen. Bloßer Schein, denn erstens warteten hübsche Erbschaften auf sie, zweitens wurden sie schon während ihrer ach so entbehrungsreichen Lehrzeit von Mama und Papa großzügig alimentiert und drittens strebten sie so garantiert vermögensbildende Berufe an, daß sie schon dem Heroin hätten verfallen müssen, um es nicht zu fetten Stützen des Mittelstands zu bringen. Nichtsdestotrotz

konnten diese angehenden Spießer es sich nicht verkneifen, ihre Geringschätzung von Alis gegenständlicher Malerei in Andeutungen kundzutun und solche Witz-Postkarten-Größen wie Keith Haring über den grünen Klee zu loben. Ali und Ida waren nämlich wirklich arm, und solange sie es nicht zum Reichtum und zur Berühmtheit gebracht hatten, waren die aus dieser Verbindung hervorgehenden Werke keine Kunst, sondern nur Spinnerei. Zum Glück traf man allerdings auch auf wohlwollenderes Publikum.

Die Bekanntschaft Gaston Beauvilles machte Ali, als er seinen Frust über die fortgesetzte Erfolglosigkeit wie so oft in der übelsten Kneipe der Stadt ertränken wollte und mit noch größerem Frust feststellen mußte, daß es die Kneipe gar nicht mehr gab. Der Laden, der lange Zeit eine Oase für Versager wie seinesgleichen gewesen war, hatte *dem* Haßobjekt seiner gegenwärtigen Verfassung Platz gemacht. GALERIE B. verkündete nun die Gravur auf einem Messingschild neben der schweren Eichenholztüre, deren Schönheit ihm erst jetzt, nachdem sie einer gründlichen Renovierung unterzogen worden war, auffiel. Anstelle der verlogene Urigkeit verbreitenden Außenverkleidung mit Posthörnern und Schnitzereien von dickbäuchigen, Bierkrüge schwenkenden Mönchen beschieden sich nun zwei schlichte Schaufenster.

Freilich waren dahinter keine minder großen Verbrechen gegen das ästhetische Empfinden zu begutachten. Grellbunte Fratzensgemälde, die Schmierereien von Psychotikern glichen, und noch kunterbuntere Leinwände, auf denen allen Ernstes Federn aufgeklebt waren. Seichtem, genau in der Stimmung für einen Koller, stürmte, ohne lange zu überlegen, in die Galerie, fest entschlossen, mit dem Inhaber einen Streit vom Zaun zu brechen. In der Leere drinnen währte er immer noch den

abgestandenen Bierdunst wahrzunehmen, der ihm von früheren Aufenthalten so vertraut war. Der Geist tausender Säufer ließ sich anscheinend nicht einmal durch eine Radikalumwandlung vertreiben.

Ein paar der Bilder an den Wänden sahen ganz passabel aus. Gemalt von wütenden jungen Männern, wie er selber einer war, vermutete Ali. Aggressive Geschlechtsakte, Szenen von knochenharter Industriemalochie, Porträts von Vätern und Söhnen, deren Konflikte sie in Statuen aus Granit verwandelt zu haben schienen. Aber nichts Besonderes.

Seichtem beruhigte sich allmählich und wußte plötzlich nicht mehr so recht, was er hier überhaupt gewollt hatte. Eigentlich war er doch nur auf Kneipentour.

»Etwas sagt mir, daß Sie Maler sind, Monsieur.«

Ali drehte sich um und blickte auf eine vorzeitig vergreiste Gestalt, die wie durch Zauberei plötzlich im Raum stand. Der kleine Mann in dem rabenschwarzen Anzug vor ihm mochte vielleicht vierzig sein, doch er wirkte wie sechzig. Schlohweiße Haare und kaktusstachelige Bartstoppeln umrahmten ein mediterran olivenfarbened Gesicht, das so viele Falten aufwies, als bestünde es aus einem Kunststoff mit stark geriffelter Oberfläche. Alle konkaven Partien dieses Gesichts, die Augenhöhlen, die Nasen-Lippen-Furchen, die Mundwinkel, schienen wie bei einer Karikatur vergrößert, so daß man in der Tat von wahren Abgründen sprechen konnte. Der den Fremden aus dunklen Augen musternde Galerist war eingehüllt in Rauchschwaden aus einer Filterlosen, die er in seiner verknöchert wirkenden Hand hielt. Aschepartikel bedeckten das Jackenrevers. Ein Klumpfuß, der rechte, steckte in einem orthopädischen Lackschuh.

Ali ließ sich von der Spukgestalt mit dem französischen Akzent nicht beeindrucken.

»Ich sehe wohl kaum aus wie ein Maler«, tönte er und ließ seinen Blick abschätzig über die punktuell angestrahlten Gemälde streifen.

»Nein, Monsieur, das tun Sie nicht. Sie sehen eher aus wie ein Malerdarsteller aus einem dieser alten Hollywood-Musicals, die sich in einem bonbonfarbenen Paris abspielen. Ein Kerl mit einer Farbpalette in der Hand, der vor dem Hintergrund des Eiffelturms so tut, als würde er malen, aber dabei ständig wie ein Schwuler tanzt.«

Er kehrte Ali den Rücken und entfernte sich humpelnd in die Mitte des Raumes. Im Rauch seiner Zigarette wurde er zu einer Silhouette.

»Ich allerdings kann echte Maler riechen. Und Sie sind einer!«

»So? Wonach riecht denn ein echter Maler?«

Langsam begann ihn dieser Pseudomethusalem zu amüsieren.

»Es ist ein widerlicher Gestank, Monsieur«, sagte der Galerist, und Ali fand, daß ihm trotz seiner angejahrten Erscheinung und der schiefen Klumpfußhaltung etwas Rohes, ja Brutales anhaftete.

»Es riecht nach Selbstsucht, Gier, vor allem aber nach Größenwahn. Künstler gelten im allgemeinen als sensible Träumer, doch das ist ein Bild, das ein Schwachkopf erfunden haben muß. In Wahrheit sind sie allesamt kleine Ärsche, die sich von gewöhnlichen Ärschen nur durch ihren obszönen Hunger auf Ruhm und Geld unterscheiden. Gib einem Maler genug Geld und sag ihm, daß er der Größte sei, und er wird sich bei dir sogar mit einem Afterkuß bedanken!«

»Ihre Nase muß aber ganz schön verschnupft sein, wenn Sie hier viel Ruhm und viel Geld riechen, Monsieur. Diese Bilder sehen nämlich alle so aus, als wären sie mit einem Körperteil gemalt worden, dessen Namen Sie so gern in den Mund nehmen.«

Der Galerist brach in Gelächter aus.

»Na und? Meinen Sie etwa, das wüßte ich nicht? Meine Galerie steht schließlich nicht in New York oder in London. Hier kommen keine Miro's und Monets reinspaziert. Und in dieser Stadt gibt es vielleicht sechs Leute, die bereit sind, für Kunst Geld auszugeben, und deren Geschmack ist durch den Kulturkanal des Fernsehens geprägt. Wer bei mir einkauft, weiß, daß er außer einer hübschen Wanddekoration nichts Wertvolles bekommt. Sie können sich so ein Teil übers Bett hängen, und es sieht gut aus.«

Ali schüttelte resigniert den Kopf, wandte sich zur Tür und wollte gehen.

»Schöne Aussichten, wenn man bei Ihnen ausstellen will.«

»Sie wollen bei mir ausstellen?« rief ihm der Klumpfuß höhnisch nach.

»Nein. Ich stehe nämlich auf viel Ruhm und viel Geld, müssen Sie wissen. Außerdem male ich orthodox gegenständlich.«

»Ach, und das macht Sie automatisch zu einem Genie, was?«

Am Ende hatte es dieser Giftzwerg also doch geschafft, ihn wieder in jene Wut zu versetzen, mit der er den Laden betreten hatte. Es erzeugte in ihm Brechreiz, wie diese zynische Krämerseele in provokanter Manier für seine Krämerseelennöte um Verständnis bat und dabei auch noch durchblicken ließ, der auf ihn angewiesene Besucher

sei ein Komplize in spe. Produziere den Mist, der verlangt wird, und überlaß mir das Geschäft, hieß die Botschaft. Wie eine Spinne in ihrem Netz, die jede Fliege willkommen heißt, schoß es Seichtem durch den Kopf. Am liebsten hätte er diesem arroganten Kerl irgendeinen sehr wichtigen Knochen zertrümmert.

Er wandte sich um, als er die Tür erreichte, um zumindest verbal ordentlich zuzuschlagen – als er mit einem Mal etwas hörte, was er in einer Galerie noch nie gehört hatte: das Plärren eines Babys! Es kam aus der Dunkelheit im hinteren Teil des Raumes, wo sich eine Tür zu den privaten Gemächern befand.

»Gehen Sie noch nicht, Monsieur«, sagte der Galerist in beschwörendem Tonfall und blickte Ali mit tiefem Ernst direkt in die Augen. »So wie ich die Sache sehe, bin ich der einzige, der etwas von Ihnen ausstellen wird.«

Dann verschwand er und kam mit einem winzigen Bündel Mensch im rosa Strampelanzug in den Armen zurück, das in einem Schreikrampf Janis-Joplin-ähnlicher Stimmlage verharrete. Das Baby hatte ein derart rotangelaufenes Gesicht, als würde es jeden Moment explodieren, und sabberte schlimmer als eine Bulldogge. Ali wollte den alten Père darauf aufmerksam machen, daß der seitlich ziehende Rauch seiner Zigarette gleich neben der Schläfe der Kleinen weder zu deren Gesundheit noch zur allgemeinen Lärmverminderung beitrug. Aber dann besann er sich, daß er »dem einzigen«, der etwas von ihm ausstellen würde, gegenüberstand, und hielt den Mund. Denn was immer die Fliegen über die Spinne auch denken mochten, sie hatten stets Respekt vor ihr!

Gaston Beauville wurde zu einem echten Freund. Allerdings auch zu einem distanzierten. Zwar hielt er Wort, stellte Alis Gemälde aus und verkaufte mit deprimierend langen Abständen auch mal welche. Und das

Beichtvaterverhältnis gedieh im Lauf der Zeit so sehr, daß Gaston über Alis Träume und Ängste bald besser Bescheid wußte als Ida. Aber er selbst offenbarte von sich kaum etwas. Zum Beispiel blieb stets unklar, ob er ein Franzose oder ein Belgier oder ein aus den ehemaligen französischen Kolonien stammender Exot war. Auch sein sonstiges Privatleben gestaltete sich recht undurchsichtig. Es umgaben ihn in fliegender Wechsel immer neue abgetakelte und dem Alkohol stark zugeneigte Damen mit Hang zu geradezu clownesker Schminke und Kleidung, eigentlich halbe Huren. Gaston schien für sie ein vorübergehendes Auffangbecken vor ihrem endgültigen Sturz in die Entzugsklinik oder die Psychiatrie zu sein.

Auch sein Dasein außerhalb der Geschäftszeiten gestaltete sich reichlich chaotisch: Gaston hauste in einem Patchwork aus schmutziger Wäsche und Bergen schmutzigen Geschirrs sowie unbezahlter Rechnungen. Doch er besaß einen messerscharfen Kunstverstand und wußte die Spreu vom Weizen auf den ersten Blick zu trennen. Die Enttäuschung darüber, ganz oben auf dem Galeristenolymp nicht mitspielen zu dürfen, war denn wohl auch der Grund für seinen Zynismus.

Das Baby damals in seinen Armen, Florence, war die Folge einer jener desaströsen Beziehungen. Die Mutter war nach der Geburt durchgebrannt – oder vielleicht gar gestorben. Die Ursache ihres Verschwindens blieb stets eine Geschichte mit wechselndem Ende. Da jedoch Gastons Herz noch nicht zusammengeschnurrt war wie sein Äußeres, hatte er es nicht vermocht, das Mädchen zur Adoption freizugeben. Zähneknirschend nahm er die Rolle des frischgebackenen Vaters an, eine Rolle, die sich freilich bisweilen so gestaltete, daß er mit einer Hand der Kleinen Brei zuführte, während er mit der anderen das Weinglas zum Mund führte. Es ging trotzdem gut, und

bald fand sich die kleine Florence in diesem Cabinet macabre der bereits am Vormittag wankenden »Mütter«, der ein- und ausgehenden durchgeknallten Künstler und der kriegsschauplatzähnlichen häuslichen Zustände besser zurecht als ihr Papa selbst.

Das alles war bereits fünfzehn Jahre her. Obgleich Ali auf dem Weg zu Ida trotz der Kälte inzwischen vollkommen verschwitzt war und mit Atembeschwerden kämpfte, konnte er sich eingedenk der alten Tage ein melancholisches Lächeln nicht verkneifen. Wenn er allerdings an jenem Tag gewußt hätte, daß ausgerechnet Baby Florence in ferner Zukunft die Hauptsache für das Ende seiner gloriosen Karriere werden sollte, wäre er schreiend aus der GALERIE B. geflohen.

Schweißtriefend und Wodkadunst in gesundheitsschädlichen Werten absondernd stand er endlich vor Idas Tür. Sie wohnte ebenfalls in einem trostlosen Bau aus den Fünfigern mit einer grauen Fassade und Fenstern, die Schießscharten ähnelten. Der Unterschied zu seiner Behausung lag in der gutbürgerlichen Lage und dem Umstand, daß man hier den Wohnraum nicht zimmerweise vermietete.

Sein Zeigefinger näherte sich dem Klingelknopf, und ein plötzlicher Stich wie von einer heißen Nadel jagte ihm durchs Hirn, als er gewahr wurde, daß auf dem Klingelschild Idas Mädchenname stand. Natürlich hatte er derlei Schocks schon vorher erlebt. Beim Anblick des juristischen Papierkrams nach der Scheidung zum Beispiel oder bei den vergeblichen Kontaktversuchen, als er bei Idas verschiedenen Arbeitsplätzen anrief, und man ihm mitteilte, daß dort niemand unter dem Namen Seichem beschäftigt sei. Trotzdem empfand er immer noch eine zutiefst verstörende Kränkung, wenn ihm so deutlich vor Augen geführt wurde, daß sie nicht mehr seinen Namen

trug. Sie war stets so stolz darauf gewesen, Frau Seichtem genannt zu werden.

Ali klingelte, und nach einer Weile, in der er vor Anspannung zitterte, meldete sie sich über die Gegensprechanlage.

»Ida, ich bin's!«

Vielleicht lag es an seiner wie ein heiseres Bellen klingenden Stimme, daß sie nicht antwortete. Er hatte sich ein wenig bedrohlich angehört. In seinem tiefsten Innern wußte er jedoch, daß sie sich mit ihrem Schweigen gegen das Aufreißen alter Wunden wehrte. Dennoch versuchte er es mit leisen Tönen noch einmal.

»Ida, hör mir zu. Ich, ich muß dir etwas erzählen, etwas sehr Wichtiges ...«

»Was willst du?« hörte er sie schließlich über den Lautsprecher. Und die mit Mühe unter Kontrolle gehaltene Gefäßtheit in ihrer Stimme.

»Laß mich rein, Ida, ich muß dir etwas erzählen.«

»Wir sind geschieden, Ali, wir haben uns nichts mehr zu erzählen. Und wenn du dein Gedächtnis ein bißchen anstrengst, wird dir einfallen, daß wir uns eigentlich die ganzen letzten Jahre nichts mehr zu erzählen hatten.«

»Nein, nein, Ida, ich bin nicht gekommen, um alte Geschichten aufzuwärmen oder um dich zu etwas zu überreden. Ich möchte dir nicht auf die Nerven ...«

»Verdammt noch mal, Ali, warum benimmst du dich wie die Karikatur eines rabiaten Geschiedenen, bei dem erst die Polizei anrücken muß, um ihn von der Tür seiner Exfrau zu vertreiben? Verschwinde endlich aus meinem Leben!«

Trotz der dunklen Tage hatte sie ihre scharfe Zunge also nicht eingebüßt, konstatierte Ali. Doch diesmal taten ihre

Worte richtig weh. Er kam sich mit einem Mal wirklich wie eine Karikatur vor. Aber das war er ja auch schon immer gewesen: die Karikatur eines Mittelmäßigen, den Fortunas launische Winde ganz hoch auf den Gipfel geweht hatten, um ihn dann ebenso unvermittelt wieder abstürzen zu lassen.

»Ich bin wirklich nicht um diese Zeit gekommen, um zerschlagenes Porzellan zu kitteln, Ida«, machte er einen letzten Versuch. Dabei registrierte er, daß das Ganze nach einem erbärmlichen Flehen klang. Und nicht nur das, ohne daß er etwas dagegen hätte unternehmen können, perlten ihm auch schon wieder die ersten Tränen aus den Augen. Er hatte keinen blassen Schimmer, was er tun sollte, wenn Ida nicht öffnete. Er wußte nicht mehr, wohin, oder besser gesagt, er wußte sehr wohl wohin, nämlich zu sich selbst, was das infernalischste aller Grauen bedeutete.

»Es ist nur so, daß ich etwas gesehen habe – mein Gott, ich weiß nicht einmal, ob ich es wirklich gesehen habe – jedenfalls etwas gesehen zu haben *glaube*, das für uns beide vielleicht von Bedeutung ist. Bitte hör mir einfach zu, und wenn du das ganze für ausgemachten Blödsinn hältst, was es tatsächlich sein könnte, das weiß ich selbst, dann jag mich zum Teufel ... Bitte, Ida ... Bitte ...«

Es kam keine Antwort, und es tat sich auch nichts. Zu seinem Unglück war er nun vollkommen nüchtern. Die ganze fiebrige Energie des Rausches war aus ihm gewichen wie Quecksilber aus einem zertretenen Thermometer, das vorher noch zweiundvierzig Grad angezeigt hatte. Er fühlte sich zerschlagen, krank und zu Tode erschöpft. Er hielt sein Ohr immer noch so dicht an die Gegensprechanlage, als könnte daraus jeden Augenblick ein Elixier strömen, das ihm zur alten Frische verhelfen würde.

Plötzlich wurde ihm die ganze Lächerlichkeit seines

Vorhabens bewußt. Er hatte in dieser komischen Gasse den Verstand verloren und dann Gespenster gesehen. Aber anstatt wie ein anständiger Verrückter mit starrem Blick und rätselhafte Zwiegespräche führend durch Fußgängerzonen zu irren, wollte er seine Phantasmagorien ausgerechnet der Frau beichten, die ihm alles bedeutet hatte, und bei ihr den letzten Respekt verscherzen, der vielleicht noch vorhanden sein mochte. Nein, dann doch lieber ein Selbstmord mit Höllenschmerzen und Verdammnis, am besten von so spektakulärer Sorte, daß er in die Annalen der Gerichtsmedizin einging!

Ali entfernte sich langsam von der Gegensprechanlage und wollte sich gerade wie ein getretener Hund still und leise davonstehlen, da hörte er den Summer, und die Tür sprang auf.

Kapitel 5

Ali erzählte Ida alles. Er rekonstruierte für sie das Erlebte in allen Details, zeichnete ihr mit Worten ein exaktes Bild von allem, was er vor und nach dem Durchschreiten der Gartentüre gesehen hatte, bis in die kleinste Farbschattierung. Er gab sich dabei betont emotionslos und achtete auf die genaue Chronologie in dem Bericht. Denn obwohl er selber an seiner geistigen Gesundheit zweifelte, so legte er keinen großen Wert darauf, diese unerfreuliche Vermutung von Ida auch noch bestätigt zu bekommen.

Ida ging, während er sprach, in dem winzigen Wohnzimmer mit krampfhaft verschränkten Armen auf und ab und stützte dabei das Kinn auf eine Faust, geradeso, als brütete sie über einem kniffligen Problem. Jedenfalls machte sie kaum den Eindruck, als lausche sie einer Begebenheit, deren Unglaublichkeit sie schockierte oder in irgendeiner Weise fesselte. Sie trug ein pechschwarzes Kleid, das besser zu einer Beerdigung als hierher gepaßt hätte und das Ali aus ihrem früheren Kleiderfundus nicht kannte.

Im Laufe ihrer gemeinsamen Zeit hatte er hin und wieder bemerkt – in seinen »lichten Momenten«, wie er mit heimlicher Scham konstatierte –, wie sich das zunehmende Alter *peu à peu* in ihrer Erscheinung zeigte. Aber nun, ein knappes Jahr nach ihrer Trennung, stellte er fest, daß sie *tatsächlich* gealtert war. Schwere Tränensäcke hingen unter ihren dunklen Augen wie nachträglich angefügte Fremdkörper. Tiefe Furchen hatten sich in dieses Gesicht gegraben, die man mit Make-up sicher hätte kaschieren können, was aber nur bewies, daß der Begriff »kaschieren« für ihr Aussehen künftig eine essentielle Rolle spielen

mußte. Sie war immer noch schlank, doch Ali bemerkte an ihren Beinen erstmals die Verästelungen von zahlreichen Krampfadern. Außerdem schien ihm, als wären ihre Brüste flacher als früher. Natürlich war sie immer noch die Frau, die er damals im Kopiershop angeschmachtet hatte, und so manch ein Mann in seinem Alter wäre froh, würde seine Frau mit Vierzig noch so aussehen wie Ida. Dennoch, so kam es ihm mit einem Mal vor, hatte das Alter aus Ida in den wenigen Monaten, in denen sie sich fremd geworden waren, eine traurige Kopie ihrer selbst gemacht.

Ali fragte sich, ob er noch mit ihr schlafen könnte. Diese Frage schien irgendwie eminent – nachdem er die fünfzehnjährige Florence gefickt hatte.

Er hatte sich auch getäuscht, was ihre Wohnsituation betraf. Zu jener Zeit, als sie sich gerade kennengelernt hatten, hatte er oft in ihrer kleinen Dachkammer übernachtet, in die sie dann später endgültig zusammengezogen waren. Er hatte sich in diesem Raum immer wie in einem Refugium gefühlt. Obwohl darin alle Gegenstände vom Sperrmüll stammten oder selbstgebastelt waren, hätten sie kaum mehr Reichtum ausstrahlen können. Abgenutzte Sessel und Matratzen waren mit selbstgenähten Überzügen aus bunten Stoffen verkleidet. Pastellfarbene Tüllschals bedeckten die fleckigen Wände. Als Lampenschirme dienten Papiertüten, in die raffinierte Arabesken geschnitten waren. Und das warme Licht beschien Dutzende in kleine Rahmen gefaßte Familien- und Kindheitsfotos und kuriose Fundsachen aus Zeitschriften, die überall herumstanden.

Etwas unsagbar Warmes nistete an diesem Ort wie ein guter Geist. Und wenngleich Idas Geschmack sich in Sachen Interieur während der Jahre eklatant verändert hatte, um nicht zu sagen verteuert, hatte er in seiner Nostalgieversessenheit angenommen, daß sie nach der Trennung zu der handgemachten Gemütlichkeit ihrer

Jugendtage zurückgekehrt wäre. Das war nicht der Fall.

Jetzt, da er zum ersten Mal in ihrer Wohnung war, erkannte er voll Entsetzen, daß Ida jeglichen Einrichtungsgeschmack hatte fahren lassen. Behaglichkeit schien sie nicht mehr zu interessieren. Und das lag nicht allein an der Enge der Wohnung. Der teure, aus dem Traumhaus gerettete Shaker-Tisch und ein paar der Ligne-Roset-Stühle standen so verloren herum wie in einem Sperrmüll-Lager. Ansonsten gab es hier nur das Allernötigste: ein Sofa, Regale, ein Zweiplattenherd und ein unbeschreiblich häßliches Bett aus dem Discountmarkt. Nirgendwo war eine Fotografie von Patrick zu sehen. Über allem lag ein Schleier der Trostlosigkeit. Das rührte nicht von Geldmangel her, sondern von der bitteren Einsicht, daß es keinen Sinn hatte, sich irgendwo langfristig einzurichten. Es gab kein Zuhause mehr in dieser Welt, nur noch Möbel von Designern, die gerade en vogue waren.

Noch etwas verstörte Ali. Aber vielleicht bildete er sich das auch nur ein. Er glaubte immer wieder einen üblen Geruch wahrzunehmen, einen aufdringlichen Mief vergleichbar mit etwa dem, der aus modernden Kellern aufstieg oder in alten unbewohnten Häusern anzutreffen war. Allerdings mit einer süßlichen Note, der den Geruch noch weit unangenehmer machte und ihn an etwas erinnerte, was er irgendwo in seinen Hirnwindungen gespeichert haben mußte, nun jedoch partout nicht zu benennen wußte.

Der an- und abschwellende Gestank zusammen mit Idas vernachlässigter Erscheinung und dem deprimierenden Zustand der Wohnung irritierte Ali. Denn es machte seine bisherige Annahme, sie erhole sich allmählich von ihrem Schmerz und beginne ein neues Leben, zur Illusion. Ungeachtet seiner Selbstmordgedankenspielerien hatte er nämlich insgeheim die Hoffnung gehegt, er könne ihrem

Beispiel folgen. Aber wie es schien, war sie nicht einmal mehr imstande, ihre Wohnung ordentlich durchzulüften.

Während des letzten Abschnitts seiner Schilderung hatte sie ihm den Rücken zugekehrt und aus dem Fenster hinaus in den Nieselregen gesehen. Als er fertig war und die gespenstische Pointe verraten hatte, machte sie nicht gerade einen betroffenen Eindruck, denn sie drehte sich noch immer nicht um. Wortlose Sekunden, in denen er spekulierte, ob sie in dieser trostlosen Umgebung und dank ihrer neuen Lebensumstände zu einem emotionslosen, begriffsstutzigen Zombie geworden war.

Dann aber wandte sie sich endlich zu ihm, und er sah, daß sie unhörbar geweint hatte. Paradoxerweise wurde sie für ihn da wieder zu seiner alten jungen Ida. In den zurückliegenden achtzehn Jahren hatte er oft Gelegenheit gehabt, sie so zu sehen, in der letzten krisengeschüttelten Zeit freilich etwas öfter. Die rötlich gefleckte Haut, naß von Tränenschlieren, die milchigen Augen, die rote Nase, die zitternden Lippen, all das verwandelte sie wieder in das Mädchen zurück, das sie bei ihrem allerersten Streit gewesen war.

»Es gibt verschiedene Erklärungen, warum du so etwas Bescheuertes gesehen hast – oder gesehen zu haben meinst«, sagte sie schließlich mit brüchiger Stimme und wischte sich mit dem Ärmel des schwarzen Kleides die Tränen vom Gesicht.

»Wenn ich von meinem reichen Erfahrungsschatz ausginge, würde ich sagen, daß du mir einfach weh tun willst. Nachdem du zu Geld und Ansehen gekommen warst, hast du es dir ja zur Gewohnheit gemacht, mich ständig zu quälen. Ich weiß nicht, ob du dich an irgend jemandem für das unausgelebte Leben davor rächen wolltest. Mein Pech, daß ich bei dieser Übung immer das greifbarste Opfer war.«

»Aber, Ida, was redest du da!« protestierte Ali und schnellte von seinem Stuhl hoch. »Du glaubst doch nicht im Ernst, daß ich hier aufgetaucht bin, um dir weh zu ...«

»Setz dich hin und laß mich ausreden!« fauchte sie und griff nach einer Packung Camel und einem grünen Einweg-Feuerzeug. Sie hatte früher nie geraucht. Auch das war für ihn ein Zeichen des Abstiegs und eine niederschmetternde Enttäuschung. Sie steckte sich eine Zigarette an und nahm ihm gegenüber auf einem der Designerstühle Platz.

»Schließlich bist du zu mir gekommen, um meine Meinung zu hören. Außerdem glaube ich gar nicht, daß du mir dieses neblige Osterwunder aufgetischt hast, um mich fertigzumachen. So wie du aussiehst, hast du wohl zur Zeit andere Sorgen. Eine andere Ursache für diese *Erscheinung* könnte natürlich darin liegen, daß du ganz einfach verrückt geworden bist. Um die Wahrheit zu sagen, warst du schon immer ein wenig übergeshnappt. Wer käme schon auf die Idee, Tote zu malen.«

»Ich dachte, dir haben meine Bilder gefallen?«

Er schüttelte langsam und traurig den Kopf.

»Sie gefallen mir immer noch. Aber merkwürdig ist es trotzdem oder nicht? Ich fürchte jedoch, auch das beantwortet nicht die Frage, weshalb du heute morgen einen Blick zurück im Neid auf das allseits bewunderte Traumpaar der Neunziger riskiert hast. Für so grandiose Halluzinationen braucht man nämlich eine gewisse Veranlagung. Jedenfalls war das der Fall bei allen Bekloppten, die ich bisher kennengelernt habe. Richtig verrückt ist man von Geburt an oder man wird es zumindest relativ früh. Aber dir sind in der Vergangenheit nie die Sicherungen durchgebrannt, wovon also jetzt? Kurz: Du bist einfach zu alt, um noch verrückt zu werden. Bliebe also die wahrscheinlichste Erklärung und die

einzig wahre, wie ich meine.«

Ali ahnte, was jetzt kommen würde. Er selbst dachte ja das gleiche.

»Du stinkst, als hättest du die letzte Nacht in einem See aus Schnaps deinen Freischwimmer gemacht. Und nach deinem Aufzug zu schließen, hast du die vorangegangenen Nächte auch nicht gerade auf dem Trockenen verbracht. Mensch, Ali, du solltest dich mal im Spiegel ansehen! Als wärest du mehrmals hintereinander aus einem fahrenden Auto gesprungen, so siehst du aus. Vor allem solltest du schleunigst diesen scheußlichen Mantel loswerden. Ich weiß noch, wie ich ihn dir während dieser Shoppingorgie in London ausgesucht habe. Damals war er ein schönes Zeichen unseres Sieges über die Kleingeister, die uns jahrelang verspottet hatten. Heute ist er nur noch ein aus der Mode gekommener Mantel eines Gescheiterten.«

Seichtem lag es auf der Zunge, Ida darauf hinzuweisen, daß sie eigentlich ebenfalls eine Menge Zeug aus ihrer Wohnung hätte verbannen müssen, um die gute alte Zeit ein für allemal aus ihrem Bewußtsein zu löschen. Zudem wirkte sie mit ihrem verheulten Gesicht, ihrem angestregten Zynismus und ihrer atemlosen Pafferei wie eine überdrehte Intellektuelle aus einem französischen Film kurz vor dem Nervenzusammenbruch.

»Wie dem auch sei, die Diagnose ist eindeutig: Du hast wieder einmal gesoffen und dann Gespenster gesehen.«

»Du glaubst mir also nicht?«

»Ich glaube dir, daß du sehr betrunken warst und in dieser Gasse in einen Dämmerzustand gefallen oder ohnmächtig geworden bist. Die Sehnsucht nach besseren Zeiten hat Phantasien heraufbeschworen, die in deinem Unterbewußtsein vorhanden waren.«

»Aber es war so real.«

»Ach, Ali, was ist schon real? Ich dachte zum Beispiel immer, real ist, daß wir in unserem Haus mit unserem Kind nach all den harten Jahren gemeinsam unser Leben genießen. Doch in Wahrheit war das auch nur ein Traum.«

Sie winkte mit einer resignierten Geste ab, geradeso, als erteile sie aller Zuversicht der Welt eine Absage.

»Ja, du hast recht«, stöhnte Ali und erhob sich, ohne auf ihre letzten Sätze einzugehen. »Eigentlich war das von Anfang an auch meine Einschätzung.«

Die Vorstellung, sie in einer aufreibenden Diskussion vom Realitätsgehalt der Angelegenheit zu überzeugen, schien ihm noch hoffnungsloser als das Akzeptieren dieses traurigen Erklärungsversuchs. Nun sehnte er sich nach nichts mehr, als von hier so schnell wie möglich wegzukommen. Mit einem Mal erschien ihm sein bizarres Erlebnis arg verblaßt, wie von jemand anderem erzählt, ja, wie ein weit zurückliegender merkwürdiger Traum.

Er stand auf und machte Anstalten zu gehen. Ida verharrte in den Rauchschwaden ihrer Zigarette auf dem Stuhl und starrte grimmig ins Nichts. Er spielte kurz mit dem Gedanken, ob er ihr zum Abschied einen Kuß geben sollte – falls sie es erlaubte. Doch plötzlich roch er erneut den ominösen üblen Fäulnisgeruch und verdächtigte sogar sie als Quelle.

»Ali, hör endlich auf, in Erinnerungen zu kramen! Sicher, es macht Spaß, sie hin und wieder ans Licht zu holen, aber wenn dieses Spiel zum Lebensinhalt gerät, wird es krank. Das, was uns passiert ist, passiert in jeder zweiten Ehe auf der Welt. Und ein Kind zu verlieren ist immer eine Tragödie, aber auch das passiert. Ich glaube auch nicht, daß deine Pechsträhne ewig anhalten wird. Du mußt wieder anfangen, ernsthaft zu arbeiten, visionär zu malen bis zum Umfallen, so wie früher. Irgendwann geht

es dann auch wieder aufwärts.«

Das Leben ging also weiter, ob mit Gespenstern oder ohne. Und auch der Tod des eigenen Kindes ließ sich verdrängen, wenn man sich nur kräftig bemühte. Ali wollte dieser kaputten Glücksroboterin, die verlogene Platitüden herunterleierte, an die sie selbst nicht glaubte, nur noch den Rücken kehren. Ihn fröstelte in dieser leblosen Wohnung, von der sogar eine unsichtbare Bedrohung auszugehen schien. Dennoch beschlich ihn jäh ein Gefühl des Unabgeschlossenen, die nagende Besorgnis, etwas Wichtiges unerwähnt gelassen zu haben. Er wandte sich noch einmal um, als er die Türklinke bereits in der Hand hatte.

»Möchtest du nicht mit mir zusammen zu dieser Gasse gehen und dir das Ganze selbst anschauen?«

Ihr Nein kam eine Sekunde zu spät, als daß es ihn vollständig hätte überzeugen können. Idas Zögern ließ ihn kurz hoffen, deshalb wartete er noch ein kleines Weilchen und verließ erst, als nichts mehr folgte, die Wohnung.

Vor der Haustür spürte er, daß etwas Schreckliches geschehen würde, wenn er jetzt nicht seinem Fluchtreflex gehorchte. Ja, Flucht, so als könnte jeden Augenblick eine Bombe neben ihm hochgehen. Es war ein irrationales Gefühl, doch deshalb nicht weniger angsterregend. Mit schnellen Schritten entfernte er sich von dem Haus, und mit jedem Schritt machte sich in ihm eine Art Befreiung breit, die unerklärliche Freude darüber, noch mal davongekommen zu sein. Ihm ging es beinahe wieder gut.

»Ali! Ali!«

Seichtem blieb stehen und drehte sich langsam um. Oben am geöffneten Fenster im dritten Stockwerk sah er Idas Gesicht.

»Warte!« rief sie, »ich komme runter!«

Kapitel 6

Unterwegs zu der Gasse erinnerte nichts mehr an die trübe Stimmung des frühen Morgens. Der Regen hatte sich längst verflüchtigt, der graue Wolkenbrodem sich in vereinzelte Schäfchenwolken aufgelöst, die wie auseinandergepustete Daunenfedern aussahen, und die Sonne war herausgekommen und beschien jetzt die Stadt mit dem scharfen Mittagslicht des Vorfrühlings. Schweigend überlegte ein jeder für sich, ob es damals auch so gewesen war. Ob damals, als sie in ihr Traumhaus eingezogen waren, dasselbe Wetterchaos geherrscht hatte wie heute.

Was den grauen Morgen betraf, so mochte es wohl stimmen. Doch daß ein Morgen in einer mitteleuropäischen Stadt im März grau in grau begann, war wohl kaum außergewöhnlich und besaß nicht gerade großen Wiedererkennungswert. Und später, hatte an jenem Mittag die Sonne auch so offen ihr Gesicht gezeigt? Obwohl sie sich darüber wortlos berieten, kamen sie beide zu dem Urteil, daß es so gewesen sein könnte. Ein Jahrzehnt lag das nun zurück, und dieser eine bestimmte Tag hatte in ihr Gedächtnis solch ein tiefes Glücksgefühl eingebrannt, daß er wohl bis in alle Ewigkeit von Sonnenstrahlen erhellt sein würde. Dennoch erinnerten sie sich an *wirkliche* Sonnenstrahlen, an lange Lichtbahnen auf dem alten Pitch-Pine-Dielenboden, als sie das ganze leere Haus abgingen, um die passenden Stellen für ihre wenigen Möbel auszusuchen. Und sie erinnerten sich an Ausblicke in den sonnendurchfluteten Garten, während sie in der Küche das in Zeitungspapier eingewickelte Geschirr aus den Kartons nahmen.

Parallelen ... Aber es gab immer Parallelen. Denn die Welt änderte sich ja in Wahrheit gar nicht. Es kamen immer neue Menschen auf die Welt, es entstanden neue Häuser, es wurden neue Erfindungen gemacht, es kamen neue Moden auf, alles bekam immer wieder einen neuen Anstrich. Doch die Welt änderte sich nicht. Die Zeit änderte sich nur. Sie verging.

Alfred Seichem wußte nicht, ob seine neben ihm laufende Exfrau mit ähnlichen Gedanken beschäftigt war, als sie endlich den alten Stadtteil erreichten. Obwohl Ida die gesamte Strecke hindurch ein grimmiges Warum-lasse-ich-mich-auf-diesen-Schwachsinn-überhaupt-ein!-Gesicht aufgesetzt hatte, glaubte er doch, daß sie insgeheim denselben Fragen nachgegangen war. Das war ein gewisser Vorteil, wenn man so lange Zeit mit einem anderen Menschen zusammengelebt hatte: Zu neunzig Prozent dachte der andere stets dasselbe wie man selber. Nachteil: Der andere tat es auch noch, wenn man es gar nicht mehr wollte.

Nachdem sie in einem fadenscheinigen Trenchcoat ihre Wohnung verlassen hatte, benahm sich Ida wie jemand, der auf sich selbst wütend ist, weil er eine schlechte Angewohnheit einfach nicht ablegen kann. Die schlechte Angewohnheit war in diesem Falle Ali, und daß sie sich trotz Scheidung weiterhin um sein angeschlagenes Seelenheil kümmerte, machte aus ihr eine schlechtgelaunte Krankenschwester. »Ich begleite dich dorthin, nicht weil ich ein Wunder erwarte, sondern weil ich dich davon überzeugen will, daß es keine Wunder gibt«, erklärte sie. Aber Ali glaubte ihr nicht so ganz. In Wahrheit schien sie von der Geschichte, die er erzählt hatte, mehr verstört worden zu sein, als sie es sich selbst eingestehen wollte. Ihre desinteressierte Miene und ihre Erklärungsversuche waren entweder bloßes Theater

gewesen oder ein Schutzwall, um vom Blick in die für immer verlorengegangene glückliche Vergangenheit nicht völlig aus der Bahn geworfen zu werden. Offensichtlich jedoch hatte sie es sich im letzten Moment anders überlegt. Wer weiß, vielleicht freute sie sich heimlich sogar auf die Begegnung mit – damals.

Um so trauriger war es, daß er sie enttäuschen würde. Denn Ali spürte nun allmählich, daß eine Wiederholung des morgendlichen Wunders in der Tat ausbleiben würde. Dieses Gefühl gründete sich nicht allein auf die Furcht vor dem Vorführeffekt. Nein, mittlerweile schien ihm sein Erlebnis derart unreal, ja so weit weg, daß er sich schon selbst eine Warum-lasse-ich-mich-auf-diesen-Schwachsinn-überhaupt-ein!-Miene aufgesetzt hatte. Schade, wäre eigentlich eine tolle Sache gewesen, dachte er und grinste freudlos in sich hinein.

Das grelle Sonnenlicht hatte die Seitenstraße, in der er noch vor ein paar Stunden die unheimlichste Begegnung seines Lebens gehabt hatte, in die hübsche Anno-Tobak-Kulisse für Rentner in vollklimatisierten Sightseeing-Bussen verwandelt. Die alten Gründerzeitfassaden strahlten in satten Farben. Die putzigen Erker, die kunstvollen Rosenfenster und die mächtigen Eingangspavillons schienen sich in ihrem Sonntagsstaat zu zeigen. Ali und Ida näherten sich auf der Parallelstraße der Halbruine des amtlichen Waldschrats, und beide wagten eigentlich kaum zu hoffen, daß links von ihr wirklich eine Gasse abgehen würde. Denn auch Ida konnte sich an so einen Weg, geschweige denn eine Gartentür, nicht erinnern. Allerdings fing sie bei hartnäckiger Nachfrage jeden Satz mit »Ich kann mich auch irren, aber ...« an, was Ali als klassisches Zeichen dafür wertete, daß sie sich auf jeden Fall ein Hintertürchen offenhalten wollte.

Plötzlich sahen sie es! Freilich nicht das mystische Licht,

wie Ali schon vermutet hatte, aber immerhin: Ein breiter Schattenriß an der Gebäudekante hob sich deutlich von dem daneben befindlichen Haus ab. Hier mußte sich also eine Lücke zwischen den beiden Bauwerken befinden. Und wirklich, als sie sich immer rascher auf diesen dunklen Abschnitt zubewegten und schließlich davorstanden, gab es nicht den geringsten Zweifel mehr: Die Gasse existierte. Unauffällig, sehr eng und von einer geradezu Film-noir-reifen Finsternis erfüllt, doch zweifelsohne Realität. Ganz in der Ferne, am Ende des Durchlasses, bildete sich die verschnörkelte Gartentür als Silhouette gegen die sonnenbeschienenen Häuserfassaden der anderen Straße ab.

Bis hierher hatte Ali sozusagen gewonnen, das mußte Ida akzeptieren, ob es ihr paßte oder nicht. Doch er empfand keinen Triumph darüber, daß er recht behalten hatte. Vielmehr spürte er nun einen unglaublichen Heißhunger. Ohne mit der Wimper zu zucken, hätte er einen vorbeilaufenden Pudel anfallen und ihn roh verspeisen können. Kurz, er hatte mittlerweile jegliches Interesse an diesem Vergangenheitsmist verloren.

Unterdessen betrat Ida die Gasse und marschierte wortlos voraus. Ali folgte ihr wie ein Automat, der von ihr ferngesteuert wurde. Außerdem gab es hier sowieso nur die zwei Möglichkeiten, vorangehen oder folgen, weil die Gasse einfach zu eng war, als daß zwei Menschen nebeneinander hätten gehen können. Unheimlich hallende Schritte auf den abgewetzten Pflastersteinen, das Gefühl, zwischen den riesenhaften Ziegelsteinmauern zerquetscht zu werden, und die Ahnung, daß man einen Frevel beging, daß es kein Zurück in das alte Leben mehr gab, wenn man den Weg bis zum Ende ging – erneut wurde Ali von diesen Eindrücken überwältigt. Nur das Wunderlicht fehlte. Und es würde fortan immer fehlen. Das wußte er.

Ida erreichte die Gartentür, inspizierte sie flüchtig, öffnete sie dann halb und richtete ihren Blick auf das alte Haus. Ali blieb hinter ihr stehen und lugte über ihre Schulter.

Die Vierer Bande samt ihrem Magirus-Laster war verschwunden. Auf der Fahrbahn warfen großflächige Wasserpfützen augenblendende Lichtreflexionen zurück, und die Straßenzeile gegenüber ragte gegen den inzwischen stahlblau gewordenen Himmel wie zum Trocknen aufgehängte, frisch duftende Wäsche an der Leine. Schade nur, daß diese penibel restaurierten Häuser bei gutem Wetter wie ihre eigenen Disneylandversionen aussahen. Was *ihr* Haus betraf, wirkte es bis auf die Rückwandlung der Fensterbänke völlig unauffällig. Niemand war an den Fenstern zu sehen, und kein Jung-Ali und keine Jung-Ida traten aus der Türe und riefen: »Hallo, ihr beiden, kommt doch kurz auf einen Kaffee rein!«

Die Straße strahlte nichts Gespenstisches und nichts Beängstigendes aus. Und mit Autos kannten sie sich nicht so genau aus, als daß sie anhand der geparkten Wagen hätten schätzen können, in welchem Jahr sie sich hier befanden. Schließlich behauptete Ali, ihren Einzug vor einem Jahrzehnt beobachtet zu haben, und die Leute hatten sich weder damals immer sofort das brandneueste Modell zugelegt, noch taten sie es in der Gegenwart. Das Problem war, daß zehn Jahre noch kein ausreichend langer Zeitraum war, um die Vergangenheit in augenfälligen Details von der Gegenwart abzuheben. Genau daran scheiterten sie auch, als sie aus der Kleidung der vereinzelt vorbeischlendernden Passanten den Stil der frühen Neunziger herauslesen wollten. Die meisten Menschen verfolgten die aktuelle Kleidermode so enthusiastisch wie Bären die aktuelle Pelzmode.

»Wo ist denn der Umzugswagen?« fragte Ida. Der Spott

in ihrer Stimme war nicht zu überhören.

»Das ist doch ganz offensichtlich«, erwiderte Ali. Er hatte mit dieser Frage gerechnet und die Antwort darauf längst vorbereitet. »Wie du dich vielleicht erinnerst, war damals der ganze Umzug bis Mittag abgeschlossen. So viel besaßen wir damals ja gar nicht, daß es einen ganzen Laster gefüllt hätte. Eigentlich hätten wir unsere Sachen auch zu Fuß hierhertransportieren können. Das ganze war eine kleine Show für unsere künftigen Nachbarn, mein Schatz.«

»Seit wann bin ich denn wieder dein Schatz? Ich glaube, die Nostalgie hat dir das Hirn verdreht. Und im übrigen überzeugt mich deine Erklärung nicht im geringsten.«

»Und die Fensterbänke?«

»Das beweist gar nichts. Stell dir vor, *mein Schatz*, ich hatte in der letzten Zeit unseres trauten Beisammenseins selbst schon daran gedacht, die Zinkblechverkleidungen wieder entfernen zu lassen, weil ich den Moosbewuchs auf den Bänken natürlicher fand. Aber dann wurde ich abgelenkt – durch den Tod unseres Sohnes. Höchstwahrscheinlich ist der neue Eigentümer auch auf die Idee gekommen.«

Ja, das war ein Argument. Dennoch verzogen sich Alis Mundwinkel zu einem verstohlenen Schmunzeln, weil Idas rationale Erklärungen völlig überflüssig waren – sie hätte nämlich nur einen Passanten nach der Jahreszahl fragen oder noch besser, sie hätte einfach an der Tür klingeln und dann abwarten können, ob ihr tatsächlich ihr jüngeres Ebenbild öffnete. Und wenn sie wirklich nicht an seine Geschichte glaubte, warum hielt sie sich dann immer noch halb versteckt im Gassenausgang auf und wollte partout keinen Fuß auf den Gehsteig setzen? Ali kannte den Grund für die Zurückhaltung, hatte er sich doch am

Morgen genauso verhalten: Auch wenn sie die Rationalität in Person mimte, so befürchtete sie insgeheim, aus einem der Fenster des Hauses gesehen zu werden.

»Wollen wir uns nicht etwas umschauchen?« drängte Ali.

»Ich meine, wir könnten ganz ungezwungen nach Anhaltspunkten für meine, ähm, *Theorie* suchen. Wir könnten auch dort einfach klingeln und abwarten, was dann passiert.«

Selbstverständlich kannte er Ida gut genug, um zu wissen, daß sie darauf nicht eingehen würde. Doch das Kopfweh und der Hunger machten ihn unterschwellig aggressiv, und er war wie früher durchaus bereit, diese Wut an ihr abzureagieren. Unversehens erkannte er, daß die elenden alten Automatismen so langsam, aber sicher wiederauflebten. Auch die Ehe war irgendwie wie Fahrradfahren, man verlernte ihre Mechanismen nie, vor allen Dingen die kleinen Bosheiten nicht.

»Nein!« sagte sie wie erwartet. »Auf so einen Quatsch lasse ich mich nicht ein. Für mich ist die Sache ab ...«

Abrupt wandte sie sich zu ihm um, und Ali befürchtete schon, eine Ohrfeige für seine Neckereien zu erhalten, denn sie sah ihn so verstört an, als hätte sie einen Exhibitionisten erblickt. Aber sie regte sich nicht. Vielleicht wollte sie ihn nur ohne Worte auffordern umzukehren. Also tat er ihr den Gefallen, machte kehrt und trottete zurück, bis sie sich gemeinsam erneut auf der Parallelstraße wiederfanden.

Die Sonne, die ihren wohl ersten Auftritt im Jahre 2001 hatte, schien nicht nur klar und hell, sie wärmte sogar richtig. Die allmählich erwachenden Geister des Frühlings spiegelten sich auch in Idas Gesicht, das mit einem Mal überhaupt nicht mehr verhärtet und über die Maßen gealtert wirkte, sondern geschmeidig und wunderschön, ja, sogar

ein bißchen sexy. Um so erstaunlicher war es, daß dieses so jäh verjüngte Gesicht weiterhin die Verstörtheit von vorhin beibehielt, die Augen ihn entgeistert anstarrten und der Erdbeermund etwas höchst Seltsames herausbrachte:

»Ich habe den Hahn gesehen!«

Es klang so fassungslos, als hätte sie »Ich habe Jesus Christus bei Woolworth gesehen!« gesagt. Und tatsächlich begriff Ali, wenn auch zunächst eher unbewußt, was Ida so aufwühlte. Eine Ahnung vom Grauen der letzten Nacht kehrte in sein Bewußtsein zurück und er fragte sich, ob er den Hahn die ganze Zeit auch schon gesehen hatte.

»Du, du hast den Hahn gesehen?« stammelte er.

»Ja, ich habe am Eßzimmerfenster unseren, *deinen* Hahn gesehen!«

Den geflochtenen Hahn mit dem Riesenkamm, ihr Geschenk an ihn zum »verflixten 7. Jahr«. Lange her. Ida hatte ihn auf die antike Kommode gestellt, sobald die Umzugsleute diese ins Eßzimmer im Parterre gestemmt und vor dem linken Fenster aufgebaut hatten. Dort blieb er dann stehen, als eine Art Mahnmal an die alten entbehrungsreichen Tage, staubte regelmäßig ein, wechselte die Farbe von hellbeige zu schmutzigbraun, das Geflecht brach an einigen Stellen auf, bis er schließlich unsichtbar wurde, weil ein vertrauter Gegenstand, der immer an derselben Stelle steht, irgendwann unsichtbar wird. Aber man konnte ihn von der Straße aus sehen. Einen winzigen Teil zwar nur, ein Stück des Kammes, das eine Auge und den spitzen Schnabel, doch es genügte, damit der regelmäßig vorbeikommende Spaziergänger den Hahn mit diesem einen Haus assoziierte.

Irgendwann ging er verloren. Nein, nicht ganz. Ali konnte sich erinnern, daß er nicht einfach so verlorenging, das hätte nämlich bedeutet, daß er sich gewissermaßen

unbemerkt verflüchtigt hatte, während er in Wirklichkeit einen spektakulären Abgang hatte. Nachdem Ida mit Sack und Pack das Haus verlassen hatte, und er die grausame Schonfrist von ein paar Tagen in den völlig leeren Räumen bis zur Schlüsselübergabe an den Käufer genießen durfte, verstaute er seine wenigen Sachen in Obstkartons aus dem Supermarkt. Dabei bemerkte er wie ein Bestohler auf dem Rummelplatz fassungslos, daß der Hahn sich weder auf seinem gewohnten Platz noch sonstwo befand. Er durchstöberte das ganze Haus bis in den letzten Winkel, hauptsächlich den Keller und den Speicher, weil er sich einbildete, das gute Stück hatte früher irgendwann einer neuen Einrichtungsidee Idas dorthin weichen müssen, doch die Suche blieb erfolglos. Danach, vor allem dank des Einflusses ungezählter Wodkas, vergaß er den Hahn endgültig.

»Ach ja, der Hahn«, sagte er schließlich und machte ein frohes Gesicht, als hätten sie beide einen Schatz aus ihren Kindheitstagen gehoben. »Ich habe ihn überall gesucht, nachdem du ausgezogen bist. Leider ergebnislos.«

Jetzt wollte er zur Abwechslung den Rationalen spielen, quasi als Beweis, daß er doch Herr seiner Sinne war.

»Scheint so, daß der alte Knabe da drin mehr Glück hatte als ich. Wahrscheinlich hat er ihn in irgendeiner verborgenen Ecke entdeckt. Das Prachtstück hat ihm gefallen, und er hat es dann zufällig an denselben Platz gestellt wie wir.«

Ida betrachtete ihn so skeptisch wie der Polizist den notorisch lügenden Kleinkriminellen.

»Nein«, sagte sie leise und gefaßt. »Er hat ihn nicht gefunden. Nicht er, nicht du, niemand konnte den Hahn finden, nachdem ich ausgezogen war. Weil ich ihn vorher vor Wut kaputtgemacht habe. Ich habe ihn mit der Rosenschere in hundert kleine Teile zerschnippelt und dann in die Mülltonne

geworfen. Ich habe sogar aus dem Fenster beobachtet, wie der Inhalt der Tonne in den Müllwagen wanderte.«

Das soll dir eine Lehre sein, dachte Ali. Leute, die Gespenster sahen und davon freimütig erzählten, gaben als Rationalisten eine miserable Figur ab. Ida schien sich nun zu verfinstern, ja es besaß den Anschein, als wüchse aus ihrem Innern ein pechrabenschwarzer, unheilvoller Schatten und hülle sie darin ein. Trotz der grellen Sonne. Ihre Züge bekamen etwas Steinernes, und selbst ihre von ersten weißen Strähnen durchzogenen Haare schienen dieser Verfinsterung unterworfen und verhüllten ihr Gesicht, das nur noch undeutlich zu sehen war wie bei einer Hexe. Ali fühlte sich angesichts der ins Irreale driftenden Erscheinung wieder unwohl; sein Hunger war auf eine unangenehme Weise wieder verflogen wie der Drogenrausch am Morgen danach.

»Okay, du hast den verdammten Hahn gesehen«, sagte er gereizt und bemerkte, daß seine Finger zu zittern anfangen.

»Und was sollen wir jetzt tun?«

»Ich will es wieder zurück«, erwiderte Ida aus ihrer Finsternis.

Er verstand auf der Stelle, was sie damit meinte. Obwohl ihm die morgendlichen Ereignisse nur noch wie die unscharfen Bilder eines Amateurfilmers im Kopf herumschwirrten, konnte er sich an das ursprüngliche Gefühl des alles überwältigenden Neids in diesem Film sehr gut erinnern. Der Neid auf *sie*, auf sie beide, als sie noch jung gewesen waren. Deshalb war seine nächste Frage auch eher rhetorisch gemeint.

»Du willst es wieder zurück? Willst du den Hahn wieder zurück? Oder was willst du wieder zurück?«

»Alles!« antwortete Ida.

Kapitel 7

Als er aus dem Schlaf erwachte, sah er die Messer auf dem Küchentisch. Es handelte sich um zwei große Gemüsemesser mit Klingen aus Edelstahl und schwarzen Holzgriffen, wuchtig und eindrucksvoll. Sie schienen funkelnagelneu zu sein, denn ihre Schneiden schienen von solcher Schärfe, daß man sich schon beim bloßen Hinsehen vorstellen konnte, wie sie ein in der Luft schwebendes einzelnes Haar durchtrennten. Ihre Spitzen funkelten unter der Küchenlampe, und diese Reflexionen waren es wohl, die Seichtems geschlossene Augenlider getroffen und ihn schließlich zum Aufwachen gezwungen hatten.

Ali konnte die Gemüsemesser deshalb en detail studieren, weil in Idas enger Wohnung das Wohnzimmer die Küche sozusagen umarmte. Mit ein bißchen Akrobatik hätte er sich vom Sofa aus, wo er geschlafen hatte, mit einer Hand auf den Türrahmen stützen, in die Küche greifen und die Messer an sich nehmen können. Das wirklich Eklige an der Armut war, daß man sie auch noch bewohnen mußte.

Er wußte nicht, wie lange er geschlafen hatte, und auch der Ausgangspunkt der Müdigkeit erschien ihm rückblickend so nebulös wie durch beschlagenes Glas wahrgenommen: Nach Idas denkwürdiger Antwort hatte sich die sonnige Welt unscharf verzerrt. Es waren die schlimmsten Ahnungen in ihm aufgestiegen, was die künftigen Entwicklungen betraf, und zwar nicht deshalb, weil er sich darin als hilfloses Objekt gefangen sah, sondern ganz im Gegenteil: weil er instinktiv wußte, daß ihm die aktivste und aggressivste Rolle zuteil werden

würde. Außerdem schien der Strafaufschub für die nächtliche Sauferei und den Schlafmangel endgültig abgelaufen gewesen zu sein. Denn sein Körper hatte plötzlich reagiert wie ein während einer Verfolgungsjagd in seine Einzelteile zerfallendes Auto in einem Chaplin-Film. Begleitet von Schweißausbrüchen und schrecklichen Schwindelgefühlen war er schließlich vor dem Haus des amtlichen Waldschrats zusammengebrochen.

Ida hatte es geschafft, ihn in ein zufällig vorbeifahrendes Taxi zu verfrachten und in ihre Wohnung zu befördern. Nur bruchstückhaft konnte er sich noch daran erinnern, wie sie und der Taxifahrer ihn unter Stöhnen und Ächzen das Treppenhaus hochgeschleppt hatten und dann ...

... dann kam der Traum. »Aber es war so real«, hatte er bezüglich seines beklemmenden Erlebnisses gegenüber Ida beteuert. Und genau das hätte er auch sich selbst versichern können, als er aus dem Traum erwachte. Alles erschien darin so wahrhaftig und echt. Er war wieder zurückgekehrt an den Morgen der Hoffnungslosigkeit und sah sich als Opfer des bösen Sturzes. Kniend wie ein spontan Bekehrter, die Hände jedoch nicht zum Gebet gefaltet, sondern schlaff herabhängend, starrte er in seinem schäbigen alten Mantel das verfallene Haus des amtlichen Waldschrats an. Sein Kopf war wenige Zentimeter unter dem Kinn von dem Zaunstab durchbohrt, und aus der Wunde war so viel Blut herausgeflossen, daß die gesamte Vorderseite des Hemdes in der Dunkelheit wie schwarz lackiert aussah. Seine aufgerissenen Augen ähnelten glasierten Zwiebeln und schienen viel zu groß für die Höhlen, die sie beherbergten. Der Mund war weit geöffnet, geradeso, als käme Seichtem über seinen Tod aus dem Staunen nicht heraus, und in der Mundhöhle sah man ganz deutlich den von unten kommenden, die Zunge durchbohrenden und hirnwärts verlaufenden Zaunspeer.

Die einsame Szenerie wurde eingehüllt von einem zarten Nebel, der in trägen Schleiern hin- und herwehte.

Ali nahm dies alles aus der Sicht eines Beobachters wahr, so als wäre bereits das erste Fernsehteam vor Ort und schieße die sensationslüsternen Aufnahmen für das Nachmittagsprogramm. Und dennoch wurde er von maßloser Trauer übermannt. Eine Trauer jenseits der mittlerweile gewohnten Hoffnungslosigkeit oder der frostigen Depression, mit der er sich tagtäglich herumplagte. Sie war so urwüchsig, ja kindlich, dieselbe Art von Trauer, die er als kleiner Junge durchlitten hatte, als er erfuhr, daß sein Großvater gestorben war. Seine Eltern brachten es ihm schonend bei, meinten, Opa wäre jetzt im Himmel und würde von dort aus immer auf ihn herabschauen. Aber trotz seiner fünf Jahre hatte Ali es besser gewußt. Der geliebte Opa, der ihm bei jedem Besuch ein paar Plastikindianer mitbrachte und mit dem man trotz der pausenlos rauchenden Pfeife in seinem Mund so herrlich Fußball spielen konnte, war weder hinter irgend welchen Wolken verschwunden noch saß er da oben auf einem Schaukelstuhl und beobachtete den lieben langen Tag Alis Aktivitäten. Nein, er war schlicht und einfach *gegangen*, in ein schwarzes Nichts, wie es aussah, und würde nie mehr zurückkommen. Und das Grausigste war, daß es ihm eines Tages genauso ergehen, daß er ebenfalls auf Nimmerwiedersehen in diesem schwarzen Nichts verschwinden würde.

Bei dieser Erkenntnis hatte sich auf Alis Kinderseele eine derart verzweifelte Traurigkeit gelegt, daß er drei Tage lang von Weinkrämpfen geschüttelt wurde, dabei hohes Fieber bekam und am Ende sogar ins Krankenhaus eingeliefert werden mußte. Diese aus einem reinen Kinderherz erwachsende Traurigkeit empfand Ali nun auch in Anbetracht seiner in grotesker Haltung

posierenden Leiche. Er wollte ein solch ohrenbetäubendes Wehklagen anstimmen, daß sogar diese verdammten alten Gebäude, deren Erbauer längst ebenso von dem schwarzen Nichts verschluckt worden waren, erzittern würden, er wollte heulen und brüllen. Doch da geschah *fast* dasselbe wie beim ersten Mal.

Sein Blick wurde abgelenkt. Er wandte den Kopf nach links und sah in der Ferne das Schlitzmaul der Gasse in die Straße hinausragen. Die Finsternis darin war einstweilen gebändigt, denn das fluoreszierende Wunderlicht schwebte wieder in ihr wie eine überdimensionale Neonstange, weißte den sichtbaren Teil der hohen Seitenfronten, verschaffte den Ziegelsteinkanten milde Kontraste und überzog einen Teil des Gehsteigs zaghaft wie der erste Schnee. Diesmal jedoch gab es einen kleinen Unterschied zu der Realität. Ali sah Schatten in der Gasse. Irgend jemand hielt sich darin verborgen, er konnte ihn aus diesem Blickwinkel nicht erkennen, aber die Gestalt schien einen komischen Tanz aufzuführen. Die tänzelnden Schatten flimmerten über die Mauern wie Scherenschnitte von lodernden Flammen. Hin und wieder blinkte der Schein roter, gelber und blauer Lichter auf, stakkatohaft wie in Serie geschaltete Signallampen an einer Straßenbaustelle, was den Eindruck des verrückten Schattentanzes noch verstärkte.

Die klamme Hand der Angst schnürte Ali die Kehle zu. Er empfand einen namenlosen Schauer vor der Gestalt und ihren wilden Bewegungen. Obwohl er sich nicht vorstellen konnte, wer dort sein Unwesen trieb und was sein Erscheinen bedeuten sollte, kam es ihm so vor, als stehe ihm die Begegnung mit dem schrecklichen Monstrum bevor. Sein Herz pochte so schnell und so laut wie ein außer Kontrolle geratener Boiler, und kalter Schweiß bedeckte seinen ganzen Körper.

Und dann wurde er zu seinem namenlosen Entsetzen auch noch wie von Zauberhand in Richtung der Gasse geschoben. Ja, er bewegte sich mit einem Mal auf den Gegenstand seines Schauderns zu, aber er ging nicht, noch trug er Rollschuhe oder stand auf einem Vehikel. Trotzdem verkürzte sich der Abstand zwischen ihm und den tanzenden Schatten und den bunten Lichtspielen unaufhaltsam, als würde er von einem dämonischen Sog gezogen. Es war nur noch eine Frage von Sekunden, bis er um die Ecke schweben und der Schreckgestalt von Angesicht zu Angesicht gegenüberstehen würde.

Je näher er dem diffusen Licht kam, desto deutlicher hörte er nun auch eine unheimliche Stimme. Sie klang metallisch und röchelnd zugleich und schien keinem Menschen zu gehören, dennoch glaubte Ali sie von irgendwoher zu kennen. Doch jedes Nachdenken war unmöglich, mußte er doch bereits alle seine Kräfte aufbieten, um nicht den Verstand zu verlieren. Die krächzend scheppernde Stimme sagte: »Friede auf Erden.« Sagte sie das wirklich? Nein, sie hörte sich eher so an wie: »In Erdlingen bin ich in Frieden.«

Aber auch das stimmte nicht, denn, so sehr er sich auch bemühte, eigentlich verstand Ali überhaupt nichts. Vielleicht spielte ihm die Angst akustische Streiche.

Die hervorspringende Mauer mit dem tanzenden Schattengeist rückte immer näher, Ali konnte kaum mehr atmen und fühlte sich von einer Schocklähmung überwältigt, während die geheimnisvolle Stimme weiter ihre unverständlichen Friedensbotschaften verkündete. Und dann setzte wieder der Geruch ein, der merkwürdige Gestank, den er in Idas Wohnung wahrgenommen hatte, so faulig und modrig, als stiege er aus seit Jahrzehnten verschlossenen Kisten auf, ja, mehr noch süßlich und üblerregend, als habe man in diesen Kisten Kadaver

aufbewahrt, und dann ...

... Und dann erwachte er aus diesem Alptraum und erblickte die zwei Gemüsemesser auf dem Küchentisch. Sie hätten eher in einen Hollywoodschocker gepaßt als in Idas Wohnung, doch Ali hatte die Ahnung, daß sie von Ida selbst angeschafft worden waren, während er schlief. Es war immer dasselbe mit Ida: Sie nahm ihm seine Entscheidungen immer ab, stellte ihn vor vollendete Tatsachen, bevor er einen Entschluß fassen konnte. Das war während ihrer gemeinsamen Jahre immer so gewesen, worüber er sich oft gefreut hatte, weil ihm so die Qual der Wahl erspart blieb, noch öfter aber hatte es ihn geärgert. Doch *diese* Entscheidung – allein die Vorstellung daran ließ ihn erschauern – stand ja gar nicht zur Disposition. Die übereilte Anschaffung der Messer erinnerte ihn in der Tat an einen billigen Horrorfilm.

Obwohl er aus dem Traum mit hämmerndem Herzen und trockener Mundhöhle erwacht war und in seinem Kopf immer noch die gespenstischen Bilder herumspukten, spürte er sofort die Heilwirkung des Schlafes. Der Kater, die Kreislaufstörungen, das Gefühl des Ausgebranntseins und die halbgaren Selbstmordgedanken waren wie weggeblasen. Er fühlte sich frisch und klar und hatte einen Bärenhunger. Die Wohnung lag im Halbdunkel, nur das Licht in der Küche und eine kleine Leselampe im hinteren Teil des Raumes brannten.

»Ich hatte keine Zeit, Herrn Baron das Sechs-Gänge-Menü zuzubereiten.«

Das pflegte sie mit größter Koketterie immer dann zu sagen, wenn sie innerhalb einer Viertelstunde etwas so Köstliches zubereitet hatte, daß alle Sechs-Gänge-Menüs der Welt dagegen verblaßten. Sie lugte aus der Küche hinter dem Türpfosten hervor, und in dem schummrigen

Licht wirkte ihr Gesicht mit dem berühmt berüchtigten Erdbeermund jäh wieder so jung wie damals zu ihren sonnigen Baggerseezeiten. Sie streckte ihm mit der in einem Topflappenhandschuh steckenden Hand eine Emaillebackform entgegen. Darin brutzelte unverkennbar und duftend sein Lieblingsgericht: Lasagne verde al forno.

Und in Anbetracht dieser so vertrauten Dämmerstündchenimpressionen verfiel Ali auf eine übermütige Idee. Ida und er gehörten zusammen, sie waren unzertrennlich, und deshalb würden sie einen Neuanfang wagen. Sie würden die Streitigkeiten und Schmerzen der letzten Jahre einfach vergessen, vielleicht sogar über Patricks Tod hinwegkommen und in wiedererwachtem Gemeinsinn wieder bei Null anfangen. Ganz so wie in ihren anstrengenden Jugendjahren würden sie in dieser Bude zusammenrücken, er würde mit dem Trinken aufhören und die Malpalette wieder in die Hand nehmen, sie würde derweil die leidige Sache mit dem Geld regeln, nur vorübergehend natürlich, sie würden wieder an einem Strang ziehen, sich abstrampeln für den Erfolg, und an kalten Abenden würde es zu heimeligen Szenen kommen und an heißen Sommertagen zu Lust und Liebe. Es würde wieder alles so schön sein wie früher, bevor der Reichtum über sie hereingebrochen war wie ein imposanter, aber giftiger Gewitterregen und bevor sie sich, von allen Zwängen befreit, frei bewegen konnten, doch dabei immer weiter voneinander weg.

Das war wirklich eine grandiose Idee, eigentlich die Lösung aller Probleme, und Ali wußte aus alter Erfahrung noch über die Hebel Bescheid, die er bei Ida betätigen mußte, damit sie für diese Idee ebenfalls entflammte. Selbstverständlich gab es da noch ein paar Schönheitsfehler an diesem Plan ähnlich wie aus dem Gedächtnis gelöscht, uneheliche Kinder in einer

Biographie. Der morgendliche Vorfall zum Beispiel oder diese zwei Messer, deren bloßer Anblick einer Neuauflage der vergangenen Seligkeit im Wege standen. Aber er würde schon irgendwie alles wieder zurechtrücken, wenn er erst einmal seinen Hunger gestillt hatte.

»Wie lange habe ich geschlafen?« wollte er wissen.

»Exakt sieben Stunden. Es ist gleich neun Uhr«, antwortete sie und kam mit einem Tablett aus der Küche, das nichts Geringeres als die Gaben des Paradieses zu tragen schien: dampfende Lasagne, gemischter Salat mit edlem Dressing, ein halbes Baguette, ein großes Stück Tiramisu, ein Glas Rotwein, ein Glas Mineralwasser und zwei Orangen.

Ali sah sich angesichts dieser paradiesischen Aussichten außerstande, das weitere Vorgehen in aller Schärfe zu durchdenken. Er aß, nein, er schlang so gierig und so schnell, daß alles auf dem Tablett innerhalb von zehn Minuten in seinem Magen gelandet war. Nur den Rotwein rührte er nicht an. Er befürchtete, daß er ihm schmecken und er dann ein weiteres Glas verlangen würde und dann noch eins und noch eins, bis das gewohnte abendliche Elend wiederhergestellt wäre. Eine innere Stimme, vor der er sich gleichzeitig fürchtete, sagte ihm, daß er heute abend besser nüchtern bleiben sollte.

Ida beobachtete ihn stumm und kettenrauchend mit konzentriertem Blick, als sei sie eine Wissenschaftlerin und untersuche das Verhalten einer neuentdeckten Tiergattung. Ali war es einerlei, denn er hatte seit einer Woche nichts Ordentliches mehr gegessen und genoß das Festmahl bis zum letzten Krümel. Nachdem er die Backform mit dem Rest des Baguettes saubergewischt und sich den letzten Bissen in den Mund gestopft hatte, lächelte er sie bübisch an.

»Hat's geschmeckt?« fragte sie.

Jetzt war er mit seiner Retourkutsche dran.

»Also ein Sechs-Gänge-Menü war das ja nicht gerade!« sagte er kauend.

Ehepaare, selbst Ex-Ehepaare hatten eine Menge Witze auf Lager, die außer ihnen selbst kein Mensch komisch fand.

»Ich habe noch eine Bitte.« Sein Lächeln wurde jetzt unverschämt. »Wäre es vielleicht möglich, daß du noch zwei Schinkenbrote machst oder so etwas. Vielleicht hast du ja auch irgendwo ein paar Gewürzgürkchen stehen, Salatblätter, vielleicht ein gekochtes Ei oder Zwiebelringe ...«

Bevor er weitersprach, stand sie auf und ging kopfschüttelnd mit dem Tablett in die Küche. Er hörte die Kühlschranktür mehrmals auf- und zuklappen, Geschirr und Besteck scheppern und das Röcheln der Kaffeemaschine. Dann kam sie wieder ins Wohnzimmer zurück und präsentierte ihm auf dem Tablett einen großen Teller voller raffinierter, sogar mit Petersilie dekorierter Toastschnittchen und zwei volle Kaffeebecher. Das einzige, das diesen behaglichen Abend noch krönen könnte, wäre ein wenig Alterssex, dachte Ali, was die Dinge in dieser Abteilung nach mehr als einem Jahr Entsagung auch wieder in Ordnung brächte. Na ja, vielleicht kam das ja noch.

Er stürzte sich sofort auf die Schnittchen. Das hinderte ihn allerdings nicht daran, kauend einige Nebensächlichkeiten anzusprechen.

»Ich sehe, du hast zwei schöne Messer gekauft. Befürchtest du, mich bis an mein Lebensende bekochen zu müssen?«

Sie schwieg, griff nach einem der Becher, nahm einen

Schluck und steckte sich eine neue Zigarette an. Wie der Rauch aus ihren Nasenlöchern stieg, erinnerte sie ihn an eine verkohlte Leiche, von der noch die letzten Schwaden aufsteigen. Berufskrankheit wohl, wenn man wie er schon so viele Tote gemalt hatte.

Schließlich brach sie ihr Schweigen.

»Wir beide besitzen weder Waffen noch kennen wir uns mit Waffen aus. Und bei der Beschaffung würden wir uns entweder lächerlich machen oder in den Knast wandern. Ich weiß, daß die Sache mit den Messern grausam erscheint, aber weißt du vielleicht eine bessere Lösung? Ich habe Stunden darüber nachgedacht: Wir haben keine andere Wahl.«

»Wovon redest du überhaupt?«

Er bildete sich tatsächlich ein, daß er das nicht wüßte.

»Du weißt, wovon ich rede. Und du weißt auch, daß ich recht habe.«

»Ach, Ida«, seufzte Seichtem, wobei er zu seiner Erleichterung einen kleinen versteckten Rülpsen in dem Seufzer unterbringen konnte. Er hatte nun das letzte Schnittchen verdrückt und fühlte sich stark genug, ihr die unendlichen Möglichkeiten ihres zukünftigen gemeinsamen Schicksals überzeugend zu schildern. *Ihr gemeinsames Schicksal* – es schien für ihn der einzige mögliche Weg in ein einigermaßen erträgliches und schmerzfreies Leben zu sein. Er war einfach zu alt oder zu ungeschickt, um noch einmal ohne sie neu anzufangen. Gewiß, ein paar Frauengeschichten, einige kleine Fluchten und viele unerfreuliche Krisen würden auch in dieser wunderbaren zukünftigen Welt nicht ausbleiben. Aber immerhin würde er dafür jeden Abend in ein echtes Zuhause eintauchen können, mit jemandem, der ihn kannte und liebte. Jemand, in dessen Armen man bei Blitz

und Donner immer Zuflucht finden konnte, während der Duft eines wilden, freien Lebens längst verweht wäre wie der Duft eines jungen Mädchens. Wie der Duft von Florence.

Ali sah ein, daß diese Überlegungen sich wohl kaum mit den Biographien von Picasso & Co. vertrugen, den mutigen Männern, denen die Kunst und ihre Freiheit das Wichtigste waren und nicht ihre kleinen Seelenwehwehen. Doch er war nun einmal kein Picasso, nein, das war man wohl wirklich nicht, wenn man einem Haus im Mittelschicht-Disneyland nachweinte oder gar seiner Ehe! Also galt es – für den Lebensabend vorzusorgen? O Gott, für die Rente? Der Austausch großer Erwartungen und Ideale gegen die bürgerliche Wärme für die immer kälter werdenden Füße im Winter des Lebens? In Zukunft nicht mehr Tote malen, Ali, gefälliger malen, tja, im weitesten Sinne *schön* malen! Vielleicht nicht gerade den röhrenden Hirsch, aber so etwas in der Kategorie.

Na und, dann war er eben provinziell! Das hatten sie ihm doch ohnehin immer vorgeworfen. Gut, dann sollten sie auch recht behalten! Provinziell zu sein war jedenfalls weitaus gesünder als sich bis an der Schwelle zum Infarkt mit Wodka zuzuschütten und in stinkenden Bruchbuden Selbstmordgedanken nachzuhängen. Er hatte die Schlacht um die große Kunst und um das große Geld verloren, aber mit Idas Hilfe und ihrer Lasagne verde al forno konnte er sich noch ein schönes provinzielles Doppelkinn anzüchten und der Picasso der Stadtparkassenflure werden!

»Ich habe dir heute vormittag sehr gerne zugehört, Ida.«

Er wollte feierlich klingen, baute sich mit dem Oberkörper ein wenig auf und legte sein herb schönes Gesicht in nachdenkliche Falten.

»Du hast recht: Was uns passiert ist, ist wirklich nicht das Ende der Welt. Sicher, wir haben alles verloren, und Patrick, ich meine, sein Verlust, diese Wunde wird niemals mehr heilen. Aber der Blick zurück, insbesondere der unheimliche Blick von dieser Tür in die Vergangenheit, kann keine Lösung sein. Das Pläneschmieden in diese Richtung führt direkt ins Grauen, und das, was mit uns geschehen wird, wenn wir in Aktion treten, wird ebenfalls das Grauen sein. Deshalb sollten wir die Sache einfach vergessen und nie wieder in die Nähe dieser Straße kommen. Wir beide können es auch ohne diesen Hokuspokus schaffen. Wie früher. Wir sind wieder füreinander da, ich lege mit der Malerei los, mit voller Kraft, Tag und Nacht, du unterstützt mich dabei, bis wir über den Berg sind, wir zapfen die alten Kontakte an, putzen wieder die Klinken bei den Galerien und ...«

Plötzlich hörte er ein merkwürdiges Geräusch. Es klang wie unterdrücktes Wiehern. Er war in der Zwischenzeit aufgestanden und ging im Zimmer auf und ab, um so etwas Bewegung in seine Gedanken zu bringen. Dabei hatte er Ida den Rücken zugewandt. Als er sich nun zu ihr umdrehte, stellte er geschockt fest, daß das Geräusch von ihr kam. Es war der Beginn eines schrecklichen Gelächters, das, heiser und abgehackt, wie ein leises Wiehern eben, eingesetzt hatte, jetzt jedoch immer mehr answoll, obszön und aggressiv wurde und schließlich in einem ohrenbetäubenden Brüllen kulminierte, das er bei Ida noch nie gehört hatte.

Sie lachte ihn aus. Zwischen den Fingern die bis zum Filter heruntergerauchte Kippe, auf dem Schoß der abgefallene und zerbröselte Ascheturm, in der Düsternis unheilvoll auf dem Sessel lümmelnd wie ein heimtückisches Tier, das Gesicht in bösem Hohn verzerrt.

»Warum lachst du?« schrie Ali. »Besteht der Sinn des

Lebens wirklich nur darin, in Häusern, wie man sie in diesen beschissenen Designbildbänden sieht, zu wohnen? Bekommt das Leben erst einen Sinn, wenn man übers Wochenende in New York bei ›Balthazar‹ tafelt oder zu Partys von Prominenten eingeladen wird, deren Visagen einen schon aus dem Fernsehen ankotzen? Mußt du unbedingt mit einer Hure, die sich einem Staranwalt an den Hals geschmissen hat, um den schönsten Garten konkurrieren, um Erfüllung zu finden? Mußt du partout Garouste-&-Bonetti-Möbel und Bvlgari-Schmuck besitzen? Hast du denn nichts anderes, was dich glücklich macht, Ida?«

Sie wurde schlagartig still und starrte ihn aus Augen an, die aus Gletschereis geformt zu sein schienen.

»Nein, Ali, das war das einzige, was ich hatte!«

»Was, was hast du gesagt?«

»Du hast schon richtig gehört, *mein Schatz*, spar dir bitte deine Talkshow-Dekadenzkritik! Meinetwegen kannst du sie deiner kleinen Florence erzählen, am besten während du sie von hinten nimmst, damit die Argumente mehr Stoßkraft erhalten. Nur weil du jetzt auf den Hund gekommen bist und dir allmählich schwant, daß du an die süßen Trauben nicht mehr drankommen wirst, bedeutet das nicht, daß wir den ganzen Tag vor Unglück geweint haben, als wir noch Geld hatten. Du bist verzweifelt, vor allem bist du feige, und deshalb sehnst du dich nach einem kleinen spießigen Idyll, natürlich wiederum nicht so spießig, daß man um fünf Uhr morgens aus dem Bett müßte oder sich mit dem Nachbarn vom oberen Balkon über die außerhalb der Hausordnung stattfindenden Grillzeiten zankt. Eher so etwas in der kuscheligen Mitte. Die graubärtige Künstlerwitzfigur, deren Bild ab und zu in der Lokalzeitung auftaucht und die die Lokalpolitiker mit Kunst am Bau für das neue Rathaus beauftragen. Oder für das Klo des Drogenzentrums. Aber das ist eine Illusion!«

»Warum?« wollte er aus echter Neugier wissen. Tatsächlich war genau das seine Zukunftsvision gewesen.

»Weil du – das wird dich freuen – für die große Kunst geboren bist. Du bist unfähig, Begeisterung und Fleiß für den dekorativen Fliegenschuß aufzubringen. Beauville hat deinen Ruf und Wert derart ruiniert, daß kein namhafter Sammler deine Bilder mehr kaufen wird. Dein anvisierter Neuanfang ist dein Ende. Diesmal wird es nichts mit dem Vom-Dachkammermaler-zum-Millionär-Epos, Ali. Du wirst dich auf Geschenkeläden und Einkaufspassagengalerien einlassen müssen. Die wollen keine Totenköpfe, sondern Wasserfälle mit Regenbogen oder ›Frau mit Sonnenschirm am Strand‹. Und die Leute, die mit so einem Schund die kahle Stelle über ihrem Sofa zupappen wollen, haben dafür nicht mehr als ein paar Hunderter übrig, darauf kannst du dein ganzes Œuvre verwetten. Du wirst im Akkord malen müssen, und nie das, was du eigentlich möchtest. Wir werden uns mit Ach und Krach eine bescheidene Existenz zusammenzimmern, eine Gebrauchtwagen-Pauschalreise-Zwei-Zimmer-Küche-Bad-Existenz. Das wird dich umbringen! Wir werden immer an die glückliche Vergangenheit zurückdenken, und das wird *uns* umbringen!«

Ida nahm eine neue Zigarette aus der Packung und zündete sie an. Ihr Kopf war gegen den matten Strahl der kleinen Leselampe im Hintergrund nur ein schwarzer Schattenriß, und inmitten dieser Schwärze leuchtete die Zigarettenglut wie ein unheilvolles Signal. Obwohl die von ihr beschriebenen Aussichten Ali in das frühmorgendliche Gefühl der Ausweglosigkeit zu versetzen begannen, war er nicht wirklich überrascht. Er hatte sich ihr weiteres Leben zu zweit in etwas rosigeren Farben ausgemalt, das ja, aber im großen und ganzen stimmten ihre beiden Horrorszenarien betreffs der Zukunft

fabelhaft überein.

So furchterregend das heraufziehende Unwetter auch aussah, es hatte auch etwas Positives. Und das war das Wörtchen »zu zweit«. Weil er die Liebe zu ihr einfach nicht abzuschütteln vermochte, hatte er ihr in den letzten Monaten eine hellere Zukunft angedichtet. Reines Wunschdenken, denn auch sie konnte sich von allem, was passiert war, nicht mehr erholen, jedenfalls nicht alleine. *Ihr gemeinsames Schicksal*, das war nicht bloß ein schaler Spruch. Im Damals ihrer glücklichen Tage wurden sie für immer aneinandergekettet, und selbst das größte Unglück vermochte diese Ketten nicht zu sprengen. Gemeinsam und in Ketten würden sie auch weitermachen, in guten wie in schlechten Zeiten. Und jetzt waren eben erst einmal wieder die schlechten Zeiten dran.

»Aber noch vor ein paar Stunden hast du doch selbst gesagt, daß ich mich nur wieder ins Zeug zu legen brauchte, um wieder auf einen grünen Zweig zu kommen.«

Er ging zu ihr, ergriff seinen Becher vom Tisch und nahm einen Schluck. Der Kaffee war perfekt wie immer und erfüllte sein Inneres mit behaglicher Wärme.

»Das war gelogen. Ich wollte dich nur ein bißchen aufmuntern, weil du so verzweifelt warst. Das bist du immer noch, aber du leugnest die notwendigen Konsequenzen. Du glaubst die Kraft und die Hartnäckigkeit deiner Jugend reaktivieren zu können. Das ist ein frommer Wunsch. Das Alter ist doch nicht allein ein körperlicher Verfall, sondern eine langsam aber sicher tödliche Ermüdung des Geistes. In der Jugend wird das Fundament des Wohlstands gelegt. Später wird es ausgebaut und verteidigt. Wenn aber im Alter das ganze Fundament futsch ist, tja ...«

»Diese Seite kannte ich an dir gar nicht, Ida.«

»Du meinst die habgierige? Du mußt reden, du Scheusal! Ich hatte manche Seiten an dir auch nicht gekannt – zum Beispiel hätte ich dir nicht zugetraut, daß du Patrick umbringst.«

Ali verschluckte sich, als er erneut aus dem Becher trank.

»Ich habe ihn nicht umgebracht!« röchelte er mit Schmerzen in der Luftröhre. »Es war ein Unfall!«

»Nein, Ali, ein Unfall ist ein Unglück, für das niemand etwas kann. Aber ein zweijähriges Kind bei dichtem Verkehr aus den Augen zu lassen ist Mord.«

»Wechseln wir das Thema. Oder noch besser, bleiben wir beim Thema. Ich möchte mir die Bestimmung dieser Messer lieber nicht vorstellen. Doch wenn ich es täte, brauchte ich keine einzige Sekunde, um zu erkennen, daß das, was du vorhast, Unsinn ist. Zumindest, bis nicht einwandfrei bewiesen ist, daß wir tatsächlich in unser altes Leben zurückkehren können.«

Er nahm am Tisch ihr gegenüber Platz und wurde gegen das Funzellicht der kleinen Leselampe nun selbst zu einem Schattenriß. Die Rauchschwaden der Zigarette, die milchig leuchteten, hüllten die Silhouetten ein und erschufen so das Abziehbild von zwei Komplizen bei ihrer konspirativen Verbrechensplanung.

»Da kannst du ganz beruhigt sein. Ich habe nämlich nicht nur die Messer gekauft, während du geschlafen hast, sondern die Probe aufs Exempel gemacht. Ich war noch mal da und bin durch die Tür gegangen ...«

»Du, du bist durch die Tür gegangen?«

Ali stockte der Atem.

»Und?«

»Was und?«

»Hast du *sie* gesehen?«

Ihr schelmisches Lächeln wich einem wissenden.

»Natürlich habe ich *sie* nicht gesehen, Ali. Wie du dich vielleicht erinnerst, hatten wir an unserem Einzugstag etwas Wichtigeres zu tun, als uns ständig am Fenster oder vor der Tür zu zeigen. Wir waren vollauf damit beschäftigt, Kartons auszupacken und Möbel zu rücken. Aber sie sind da, das weiß ich jetzt.«

»Wirklich?«

»Ja, wirklich.«

Über ihr verschattetes Gesicht legte sich eine melancholische Verklärtheit. Sie neigte den Kopf, und einige Haarsträhnen fielen über ihre dunklen Augen, so als sollten sie das innere Auge der Erinnerung darin gegen jede Ablenkung von außen abschotten.

»Ich habe mich ein bißchen maskiert, habe mir Hut und Sonnenbrille aufgesetzt und einen Schal vor das Gesicht gehalten, als sei ich erkältet. Dann habe ich den Schritt von der Gasse auf die Straße getan. Ohne einen Blick auf das Haus zu riskieren, bin ich schnell die Straße runter in Richtung Innenstadt geeilt. Ich glaube nicht, daß unsere Freunde mich dabei beobachtet haben. Als ich ein paar Straßen weiter war, konnte ich mich tatsächlich etwas entspannen. Ich habe mir alles um mich herum genau angesehen, konnte aber keinen greifbaren Hinweis darauf erkennen, daß ich mich im Jahre '91 aufhielt. Die Leute waren keine Spur anders angezogen als heute, und ich habe sogar ein paar Männer mit Handys gesehen. Aber in der Innen-Stadt fiel mir zum ersten Mal auf, daß aus den Boutiquen und Musikläden Songs wie »Crazy« von Seal oder »Joyride« von Roxette kamen und nicht dieses ewige Techno- und Rap-Getöse.«

Ali merkte, wie ihm langsam warm ums Herz wurde, wie er in Gedanken in das einzige Paradies versank, aus dem man bekanntlich nicht vertrieben werden kann, nämlich in die Vergangenheit, und wie in seiner Erinnerung die Zeit der schönsten Tage mit Ida an seiner Seite wieder lebendig wurden.

»Also habe ich mir bei einem Kiosk eine Zeitung besorgt«, fuhr Ida mit entrücktem Blick fort. »Und fühlte mich angesichts des Titelblatts etwa so, wie du dich den ganzen Tag gefühlt hast. Laut der Schlagzeilen war der Golfkrieg gerade zu Ende gegangen, und die IRA hatte es geschafft, in der Downing Street Number 10 Bomben hochzujagen. Aber außer diesen veralteten Meldungen und dem Umstand, daß fast aus jedem vorbeifahrenden Auto ›Let's Talk About Sex‹ herausplärrte, konnte ich nichts Spektakuläres entdecken. Alles ging seinen alltäglichen Gang wie immer, wie heute. Das hatte ich erwartet oder besser gesagt gehofft.

Schließlich schlich ich mich durch die Tür in die Gasse zurück, durchquerte sie und befand mich wieder im Heute. Zumindest hoffte ich, daß es so wäre. Denn bei dem Gedanken, so ganz allein oder in der doppelten Variante meines Selbst im Jahre '91 zu stecken, überfiel mich die nackte Panik. Ich rannte direkt zum nächsten Kiosk und besorgte mir wieder eine Zeitung. Der Blick auf das Titelblatt beruhigte mich allerdings schnell: Die Nachrichten waren ohne Zweifel von heute und nicht von '91.«

Ein Blitz des Triumphs funkelte in ihren im Dämmerlicht versteckten Augen auf, und sie grinste.

»Wir können es trotzdem nicht tun«, sagte Ali, stand auf und spazierte mit dem fast leeren Becher in der einen Hand, mit der anderen seine Kopfhaut massierend im Kreis.

»Warum nicht?« wollte Ida wissen.

»Weil wir keine Mörder sind. Ganz einfach.«

»Wir sind auch keine Mörder. Wenn *sie* weg sind, werden wir einfach ihre Stelle einnehmen. Sie und wir sind ein und dieselben, bloß daß wir zehn Jahre älter sind. Sie sterben nicht wirklich, sie leben in uns weiter.«

Das war natürlich Humbug. Wenn eine Person in der damaligen Welt starb, so konnte der noch lebende Doppelgänger aus der anderen Welt durch seine bloße Existenz den Tod des anderen nicht einfach wieder ungeschehen machen. Aber Ali begann sich langsam an den verlockenden Gedanken zu gewöhnen. Da gab es nur ein kleines Problem: Wie, um Himmels willen, sollte er zwei Leute mit diesen Hitchcock-Messern abschlachten?

»Wann?«

Fürwahr eine schlichte Frage. Täuschend schlicht, wenn man die Konsequenzen bedachte. Wann? – Klang nach einem Dialogfetzen aus einem Mafia-Killer-Streifen. Andererseits wußte er nicht, was er sonst sagen sollte.

»Jetzt gleich, nachdem du deinen Kaffee ausgetrunken hast!«

Nun, das klang weniger schlicht. Es klang nach Entschlossenheit und ließ keinen Zweifel zu, daß es jetzt ernst wurde. Vor allem aber klang es nach diesen dämlichen VIP-Fragebögen: »Was war die größte Fehlentscheidung in Ihrem Leben?« Daß ich mich von meiner Frau habe überreden lassen, mein zehn Jahre jüngeres Ich zu ermorden – nächste Frage! Nein, so etwas brauchte Zeit, man mußte sich zu solch einer tonnenschweren Entscheidung erst einmal durchringen – auch wenn man sie in Wahrheit längst getroffen hatte –, und man brauchte einen ausgetüftelten Plan. Sonst rief das Opfer am Ende noch die Polizei. Haha, guter Witz.

»Warum denn noch heute? Das geht mir alles etwas zu schnell.«

»Weil der siebenundzwanzigste März 1991 ein Tag ist, an den ich mich minutiös erinnere. In allen Details. Immerhin war es der Auftakt unserer schönsten Zeit.«

Ida stand auf und kam hinter dem Tisch hervor, und Ali glaubte, daß sie in die Küche wollte, um noch etwas zu trinken zu holen. Aber sie ging schnurstracks in die Minidiele, die genaugenommen ein Teil des Wohnzimmers war, und zog sich ihre an mehreren Stellen aufgeplatzten alten Turnschuhe aus der Damalszeit an.

»So um halb elf hatte ich mich schon ins Bett gelegt, weil ich von dem ganzen Umzugstrubel völlig k.o. war, erinnerst du dich noch? Du hast im Arbeitszimmer über dem Kaufvertrag für das Haus und den vielen Rechnungen gebrütet, weil wir uns immer noch täglich fragten, ob wir uns so einen Protzkasten überhaupt leisten konnten. Ich war also allein hinten im ersten Stock, du vorne, alles klar?«

Sie band sich die Schnürsenkel zu und nahm dann ihren Trenchcoat vom Haken.

»Was wir damals nicht wußten und erst zwei Wochen später entdeckten: Das Schloß an der zur Straße liegenden Kellertür unter dem Treppenaufgang fehlte. Ein Dieb hätte nicht einmal eine Scheibe einschlagen müssen, um ins Haus zu gelangen. Und genau diese Diebe, die damals nicht kamen, werden wir jetzt sein. Wir werden uns in den Keller schleichen und dann durch den Hintereingang in den Garten. Die Küchentür dort stand in dieser Nacht halb offen, weil wir den Geruch der frischen Farbe möglichst schnell loswerden wollten. Wenn wir im Haus sind, gehe ich zu Ida ins Schlafzimmer vor, und du kümmerst dich um Ali im Arbeitszimmer.«

Ali und Ida – unsere Feinde, dachte Ali. Ihn fröstelte es bei dem Gedanken. Und doch konnte man sich einreden, das alles wäre nur ein makabrer Scherz. Geradeso, als brächen sie zu guten alten Freunden auf, um ihnen einen bösen Streich zu spielen. Ihre verängstigten Gesichter, wenn sie mit den Messern plötzlich vor ihnen auftauchten, und die Verblüffung, wenn sie in ihnen sich selbst erkannten, nur ein bißchen älter – diese Bilder blitzten vor seinem geistigen Auge auf wie Ausschnitte aus einem Horrorklassiker. Vielleicht sollten sie die Sache mit den Messern lassen, spann er die Idee weiter, und statt dessen nach dem ersten Schreck ein paar Flaschen köpfen. Es würde bestimmt für alle eine lustige Nacht werden, vor allem eine unvergeßliche.

»Eine Kleinigkeit noch«, sagte Ali. Er lächelte gequält.

»Was machen wir mit den Leichen?«

Ida stand komplett angezogen in der Diele und zurrte sich gerade den Trenchcoatgürtel fest. »Wir werden sie im hinteren Teil des Gartens an der Trennmauer vergraben. Die Dunkelheit und das Spalier der Bäume und Büsche an den Seiten werden verhindern, daß uns die Nachbarn bei der Arbeit beobachten.«

»Aber Ida«, sagte Ali, unschlüssig, ob er ihr allen Ernstes folgen oder in letzter Sekunde einfach davonlaufen sollte.

»Fragst du dich denn nicht, warum das alles geschehen ist? Wird dir denn bei der Frage nach dem Warum nicht unheimlich?«

»Nein«, antwortete sie. Sie blickte ihn mit gesenktem Kopf traurig an, so enttäuscht, wie ein Mädchen, das sich für den großen Ball kunstvoll zurechtgemacht hat und dann doch als einzige auf der Bank sitzen geblieben ist. »Ich will es nicht wissen, Ali. Ich weiß nur, daß ich so

nicht weiterleben kann. Ich habe keine Kraft mehr, um wieder neu anzufangen, und ich liebe dich und unser altes gemeinsames Glück so sehr, daß ich es auch gar nicht will. Entweder es wird alles wieder so sein wie damals, oder ich werde bei diesem Weg zurück getötet. Spiel hier nicht den Sinnsucher. Wenn einer die Lösung dieses Geheimnisses kennt, dann du.«

Kapitel 8

Ali betrachtete den klaren Nachthimmel, in dem die Sterne glühten wie Myriaden von herabstarrenden Augen, während die unwirkliche Stimmung von ihm Besitz ergriff. Er stand hinter Ida in der Gasse an der Gartentüre, hatte den Kopf nach oben gereckt und fixierte den kleinen Ausschnitt des Sternenzelts zwischen den Ziegelsteinmauern. In seiner weiten Manteltasche ruhte eins der Gemüsemesser, weshalb er sich auch nicht traute, die Hand hineinzustecken. Obwohl er die Anspannung spürte, war ihm gleichzeitig zum Schmunzeln zumute. Die Situation war fast zu unreal, als daß er sie ganz hätte ernst nehmen können – unglaublich, wäre das treffendere Wort gewesen. Ja, unglaublich. Denn Ali wäre gegenwärtig eher bereit gewesen, an die Existenz von Feen und Trollen zu glauben, als an das, was in wenigen Minuten geschehen sollte.

Aber weshalb war er dann hier, stand in der Eiseskälte in einer grabschwarzen Gasse hinter seiner Ex-Frau, die den Eindruck vermittelte, als sei sie zwischenzeitlich durch eine diabolische Kopie ersetzt worden, fürchtete, daß man ihn von der gegenüberliegenden Straßenzeile aus sehen könnte, obwohl er doch gar nichts verbochen hatte, und fühlte zu seinem eigenen Entsetzen sogar eine gewisse Vorfreude in Gedanken an das Gewicht in seiner Manteltasche? Gern hätte er sich eingeredet, daß er sich nur leiten ließ, daß er Idas Verführungskünsten erlegen war, gegen die er einfach keinen Widerstand aufzubringen vermochte, so psychisch am Boden, wie er war. Doch wenn er tief in sich hineinhorchte, ahnte er, daß das nicht stimmte. Ein Teil von ihm, ein böser Schatten, der schon

immer im Hintergrund gelauert hatte, *wollte es so!* Er hatte es so gewollt, seitdem er die beiden heute morgen vor dem Haus gesehen hatte. Nichts war unglaublich, und schon gar nicht war irgend etwas zum Schmunzeln. Es würde geschehen, daran gab es keinen Zweifel.

Er senkte den Blick von den Sternen und richtete ihn auf das Haus. Idas Erinnerung hatte nicht getrogen. Das einzige beleuchtete Fenster an der Klinkersteinfassade war das rechts gelegene im ersten Stockwerk. Dahinter verbarg sich das Büro, wie sie es damals hochtrabend genannt hatten. Hochtrabend deshalb, weil es sich um einen sehr schönen kleinen Raum mit Flügeltüren handelte, in dem der gerade zu Ruhm und Reichtum gekommene Künstler sich um das Finanzielle hätte kümmern sollen, es aber eigentlich nie tat. Verträge, Rechnungen und Briefe vom Finanzamt lagen wild durcheinander, und anstatt eines Kassenbuches und Ordern für die geschäftlichen Unterlagen standen auf dem Tisch immer viele leere Rotweinflaschen. Seine Arbeit und seine Ausschweifungen ließen es nicht zu, daß das *Büro* den Namen auch nur ansatzweise verdiente. Zu jener Zeit jedoch, als sie frisch eingezogen waren, gab er noch den vorbildlichen Geschäftsmann ab. Tatsächlich brütete er in den ersten Monaten bis in die tiefe Nacht hinein über Zahlen, in steter Furcht, sich mit dem Traumhaus übernommen zu haben. Dann, als allmählich klarwurde, daß die ganze Pracht kein kurzer Traum gewesen war, daß die Zukunft sich besser entwickeln würde als gedacht, widmete er sich allem Möglichen, nur nicht mehr dem drögen Bürokratismus.

Die Jalousien waren heruntergelassen. Dennoch stach das Licht der Leselampe durch die Ritzen zwischen den einzelnen Lamellen, so daß das Fenster in einem behaglichen Dämmer strahlte. Und hinter diesem Dämmer

sollte der zweiunddreißigjährige Ali sitzen? Seichtem wußte wieder nicht, was er glauben sollte. Es war jetzt elf Uhr vorbei, und die Mondsichel und die Sterne tauchten die Straße in einen bleichsüchtigen Schein. Die Gründerzeitgebäude mit ihren facetten- und ornamentreichen Stirnseiten lagen in diesem bläulichen Schimmer und wirkten wie seit Jahren unbewohnt, ja wie Spukhäuser. Ein kalter Wind wehte ihm noch einmal den klaren Geruch des hinscheidenden Winters in die Nase. Es war keine Menschenseele auf der Straße, was für diese Uhr- und Jahreszeit nicht ungewöhnlich war, und doch hätte Ali sich etwas Unvorhergesehenes, einen Fehler in Idas Plan gewünscht, der sie beide noch in letzter Minute zur Besinnung brächte. Vergebens.

»Die erste kritische Phase ist, die acht oder zehn Meter bis zum Haus zu schaffen, ohne von den Nachbarn gesehen zu werden.«

Ida wandte sich zu ihm um. Der Abglanz der Sterne erfaßte ihr Gesicht und verlieh ihm eine morbide Anmut. Die vom Alter gezeichnete Haut erhielt eine trügerische Glätte, in den Augen funkelten vierzackige Sternchen, und die vollen Lippen brannten in tiefem Bordeauxrot. Sie ähnelte einem Nachtgeschöpf, das trotz der Gefahr, die von ihm ausging, faszinierte.

»Deshalb werden wir die Straße ganz langsam überqueren, so als wären wir harmlose Spaziergänger. Dann betreten wir mit derselben unschuldigen Selbstverständlichkeit den Vorgarten. Ohne Hast. Von dort verschwinden wir unter dem Treppenaufgang und steigen in den Keller hinunter. Wenn wir im Haus sind, sind wir erst einmal in Sicherheit.«

Wie danach vorzugehen war, hatte sie mit ihm vorher bis in jede Einzelheit abgesprochen. Fast: Die ausführlichen Anleitungen brachen immer just an der Stelle ab, wo es

um die eigentliche Tat ging. Sie schien davon überzeugt, daß die Morde sich von selbst erledigen würden. Als wohnte ihnen ein Automatismus inne, als sei das Ganze eine Routineaktion, die ein erwachsener Mensch im Repertoire haben müsse, als sei es etwas, das man im Geiste schon tausendmal durchgespielt habe und nur noch in die Praxis umsetzen müßte – als würden sie dafür nie büßen müssen. In der Tat, diese Seite von Ida hatte er nie gekannt.

Ali genoß noch die Ruhe vor dem Sturm und stellte sich auf weitere Ratschläge ein. Doch plötzlich tat sie etwas, womit er am wenigsten gerechnet hatte und das ihm doch so vertraut war. Sie gab ihm einen Kuß. Lange, intensiv und feucht.

»Viel Erfolg!« sagte sie und lächelte wie frisch verliebt. Dann drehte sie ihm den Rücken zu, verließ die Gasse und überquerte mit schnellen Schritten die Straße.

Viel Erfolg? Wobei? Beim kaltblütigen Mord? Beim Unterdrücken des Brechreizes während der Arbeit? In diesem Moment bereute Ali wieder, daß er sich auf die Sache eingelassen hatte, und haßte Ida für ihre Entschlossenheit. Hätte sie ihm den Kuß nicht gegeben, wäre es anders gewesen. Trotz aller Zweifel hatte er sich von ihr mitreißen lassen, ja, war er sogar selbst von der Notwendigkeit ihres Plans überzeugt gewesen. Doch dieser Kuß, so wie er sich angefühlt, so wie er geschmeckt hatte, ein ernstgemeinter Kuß, änderte die Situation schlagartig. Der Kuß hätte ihn zur Besinnung bringen können. Der Kuß bestätigte, daß sie ihn immer noch liebte, und die Erregung, die er dabei empfunden hatte, zeigte ihm, daß auch sie weiterhin die größte Liebe seines Lebens war, schlichtweg seine Traumfrau. Weshalb, um alles in der Welt, sollten also bei so viel Liebe gruselige Fluchten in die Vergangenheit und blutige Messer das

Glück erzwingen müssen? Wenn zwei sich liebten, ging es doch irgendwie immer weiter. Ein zuckersüßer Lehrsatz, aber dennoch wahr. Vertrauten sie dieser Liebe denn so wenig? Waren sie so schwach? Liebe, das, wonach sich alle sehnten, das war es doch, worum es immer ging. Und sie hatten es, sie hatten es schon immer gehabt. Also warum?

Aber Ali hielt sie nicht auf, er rief ihr nicht hinterher:

»Ida, laß es! Komm zurück, ich habe es mir anders überlegt!« Nein, er blieb stumm, und stumm ging er aus der Gasse und folgte ihr. Dabei kannte er den Grund für sein Handeln natürlich ganz genau. Doch dieser Grund war so unerträglich schmerzhaft wie schlimmste Verbrennungen nicht schmerzhafter hätten sein können, die tanzenden Schatten in der Gasse, die bunten Lichter, »Erdlinge, ich bringe euch den Frieden!« ...

Idas Turnschuhe erzeugten auf dem Asphalt keinerlei Geräusche. Aber seine einst handgefertigten, mittlerweile allerdings fast durchgelaufenen Schuhe ließen ein allseits hallendes Geräusch vernehmen. Ali blickte panisch zu den dunklen Fenstern der Nachbarhäuser. Theoretisch hätten hinter den Jalousien und Läden neugierige Augen das verdächtige Paar beobachten können. Doch das wäre für die hier wohnenden Leute sehr untypisch gewesen. In all diesen goldenen Schneckenhäusern herrschte ein großzügiges Laissez-faire, ein sich freundliches Tolerieren und Ignorieren. Da konnte der Bankier im Garten seinen Joint rauchen und sich die Werbeagenturchefin jenseits der Menopause mit ihrem zwanzigjährigen Geliebten im Nachbargarten vergnügen, ohne daß sich irgend jemand auch nur verwundert die Augen rieb. Diese Art Menschen standen um diese Uhrzeit höchstens am Fenster, um sich daraus auf die Straße zu stürzen, weil die Geldquelle für ihr kleines Elysium plötzlich versiegt war. Außerdem, was

hätten sie schon Aufregendes sehen können? Die Neuen aus der Nachbarschaft, wie sie die Straße zu ihrem Haus überquerten, weiter nichts. Weder wußten sie, wie Ali und Ida genau aussahen, noch kannten sie ihr Alter.

Sie gelangten auf die andere Straßenseite, wo sich das Haus nun mächtig und unheilvoll gegen den Sternenhimmel aufbäumte, und Ali blickte mit sich überschlagenden Gedanken noch ein letztes Mal zu dem erleuchteten Fenster im ersten Stockwerk wie zu einer Erscheinung. Aber dann passierte alles so schnell, daß sämtliche Überlegungen sich in die kalte Luft der Nacht verflüchtigten. Sie öffneten die Tür des Vorgartens, schlüpfen hinein und stiegen rechts vom Treppenaufgang die rissigen, gruftartig anmutenden Steinstufen hinunter zur Kellertür. Ida stieß mit der flachen Hand gegen die Holztüre, und Ali wurde von einem Schwindelgefühl ergriffen, als flöge er über ein Luftloch, als er sah, daß die Tür sich ohne Widerstand öffnete, wie Ida es vorausgesagt hatte. Das Schloß fehlte tatsächlich. Sie begaben sich in den finsternen Schlauch des Hauptganges. Ida zog aus der Trenchcoattasche die kleine Mag-Lite-Taschenlampe, die sie nachmittags neben den Messern erstanden hatte, und schaltete sie ein.

In dem zitternden Lichtkegel begann für Seichthem das, worauf er eigentlich längst hätte vorbereitet sein müssen, was ihn jedoch trotzdem verblüffte: die Hauptvorstellung! Plötzlich war die Angelegenheit keine bloße Phantasie oder die Wahnidee eines ausgeflippten Paares mehr, sondern faßbare Realität. Was Ali sah, waren alte Freunde. So kam es ihm vor, als er auf seinem Weg Dinge erblickte, die damals vor zehn Jahren und noch Jahre danach Bestandteile seines Alltags gewesen waren, die er aber seither längst aus dem Gedächtnis gelöscht zu haben geglaubt hatte. Aber nein, unverwüstlich, wie alte Freunde

nun einmal waren, sprangen sie ihm putzmunter entgegen, und er erkannte sie alle wieder. Hier lag beispielsweise der eingerollte, vor Schmutz starrende Teppichboden, der während früherer Renovierungen ausgemustert worden war und nun wie eine umgekippte Säule eine ganze Flanke des Flures einnahm. Er und Ida hatten ihn lange Zeit geduldet, bis sie schließlich eine Entsorgungsfirma engagieren mußten, um ihn loszuwerden. Und dort links die zwei orangefarbenen Stehlampen aus den Siebzigern, von einer fingerdicken Staubschicht überzogen und nur noch Trübsinn ausstrahlend, als wüßten sie selbst, daß niemand sie je wieder anknipsen wird. Oder das kaputte, an einem Haken von der Decke baumelnde Bonanza-Rad, früher das Ein-und-Alles eines heute längst erwachsen gewordenen Jungen, ohne bestimmbare Farbe und nur noch die selige Erinnerung eines traurigen Mannes. Das alles und noch viel mehr hatten die Seichtems damals nach ihrem Einzug im Keller vorgefunden, obwohl der Vorbesitzer versprochen hatte, das ganze Gerümpel bis zum fraglichen Termin fortzuschaffen. Was jedoch zu jener Zeit für Ärger gesorgt hatte, stellte jetzt *das* Sinnbild für Heimkehr dar.

Der Keller besaß drei Eingänge, doch keiner davon führte direkt in den Wohnbereich des Hauses. Außer jenen zur Straße und zum Garten, gab es noch einen im Treppenhaus, passierbar durch eine Milchglastüre. Da eine unmittelbare Verbindung nicht existierte, mußten sie den Umweg über den Garten nehmen. Die Küchentür würde offenstehen, wenn Ida sich richtig erinnert hatte. Wenn nicht, bliebe ihnen der Eintritt verwehrt. Nachdem sie einige Seitengänge hinter sich gelassen hatten, standen sie schließlich vor dem rostigen Riegelschloß der rückwärtigen Tür. Ida knipste die Taschenlampe aus, schob den Riegel mit äußerster Achtsamkeit

millimeterweise zurück und öffnete die Türe so behutsam, daß keinerlei Geräusch zu hören war.

»Du hast dir gemerkt, was ich dir über die Dielenbretter gesagt habe?« flüsterte sie.

Ali nickte.

Es gab einige Bereiche des alten Pitch-Pine-Dielenbodens im Haus, welche beim Betreten fürchterlich knarzen würden. Obwohl das Gebäude vor dem Kauf einer aufwendigen Instandsetzung unterzogen worden war, hatte man sich für die Beibehaltung der Originalböden entschieden. Und alte Holzböden knarnten nun einmal stellenweise, ob renoviert oder nicht. Sie hatten sich damals rasch daran gewöhnt, und schon bald wurden sie sogar völlig taub dagegen. Doch nun stellte das Knarzen einen Gefahrenherd dar, den man geflissentlich umgehen mußte. Denn durch die Boden- und Deckenöffnungen, durch die sich die Wendeltreppe über die drei Stockwerke hinaufringelte, hörte man zu stillen Zeiten, so wie jetzt in der Nacht, in jeder beliebigen Etage selbst das Fiepen einer Maus. Ida behauptete, jene knarzenden Stellen immer noch genau zu kennen. Vermutlich, weil sie im Gegensatz zu ihm seit ihrem Auszug nicht das komplette Lager einer Wodkaabfüllerei konsumiert hatte.

Auf leisen Sohlen betraten sie den mit Pflastersteinen belegten kleinen Vorhof, stiegen die fünf Betonstufen hinauf und standen dann endlich im Garten. Es war ein rechteckiges Wiesengrundstück von zirka dreihundert Quadratmetern, gleichzeitig die Musterform für alle hinter dem Häuserkordon angelegten, aus der Vogelperspektive wie ein grünes Raster aussehenden Gärten. Zum Haus hin wurden die Längsseiten von Rosensträuchern, Kräuterbeeten, Fliederbäumen und kleinwüchsigen Zierbäumen gesäumt, so daß ein ungehinderter Blick zum jeweiligen Nachbarn noch möglich war. Erst im hinteren

Teil, dort, wo die Grenzmauer zum benachbarten Garten aufragte, wurde das Gelände unübersichtlich. Haushohe Bäume, eine alles zu umarmen scheinende Trauerweide und ineinanderwuchernde Pflanzen bildeten ein lichtarmes und allein vom Haus aus einsehbares abgeschlossenes Terrain. Im Frühling und Sommer wuchs in diesem Bereich sogar ein richtiges Dach in Form der Blätter an den Baumkronen. Das überwältigende Dunkelblau mit den wie aus dem Hintergrund angestrahnten Nadelstichen funkelnder Sterne wölbte sich nun über dieses Himmelreich gleich einer süßen Verheißung. Zwar war alles nur Silhouette, doch gerade diese Schwärze diente Ali als eine Projektionsfläche für tausende von sentimental Erinnerungsschnipseln und Stimmungsbildern, die hier ihren Ursprung hatten.

Trotz der ihn überwältigenden Gefühle angesichts seines wieder zurückerlangten Paradieses wollte ein anderer Teil von ihm in ein Hohngelächter ausbrechen – und zwar über sich selber. Mein Gott, seine Kritiker hatten ja vollkommen recht gehabt: Er war wahrhaftig der Provinzialismus in Person! Welcher zeitgenössische Maler sonst hätte sich solch ein heimeliges Nest in diesem Mittelstandsfriedhof ausgesucht? Es gab unter Künstlern eigentlich nur zwei Wohntypen. Die Wilden, die in Lofts in London oder Amsterdam oder New York residierten, und zwar in Stadtteilen, welche sich gerade von ihrem Slum-Image erholten (was übrigens keine schlechte Immobilieninvestition war). Und die Freunde der Sonne, die mediterrane Gefilde bevorzugten, deren Namen mit »Costa del« oder »Côte d'« begannen. Doch nicht einmal diejenigen, die halb so viel Erfolg gehabt hatten wie er, wären wohl je auf die Idee verfallen, sich zwischen rolextragenden Autosalonbesitzern und Zahnärzten mit Steuersparmodell-Fimmel einzurichten. Das waren doch

alles armselige Kreaturen, die sich denkmalgeschützte Häuser nur deshalb anschafften, weil sie aus irgendwelchen VIP-Magazinsendungen erfahren hatten, daß alte Kästen mit Erkern das Nonplusultra seien. Noch vor zwanzig Jahren hätten diese Banausen in Flachdachbungalows mit 3x5-Meter-Swimmingpools und Doppelgaragen in der Walachei gehockt.

Erkenntnis jedoch schützte vor Wiederholung nicht. Obwohl ihn die damalige Sehnsucht, mit den Neureichen gleichzuziehen, jetzt anwiderte, wurde der andere Teil von ihm von einem warmen Glücksstrom umspült. Er tat zwar nichts anderes, als in einem einfachen Garten zu stehen, und noch besaß er im Hinblick auf einen Eigentumswechsel keinen Grund zu frohlocken, weil *das unaussprechliche Werk* ja noch gar nicht angegangen, geschweige denn vollendet war. Und doch verschaffte ihm dieses bloße Stehen in *seinem* Garten einen regelrechten Eroberungsrausch, wie ihn wohl nur Feldherren in früheren Zeiten empfunden hatten. Und ihm wurde übel bei dem Gedanken an sein Liliputanerzimmer in der beißten Wohnkaserne am Stadtrand, ohne die geringste Aussicht ... auf all das!

Ida wandte sich um und schaute ihm bedeutungsvoll in die Augen. Er wußte, daß dieser Blick den endgültigen Startschuß bedeutete. Wenn sie jetzt losgingen, würde es tatsächlich kein Zurück mehr geben. Als Ali in dieses Gesicht sah, auf dem die blaue Düsternis des Himmels wie ein Trauerschleier lag, und das im Gegensatz zu vorhin so verletzlich wirkte, da fragte er sich erneut: Wie hat es nur dazu kommen können? Und: Was habe ich aus dieser Frau gemacht?

Sie nickte, und sie brachen auf. In geduckter Haltung schlichen sie über das Gras, das sich im Winter stark gelichtet hatte. Sie hielten sich rechts, in Richtung der

niedrig gelegenen Terrasse vor der Küche. Bereits als sie ein paar der Eisenstufen erklommen hatten, bemerkten sie, daß Idas Gedächtnisprotokoll auch diesmal korrekt gewesen war. Die Tür stand eine Handbreit offen. Ida ging jetzt vor, stieß die Tür ganz auf und stieg dann über die hohe Stufe in die Küche. Die Finsternis brach über sie herein wie eine schwarze Flut. Bis auf die schummerigen Konturen der Kücheneinrichtung und die Digitalanzeigen an Kühlschrank, Herd und Mikrowelle konnten sie fast nichts erkennen. Da half ihnen wieder die Erinnerung, die zehnjährige Kenntnis über die Architektur des Hauses und die Position der Möbel. Mit schlafwandlerischer Sicherheit umgingen sie die Kochnische und den antiken Tisch, die vier Stühle und die Biedermeierkommode, welche seit ihrem Einzug stets am selben Platz gestanden hatten. Schließlich passierten sie den engen Durchgang, der zum sogenannten Berliner Zimmer führte. Es handelte sich hierbei um ein riesiges Entree mit hohen Wänden, das dem ankommenden Besucher eine erste Ahnung von der Herrschaftlichkeit des Hauses vermittelte und von dem außer der Küche noch der Wintergarten und das sich daran anschließende Wohnzimmer abgingen.

Und an diesem Punkt begann die Angst in ihre Glieder zu kriechen wie eine tödliche Droge, die ganz allmählich ihre Wirkung entfaltet. Aber es war längst zu spät, noch umzukehren. Sie standen jetzt direkt neben der Wendeltreppe, und obwohl das Büro zwei Zimmer über ihnen lag, stahl sich das Licht bis zu der Deckenöffnung und rann als trüber Schein die Stufen entlang ins Berliner Zimmer. Ali wagte kaum zu atmen. Sein Herz pochte in solch rasendem Rhythmus, daß er befürchtete, es würde jeden Augenblick aus seiner Brust schießen. Seine Gesichtsmuskeln zuckten, und Schweiß bedeckte seinen Körper.

Nur seine Hände waren seltsam ruhig, und als wäre es alte Routine, rutschte seine Rechte plötzlich geschmeidig in die Manteltasche und umklammerte den Griff des Messers. Ida, welche die fahle Stufenspirale im Auge behielt, bemerkte dies, langte gleichfalls in die Tasche und holte ihr Messer heraus. Daraufhin zog Ali seines auch aus der Tasche, so daß sie, wie sie da beide mit den gezückten Messern in der Finsternis standen, wie Karikaturen von Meuchelmördern aussehen mußten. Und das in meinem eigenen Haus! flog es Ali entsetzt durch den Kopf.

Wieder überkam ihn ein Gefühl der Unwirklichkeit, doch schwächer als zuvor. Das Bewußtsein schien sich an alles anpassen zu können, selbst an den unrealsten Alptraum. Daher staunte Ali jetzt auch nicht mehr, als er trotz der schlechten Lichtverhältnisse erkennen konnte, daß es überhaupt keinen Zweifel mehr hinsichtlich der Zeit gab: Es war der siebenundzwanzigste März des Jahres 1991 in ihrem eigenen Haus und auf keinen Fall in dem des alten Fabrikanten in der Gegenwart. Oder was die Gegenwart jetzt auch immer sein mochte. Dort neben der Wohnungstür stand die alte Holzbank, die Ida seinerzeit beim Trödler aufgelesen hatte und die künftig als Garderobe für Besucher dienen sollte. Und gleich gegenüber der kleine runde Mosaiktisch, den sie aus der alten Wohnung mitgebracht hatten. Beide Stücke hatten damals bei den Notverkäufen den Besitzer gewechselt. Und wenn es Dinge zweimal gab, dann gab es auch Menschen zweimal.

Ida hielt sich nicht mehr mit der Beseitigung von letzten Zweifeln auf. Sie ging wie mechanisch um das Treppengeländer herum und begann die Stufen unhörbar hinaufzusteigen. Die Aussicht auf die zweite Chance schien jegliche Skrupel in ihr ausgelöscht zu haben, nichts schien sie aufhalten zu können. Und wie Ali ihr so

nachschaute und dabei seinen Kopf deckenwärts leicht verrenkte, da hatte er plötzlich eine Eingebung, die ihn selbst schockierte. Wie wäre es, schoß es ihm durch den Kopf, wenn ich ihr einfach nachschliche und sie tötete, bevor sie den oberen Treppenabsatz erreichte? Ja, einfach *sie* ermorden, statt der jungen Ida, die oben in ihrem Bett schlummerte, nicht ahnend, welches Grauen in wenigen Augenblicken über sie hereinbrechen würde. Nicht, weil er die alte Ida wirklich loswerden wollte, sondern im Gegenteil, weil er sie liebte und ihr nachträglich das Leid ersparen wollte, welches in ihr zur steinernen Erinnerung geworden war.

»Wenn *sie* weg sind, werden wir einfach ihre Stelle einnehmen. Sie und wir sind ein und dieselben, bloß daß wir zehn Jahre älter sind. Sie sterben nicht wirklich, sie leben in uns weiter«, hatte sie sich gegen seine verlogenen moralischen Bedenken verteidigt. Aber funktionierte das nicht auch umgekehrt? Wenn die alte Ida weg wäre, bliebe nur noch eine junge Ida übrig, eine noch unschuldige und glückliche, die das namenlose Trauma über den Verlust des eigenen Kindes nicht kannte. Die Entfremdung zwischen ihnen über die Jahre hinweg, die Enttäuschung über den chronisch fremdgehenden Ehemann und schließlich der Schmerz der Trennung waren für sie ebenfalls unbekannt. Kurz, die Ida, die im Schlafzimmer lag, lag auch fern allen Leids, körperlichen wie seelischen, das in diesen verdammten zehn Jahren gefolgt war, sie hatte nicht in den Abgrund geblickt wie *seine* Ida, ja, befand sich noch im Stadium beinahe paradiesischer Unschuld. Und die unaussprechliche, gleichwohl die einzige Wahrheit war: Er konnte mit der jungen Ida einen neuen Patrick zeugen!

Gewiß wäre es damit allein nicht getan. Er hätte trotzdem noch den jungen Ali umbringen müssen. Und

dann hätte er die junge Ida aufwecken und ihr die ganze Schweinerei erklären müssen. Was würde sie dazu sagen? Würde sie ihm überhaupt glauben? Würde sie nicht eher einen Schock erleiden, schreiend weglaufen und die Polizei holen? Und wie um alles in der Welt sollte er dann der Polizei all dies begreiflich machen?

Aber es war sowieso zu spät. Ali sah durch die Lücken zwischen den letzten oberen Stufen Idas Schuhsohlen, und im nächsten Moment waren sie schon verschwunden. Sie hatte bereits das erste Stockwerk erreicht und schlich sich nun ins Schlafzimmer. Nun war er an der Reihe. Bevor er sich in weiteren Spekulationen verlor, gab er sich einen Ruck und begann die Wendeltreppe hochzusteigen. Es ging besser, als er erwartet hatte. Obwohl eine Stahlkonstruktion, die normalerweise bei jedem Tritt leicht vibrierte und ein leichtes Hallen verursachte, ließ sich die Treppe geräuschlos erklimmen, wenn man sich storchengleich gestelzt und extrem langsam bewegte. Mit zitternden Knien zwar und durch das gepreßte Atmen ein wenig außer Puste, gelangte Ali nach oben, ohne daß jemand das geringste hätte hören können. Schließlich stand er in dem L-förmigen Flur. Die lange Linie des Ls führte am geräumigen Bad vorbei ins Schlafzimmer im Rückteil des Gebäudes, wogegen die kurze Linie das Verbindungsstück zu dem zweiten Wintergarten darstellte. Das Licht aus dem Büro war hier schon erheblich heller, trennten ihn doch von seiner Quelle nur noch zwei Räume. Diese waren durch einen beinahe die gesamte Wand einnehmenden Durchbruch miteinander verbunden und mangels Einrichtungsgegenständen völlig kahl. Hinten links gewährte die offenstehende Flügeltür Zutritt in das sogenannte Büro.

Ali betrat den Wintergarten, dessen Fliesen ein Schachbrettmuster aufwiesen, und warf über die Schulter

noch mal einen Blick auf die Sterne. Dabei wurde er unversehens mit seinem eigenen Spiegelbild an der Panoramascheibe konfrontiert und erschrak: eine unrasierte, schmutzige Gestalt in einem kaftanartigen Mantel, die ein monströses Gemüsemesser emporhielt und mit aufgerissenen Augen so theatralisch erregt dreinschaute wie der Unhold im Stummfilm. War das wirklich er? Er wandte sich wieder vorwärts und schlich mit der gleichen Behutsamkeit, mit der er die Treppe erstiegen hatte, in den ersten Raum. Kein Knistern, kein Knirschen und kein Knarren, nichts. Er atmete nun wieder regelmäßig und leise. Das Licht wurde noch intensiver; er erkannte jede Einzelheit, genauer gesagt, jede Einzelheit der ergreifenden Leere zwischen den hohen Wänden.

Er erreichte den zweiten Raum. Einzelne Schweißtropfen fielen von seinem Kinn auf den Boden, Schübe von Panik und Euphorie wechselten sich in Bruchteilen von Sekunden ab, seine hochgestreckte Faust war nun mit dem Messer eins geworden, Bilder von geschlachteten Tieren wirbelten vor seinem geistigen Auge, seine volle Blase meldete sich, eindringlich, sehr eindringlich, er sah linker Hand bereits die beiden zurückgeklappten weißen Türen und wie daraus das helle Licht herausströmte wie magischer Staub, dann den Schatten, diesen riesigen Schatten an der Wand, und ganz plötzlich versammelten sich alle seine Sinne in seinem rechten Fuß und spürten schockartig, wie der ein klein wenig nachgab: Ein lautes Knarren, o Gott, o Gott, ein lautes Knarren!

Er war auf eine der gefährlichen Dielenbretter getreten. Hatte Ida ihn auf dieses eine auch hingewiesen? Er wußte es nicht mehr. Statt dessen redete er sich ein, daß das Geräusch ja kaum wahrnehmbar gewesen sei. Ein altes Haus knarrte und ächzte nun mal. Wer dachte sich schon

etwas dabei? Er blieb regungslos stehen und verlagerte sein Gewicht auf den anderen Fuß. Dann setzte er diesen auf ein benachbartes Brett und nahm den *bösen* Fuß ganz vorsichtig hoch. Wieder knarrte es, diesmal sogar noch lauter! Es hörte sich an, als breche ein Schiff im Orkan auseinander.

Man hörte, wie im Büro ein Stuhl zurückgeschoben wurde, Schritte waren zu vernehmen, begleitet von undeutlichem Gemurmel, und mit einem Mal kam Ali um die Ecke – atemberaubend, wie jung und gut er aussah! – und starrte ihn vollkommen entgeistert an. Und da wußte Ali, daß er das, was er vorgehabt hatte, nicht würde tun können.

Kapitel 9

Alis Anfangsreaktion war noch stereotyp. Er dachte – wenn man den Vulkanausbruch von panischen Gedanken in seinem Schädel überhaupt als Denken bezeichnen konnte –, daß er in den Alptraum eines jeden wohlhabenden Hausherrn geraten sei: Ein Einbrecher stand urplötzlich im Nebenzimmer, auf frischer Tat ertappt, oder schlimmer noch: ein Irrer, der sich durch sein blitzendes Messer nicht gerade als einer von der harmlosen Sorte zu erkennen gab. Als habe eine reißende Pranke in seine Eingeweide gegriffen, jagte ein höllischer Schauer durch ihn hindurch, seine Mimik erstarrte, und tausend Flucht- und Angriffszenarien schossen ihm durch den Sinn, ohne daß er sich aus seiner Lähmung hätte lösen können.

Das las Ali in Alis Erscheinung, als er ihm gegenüberstand. Er trug ein weißes Boss-Hemd mit aufgeknöpften Manschetten und eine changierende schwarze Hose, die Gesichtshaut war faltenlos, der Blick klar und direkt, und der Dreitagebart unterschied sich von seinem eigenen angegrauten, borstigen Bewuchs wie ein akkurat getrimmter Rasen von der verwahrlosten Grünfläche eines Wohnsilos. Ali spürte instinktiv eine Nähe zu diesem umwerfend attraktiven Mann, der er doch selbst einmal gewesen war. Eine Nähe wie zu einem heimgekehrten Sohn, den man zuletzt als Kind gesehen hat. Er wollte ihn anfassen, vielleicht sogar umarmen und küssen. Wie mochte das wohl sein, wenn man sich, in der besten Form, in der man sich je befunden hatte, spürte, roch und herzte? Zumindest hätte er ihm gern durch die Haare gekrault, diese wundervollen schwarzen Haare, die

in einer geschmeidigen Kaskade bis zu den Schultern fielen und im Dämmerlicht fast veilchenblau leuchteten. Dabei empfand er keinen Neid auf ihn, im Gegenteil, am liebsten hätte er ihm zu seinem Glück gratuliert. So wie man seinem Sohn aufrichtig gratuliert, wenn der es weiter gebracht hat, als man selber.

Aber dann registrierte Ali wie sich erste Sprünge in diesen rosarot getönten Überlegungen auftaten wie in einem Spiegel, der bis jetzt nur den schönen Schein gezeigt hat, und aus dessen Sprüngen schließlich die Wirklichkeit hervorstrahlte. Denn der im Entsetzen gefrorene Gesichtsausdruck seines Gegenübers wandelte sich mit einem Male. So erschreckend die Begegnung mit einem messerschwingenden Eindringling auch sein mochte, die Identität des Eindringlings barg das tausendfache Grauen: Ali erkannte Ali, sein älteres, schmuddeliges, offenkundig auch halbverrücktes, doch eindeutig erkennbares Ich!

Aus dem Schreckensgesicht wurde nun ein Neugiergesicht, wenn auch immer noch in Alarmbereitschaft, es beugte sich ein wenig vor, um Details zu erkennen und Zweifel auszuschließen, es runzelte die Stirn und strich mit der Zunge nervös über die Lippen, und in dem ungläubigen Blick registrierte Ali immer neue Fassungslosigkeit.

»Verdammt, was soll der Blödsinn!« stieß der junge Ali schließlich hervor und schüttelte den Kopf. »Ist das ein schlechter Witz, oder was?«

Ali hätte ihm gerne etwas Geistreiches entgegnet, vielleicht eine philosophische Rede über den Aberwitz des Lebens im allgemeinen und die Unerklärlichkeit der Welt im besonderen gehalten. Aber mit seiner Artikulationsfähigkeit hinsichtlich komplexer Gedankengänge war es momentan nicht weit her. Deshalb

wiederholte er einfach, was Ida vor einigen Stunden zu ihm gesagt hatte: »Keine Angst«, stammelte er. »Du wirst in mir weiterleben.«

»Ist das eine Maske, so ein Filmgummizeug?« beharrte Ali und streckte eine Hand nach ihm aus, um sein Gesicht zu berühren. Ali vollführte mit dem Messer eine flinke Bewegung, als verscheuche er eine Fliege, woraufhin der andere Ali furchtsam zurückwich. Aber wiederum nicht so furchtsam, daß er mit dem Starren aufgehört hätte. Sein Blick suchte weiterhin nach verräterischen Einzelheiten, die diese absurde Begegnung als Maskerade hätten entlarven können, als einen Scherz von Freunden zu ihrem Einzug in das neue Haus. Gab es nicht diese Doppelgängeragenturen, die billige Zweitausgaben von Prominenten für Werbe- und Partyzwecke zur Verfügung stellten? War denn seine Prominenz so gediehen, daß man sich nach einem Double von ihm umgesehen hatte?

»Wer bist du?« fragte er jetzt halbwegs gefaßt. Sie begannen sich vorsichtig zu umkreisen. Ali ließ das Messer langsam sinken, als stelle er sich auf eine längere Diskussion ein.

»Hör zu, es ist etwas schwierig, dir die ganze Angelegenheit zu erklären. Du würdest es sowieso nicht verstehen. Vertrau mir einfach.«

»Dir vertrauen? Was willst du überhaupt von mir?«

Das war in der Tat kaum gefahrlos zu beantworten, aber mit einigen Fakten mußte er schon herausrücken, wenn er den Überraschungsangriff schon derart vermässelt hatte und nun in Hinblick auf die weitere Vorgehensweise auch nicht so recht weiterwußte. Was sollte er tun? Er brachte es einfach nicht übers Herz, ihm weh zu tun oder gar ihn zu töten, wie es geplant gewesen war. Abgesehen davon, daß das ohnehin kaum gelingen dürfte. Ihm stand

schließlich ein zehn Jahre jüngerer, gesünderer und kräftigerer Ali gegenüber, mit schärferem Auge und fixeren Reaktionen. Er sollte lieber aufpassen, daß der Kerl ihm in einem geistesabwesenden Moment nicht das Messer aus der Hand schnappte und in den Hintern ramnte. Unwillkürlich umklammerte er das Messer fester und hob es wieder in die Höhe.

»Du wirst es mir nicht glauben, Ali, aber ich bin gekommen, um dich zu warnen«, log er.

»Was du nicht sagst. Bist du ein Schauspieler oder so ein Partyclown, der Leute imitiert? Das mit der Stimme kriegst du schon ganz perfekt hin. Nach Hunderten von Fernsehinterviews weiß ich ja, wie sie außerhalb meines Kopfes klingt. Also sag schon endlich: Wer hat dich geschickt?«

Sich gegenseitig belauernd und doch auf eine abgründige Weise voneinander gefesselt, hatten sie mittlerweile wie auf einer Drehscheibe eine totale Umdrehung absolviert, so daß sie jetzt wieder in die Anfangsposition zurückfanden. Dabei war der junge Seichthem sichtlich selbstbewußter geworden. Gefangen in diesen hohen, wie von Kerzenlicht ausgeleuchteten Räumen fühlte sich der alte Seichthem dagegen an einen archaischen Schwertkampf in einem Burgverlies erinnert.

»Nein, Ali, nein. Niemand hat mich geschickt. Du weißt, wer ich bin. Ich bin du in zehn Jahren, so wirst du später sein. Weil du Fehler gemacht haben wirst.«

»Was denn, zu wenig gejoggt? Übrigens, hier gibt es nichts zu klauen. Wir, ich meine, ich bin erst heute eingezogen. Die teuren Sachen werden erst noch angeschafft. Wenn du das Messer weglegst, verspreche ich dir, nicht die Polizei zu holen. Außerdem kannst du alles haben, was in meinem Portemonnaie steckt.«

Er hatte sich verraten, seine Achillesferse gezeigt. Er fürchtete um Ida, seine geliebte Frau, die oben schlief. Weil er sie um jeden Preis vor dem Verrückten schützen wollte, tat er so, als wäre er der einzige im Haus. Und da fiel es Ali ein: Was trieb *seine* Ida eigentlich gerade? Bei diesem Gedanken kehrte das Grauen wieder zurück, und alles in ihm zog sich krampfartig zusammen, als sei er eine Schnecke, auf die man Salz gestreut hat.

»Nein, Ali, ich will kein Geld. Ich möchte dir nur sagen, daß du dein Glück zu schätzen wissen solltest. Vor allem solltest du von Florence die Finger lassen.«

Er hörte sich an wie sein eigener Vater, obwohl sein Vater der größte Hurenbock weit und breit gewesen war und auf derartige erbaulichen Ergüsse etwa so empfänglich reagiert hätte wie Nero auf die Lehre Jesu. Er schämte sich schon für den phantasielosen Moralmüll, den er von sich gab. Aber mit irgend etwas mußte er ihn schließlich hinhalten, bis er einen Ausweg aus dieser absurden Situation gefaßt hatte.

»Florence? Woher kennst du Florence? Hast du dem Kind etwas getan?«

Er spähte seitlich an Alis Kopf vorbei in den hinteren Teil der Räumlichkeiten, dorthin zu dem dunklen Bereich, wo sich der L-förmige Gang anschloß. Sein fahriger Blick verriet, daß er Ausschau nach Ida hielt, in der Befürchtung, sie könnte durch das Geplapper inzwischen aufgewacht sein und würde in den Schlamassel hineinplatzen.

»Woher ich sie kenne? Ich bin du, hast du das immer noch nicht kapiert? Und um deine zweite Frage zu beantworten: Ja, ich habe Florence etwas angetan. Allerdings war sie da kein Kind mehr. Ich, du, wir haben all das hier aufs Spiel gesetzt und verloren. Schau, was aus

mir geworden ist: ein trauriger Abklatsch deiner selbst. Du hältst dich zur Zeit für unverwundbar, weil du ein paar Erfolge hattest. Aber du solltest dich auf einen tiefen Fall vorbereiten. In acht bis neun Jahren wirst du am Ende sein.«

»In acht bis neun Jahren?«

Es war unglaublich, aber Ali brach in ein brüllendes Gelächter aus. »Na bis dahin kann ich ja noch die eine oder andere Sau rauslassen, was Kamerad!« sagte er mit Lachtränen in den Augen.

So ein alberner Junge, dachte Ali und empfand wieder dieses wärme, fast väterliche Gefühl für sein übermütiges Gegenüber.

»Und was ist mit ›Du wirst in mir weiterleben‹? Willst du ein Buch über mich schreiben? Oder mit deiner Machete eines ritzen?«

Erneut lachte er auf.

»Nein, nein, kein Buch ...«

»Ida, lauf weg!« schrie Ali plötzlich so laut, daß es durch das gesamte Haus schallte. Als Ali zu ihm aufschaute, sah er, daß die frohe Miene wieder der Schreckensfratze von vorhin gewichen war. Sein verzweifelter Blick zielte wieder über die Schulter seines Gegenübers, und er machte mit den Händen eine abwehrende Geste, so als wolle er einen Unfall verhindern. Vielleicht war es ein Trick, der älteste Trick der Welt, um den Angreifer für einen Moment abzulenken. Ali ermahnte sich, zu widerstehen und nicht über die Schulter zu blicken, nicht einmal für eine Sekunde, in welcher sein Gegner unbeobachtet wäre. Doch dann siegte doch ein uralter Reflex, und er wandte sich um.

Es war kein Trick. Ida stand tatsächlich regungslos vor der Panoramascheibe des Wintergartens. Genauer gesagt,

ein Scherenschnitt mit Idas Umrissen gegen den tiefblauen Sternenhimmel verharrte stumm in der über dreißig Schritte entfernten Düsternis und starrte sie beide an. Schwer zu sagen, um welche Ida es sich handelte. Um die junge Ida, die der Attacke *seiner* Ida irgendwie hatte entkommen können, schnell herübergelaufen war und sich nun angesichts der hier vorgefundenen Szene vor Schreck nicht mehr rühren konnte? Oder um ...

Um das zu klären, rief er: »Ida?«

Aber da ging sein Ruf schon in dem panischen Rufen seines Pseudosohnes unter.

»Lauf weg, Ida! Schnell! Lauf weg ...«

Er sah den wild brüllenden Ali voranpreschen, nachdem er sich rasch wieder nach vorne gedreht hatte. Er kam wie ein Geschoß auf ihn zugestürmt, und er konnte gerade noch rechtzeitig reagieren, als er ihn längs streifte.

»Nein, tu das nicht, Mann«, sagte er so vornehm leise, als es im gleichen Augenblick auch schon passierte. Eigentlich war er immer noch unentschlossen. Und eigentlich wollte er ihn mit der rechten Hand nur stoppen, damit er nicht in sein Unglück rannte. Doch zufällig befand sich in dieser Hand das Messer, und so benutzte er es als Bremse. Die Klinge schlug Ali einen tiefen Schnitt in den Oberarm, und ein gewaltiger Blutschwall schoß wie ein sichtbarer Peitschenhieb daraus hervor. Für einen kurzen Moment hatte er die Fleischwunde gesehen, obszön grob und wäßrig. Der Ärmel und eine Seite des weißen Hemds färbten sich sofort glänzend rot; einen Teil des herausspritzenden Blutes bekam Ali ins Gesicht. Obwohl der Anblick der Wunde auch ihm selbst Schmerzen verursachte, so erkannte er noch im selben Moment, daß diese nur eine Folge seines Einfühlungsvermögens waren. Was er seinem jungen

Selbst antat, hatte also keine Auswirkungen auf seine eigene Person. Eine beruhigende Erkenntnis.

Doch auch der Verwundete schien von einer schmerzlichen Bremswirkung wenig gespürt zu haben. Als sei er unzerstörbar, stieß er lediglich ein dumpfes Grunzen aus, schüttelte wie über ein kleines Mißgeschick den Kopf und eilte dann mit seinem monotonen »Lauf weg, Ida! Lauf weg, Ida! ...« einfach an ihm vorbei.

»Nein, Mann, nein«, murmelte Ali ebenfalls monoton, während er zwischen blutverklebten Wimpern Ali hinterher Schaute, das rottropfende Messer im rechten Blickfeld. Gleichzeitig wehte ihm aus irgendeiner Ritze wieder der mittlerweile vertraute Geruch in die Nase. Der Gestank verwesenden Fleisches, das erkannte er jetzt zweifelsfrei, süßlich und üblerregend, wenn auch eher verhalten, so wie eine leise Vorahnung auf das bevorstehende Unheil. Der Geruch von Fleisch, in dessen Adern vor nicht allzulanger Zeit noch Blut zirkuliert hatte. Was machte der Gestank aus Idas Wohnung hier? Litt er inzwischen unter Geruchshalluzinationen? Er begann zu würgen und war versucht, sich die Nase zuzuhalten. Und dann tönte auch noch ein anschwellender Singsang in seinem Kopf. Natürlich bildete er sich auch das nur ein. »Erdlinge, ich bringe euch den Frieden!« sangen die Stimmen, aber fast hämisch, als intonierten sie ein Spottlied, »Erdlinge, ich bringe euch den Frieden!«. Dieser abscheuliche Geruch und dieser spöttische Singsang, wiewohl bloße Sinnestäuschungen, irritierten ihn, ließen ihn an seinem Verstand zweifeln und vor Furcht zittern.

Ali hechelte der Silhouette im Wintergarten entgegen gleich einem Huhn, dem man den Kopf abgehackt hat. Und als er bei ihr angelangt war, da funkelte im Schein der Sterne unversehens ein neues Messer auf. Es schien hinter

Idas Rücken hervorgekommen zu sein und war seltsamerweise in ihrer Hand. Jetzt haben wir auch eine Waffe, um uns gegen den Angreifer zu verteidigen, freute er sich kurz und spürte doch intuitiv, daß etwas nicht stimmte.

Die Klinge bohrte sich oberhalb des Herzens in seine Brust und blieb dort stecken.

»Aber Ida«, sagte er melancholisch, »aber Ida.« Und komischerweise wieder: »Lauf weg, Ida.« Doch diesmal sehr leise. Ihre Blicke begegneten sich, und der ganz rot und ganz naß gewordene Ali bemühte sich, in den schönen dunklen Augen seiner Frau irgendeine Erklärung dafür zu finden, warum sie das getan hatte. Aber diese Augen verrieten nichts. Sie sahen ihn nur ausdruckslos an wie die einer Puppe, und auch in dem Rest des Gesichts nahm er keine Regung wahr. Ali verstand das alles nicht und fühlte sich maßlos verraten. Und zwar nicht allein von ihr, sondern auch von dem seltsamen Besucher, diesem ihm so ähnlich sehenden Partyclown, zu dem ihn trotz der verrückten Umstände irgend etwas hingezogen hatte. Er ahnte plötzlich, daß er und Ida zusammensteckten, mit ihren großen Gemüsemessern und ihrem unergründlichen Verhalten. Er spürte allmählich, wie sich Kälte in seinem Körper ausbreitete und Feuchtigkeit auf seiner Haut, und er sah die Sterne hinter Idas Kopf, wie sie immer größer und größer wurden, richtige Sonnen waren es mittlerweile, und Ida starrte ihn immer noch so kalt an wie die Schneekönigin, und der Partyclown hinten murmelte wie ein Gebet nur »Nein, Mann, nein«. Ali senkte den Kopf und schaute auf das Messer in seiner Brust herab.

Ali sah aus der Ferne die beiden Schatten an der Panoramascheibe stehen. Er hatte das Messer in der Zwischenzeit gesenkt, weil sein Arm zu schmerzen begonnen hatte. Aber das war nicht sein einziges Problem.

Er führte weiterhin einen verzweifelten Kampf mit sich, um den Verwesungsgeruch und den Singsang aus seinem Bewußtsein zu verbannen. Denn beide hatten sich in seiner Wahrnehmung zu einem einzigen grauerregenden Dauerrauschen manifestiert, dessen Quelle er nicht ausmachen konnte. Und mit jedem Augenblick, der so verstrich, fürchtete er mehr, seinen Verstand zu verlieren.

In dieser ausweglosen Situation half ihm ausgerechnet Ali. Er lenkte ihn ab. Er beobachtete, wie er nach seiner Brust griff, das Messer herauszog und scheppernd auf die Fliesen fallen ließ. Dann vollführte er geschmeidig wie ein Ballettänzer mit dem Oberkörper eine elegante Drehung und verschwand nach rechts aus dem Sichtfeld. Man hörte ihn die metallene Wendeltreppe herunterpoltern, die jeden Tritt mit drohendem Hallen verstärkte. So ein fixer Junge, dachte Ali nicht ohne Stolz, er gibt einfach nicht auf! Gleich darauf meldete sich jedoch die Vernunft in ihm zurück, und er lief zu Ida.

»Warum hast du ihn nicht zurückgehalten?« fragte er sie mit Panik in der Stimme. Dabei bemerkte er, daß die Fassade der eiskalten Meuchelmörderin erste Risse zeigte. Ida zitterte am ganzen Leib, und ihr seelenloser Blick schien eher daher zu rühren, daß sie unter Schock stand.

»Ich weiß nicht. Es ging alles so schnell«, entgegnete sie.

»Ich dachte, er würde jeden Moment zusammenbrechen.«

»Wenn er zur Straße hinausläuft, sind wir verloren.«

»Ich vermute, er hat sich irgendwo da unten verkrochen.«

»Okay, dann werden wir ihn suchen. Schalt die Taschenlampe ein.«

Ida holte die Taschenlampe aus ihrem Trenchcoat und

knipste sie an. Im Abglanz des Lichtstrahls sah er, daß die Vorderseite ihres Mantels mit Blutspritzern besprenkelt war. Sie liefen zur Wendeltreppe, aber bevor sie nach unten stiegen, hielt Ali sie mit einer ausgestreckten Hand auf.

»Was ist mit ...« Er brach ab. »Mit der jungen Ida?«, wollte er sagen, doch seine Zunge weigerte sich, es auszusprechen, als handelte es sich um eine Blasphemie.

»Sie schläft«, sagte sie. »Für immer. Ich habe es für dich getan.«

»Für mich? Ich dachte, *du* wolltest wieder *alles* zurückhaben.«

»Ich wollte es, weil du es wolltest.«

»Nein, ich wollte, ich wollte ...«

Er nahm ihr die Taschenlampe aus der Hand und stieg vorneweg die Stufen langsam hinab. Als sie unten angekommen waren, leuchtete Ali den ganzen Raum ab. Auf dem Holzboden führten Blutschlieren in alle möglichen Richtungen. Der Verwundete schien sich eine Weile im unklaren darüber gewesen zu sein, wohin er fliehen sollte. Vermutlich war er auch stark verwirrt und wußte nicht mehr genau, was er tat. Ali rüttelte leise an der Klinke der Wohnungstür. Das Schloß war abgesperrt. Er zog den Schlüssel heraus und ließ ihn in der Manteltasche verschwinden.

»Soll ich das Licht einschalten?« flüsterte Ida ihm ins Ohr.

Er schüttelte den Kopf. Sie wagten sich langsam ins Wohnzimmer vor, das ebenfalls noch fast leer stand, und als sich ihnen dort das gleiche finstere Nichts bot, schließlich ins Eßzimmer. Seltsam, er hatte immer noch Angst, obwohl er einen stark verwundeten Mann ohne Waffe verfolgte. Und beinahe hätte er aufgeschrien, als er

plötzlich auf der antiken Kommode den riesigen geflochtenen Hahn erblickte und ihn in seiner Anspannung für den Gesuchten hielt. Nachdem sie jedoch alles ausgeleuchtet hatten, stand fest, daß Ali sich allenfalls noch in der Küche versteckt haben konnte – und weil dort die Tür offenstand, auch im Garten! Vielleicht hatte er schon einen Nachbarn alarmiert.

Sie schlichen den Weg zurück, den sie gekommen waren, und betraten die Küche. Hier brauchte der Lichtkegel der Taschenlampe nicht jeden Winkel abzutasten. Die Blutspur auf den Dielenbrettern führte in deutlich sichtbaren, Schlangenlinien zur Glastür, welche nun zur Gänze offenstand. Da sie die anderen Räume zuerst abgesucht hatten, hatten sie viel kostbare Zeit verloren. Ali knipste die Taschenlampe aus und legte sie auf dem alten Tisch ab. Sie verließen die Küche, begaben sich nach draußen auf die Terrasse und dann schließlich über die wenigen Eisenstufen in den Garten hinunter. Dort war nichts zu sehen als schwärzeste Nacht.

»Warte hier, und rühr dich nicht vom Fleck!« schärfte Ali Ida ein.

Er tastete sich in einem lockeren Zickzackkurs über das matschige Gras vorwärts, wobei er das Messer in seiner Hand fest umklammert hielt. Langsam gewöhnten sich seine Augen an die Dunkelheit, und auch der Sternenglanz sorgte für eine feine Aufhellung. Aus keinem einzigen Fenster der ringsum in den Himmel ragenden Rückfassaden drang Licht, und sämtliche Gärten verharrten in so vollendeter Lautlosigkeit, als wären sie Friedhöfe. Alis geschärfter Blick suchte hinter den Büschen und kleineren Bäumen nach verdächtigen Schatten, und er behielt zugleich den Boden unter seinen Füßen im Auge, um sich an der Blutspur zu orientieren. Aber weil der nasse braune Rasen in diesem Halbdunkel

jeden Farbton schluckte, war es unmöglich, irgend etwas zu erkennen. Gelegentlich spähte er über die bauchhohen Seitenmauern in die Nachbargärten, bangend, eine wankende Schattengestalt auszumachen, die mit den Fäusten an die Hintertüren der Häuser hämmerte. Aber die bleierne Stille zu beiden Seiten ließ alles Bangen von Sekunde zu Sekunde schwinden. Wo ist er nur? Wo ist er nur, tönte es wie ein Endlosband in seinem Schädel, er müßte doch schon längst tot sein! Er nahm das Messer allmählich herunter, weil er sich inzwischen wie die Trottelversion eines Killers vorkam, und aus dem vorsichtigen Heranpirschen wurde ein frustrierendes planloses Hin und Her, nein noch schlimmer, eine vollkommen auffällige und blamable Herumeierei, über die sich jedes potentielle Opfer scheckig gelacht hätte. Die Sachlage war nicht von der Hand zu weisen: Sein blutiger Ali war wie vom Erdboden verschluckt.

Sein warmer Atem stieg in quallenförmigen Dampfschwaden in die kalte Luft, während er sich langsam in den abgeschirmten hinteren Teil des Gartens schlich und endlich stehenblieb. Die Trauerweide und das undefinierbare Pflanzendickicht, welches wie eine Riesenwelle sogar über die drei Meter hohe Grenzmauer wucherte, bildeten eine Art Höhle um ihn herum. Hier herrschte wieder vollkommene Finsternis. Dennoch ließ sich Ali in seinem Eifer nicht davon abbringen, ganz nah an das Gestrüpp heranzutreten und alles genau unter die Lupe zu nehmen. Was er jedoch sah, war nichts als bewegungslose Schatten und gähnende Schwärze. Er drehte sich zurück zum offenen Garten und erblickte Ida in der Ferne. Sie stand leblos wie ein Gespenst neben der Terrassentreppe und beobachtete mit hilflosem Ausdruck seine Suche. Warum mußtest du ihn auch entkommen lassen! beschimpfte er sie im Geiste mit brennender Wut.

Vielleicht aber war es doch nicht so schlimm. Der junge Ali würde bei den schweren Verletzungen, die er hatte, so oder so langsam verbluten – wenn ihm ein Nachbar nicht längst Schutz geboten und Krankenwagen und Polizei verständigt hatte. Und da er sich offenkundig so perfekt versteckt hatte, daß jede Suche nach ihm ohne Erfolg blieb, würde er eben in seinem verdammten Versteck irgendwann sterben. Folglich war es sehr wahrscheinlich, daß die Leiche auch tagsüber unentdeckt bleiben würde. Sicher, irgendwann würden sie sie schon ausfindig machen, aber so, wie die Dinge lagen, konnten sie sich damit Zeit lassen. Ali wollte seine aus der Verzweiflung geborene Theorie gleich Ida erzählen und schritt los.

Irgend etwas Glitschiges sprang ihn von hinten an. Es bedeckte seine Augen wie bei Blindekuh, und im gleichen Moment wußte Ali, daß es die blutverschmierten Hände von Ali waren. Die Finger drückten auf seine Augenlider wie die eines sadistischen Masseurs. Du hättest mit einem Ast in dem Gebüsch herumstochern sollen, statt es nur in Augenschein zu nehmen, tadelte er sich selbst. Dabei versuchte er mittels heftigem Kopfrütteln dem schmerzlichen Griff zu entkommen.

»Hör auf, du wirst sowieso sterben«, ächzte er und langte mit den Armen zu dem Angreifer hinter seinem Rücken.

»Aber warum? Warum ...?« röchelte sein jüngeres Ich wie aus dem einfältigen Sprachchip eines Spielzeugs.

Schließlich versetzte er seinem Gegner mit dem Ellenbogen einen wuchtigen Stoß, was zwar bewirkte, daß dessen Finger von seinen Augenlidern rutschten, aber den Kampf keineswegs beendete.

Denn sobald er sich herumgerissen hatte, fiel der andere Ali mit der ganzen Kraft, die noch in seinen Gliedern

steckte, über ihn her und hielt ihn wie in einer leidenschaftlichen Umarmung fest an sich gepreßt. Alles an ihm, das Hemd, die Hose, das Gesicht, die Haare, war mit Blut beschmiert. Er sah aus, als hätte er sich als Modell für diese Körperbemalungsspektakel zur Verfügung gestellt. Der ältere Seichtem roch den spezifischen Geruch des Lebenssaftes, der aus dem Körper des anderen immer noch hervorschoß wie Wasserstrudel aus einem defekten Abflußrohr beim Platzregen, metallhaltig, sauer und, ja, irgendwie sehr *persönlich*, wie ein intimer Körperduft. Es begann ein sonderbares Ringen, wobei der angeschlagene Ali ihm das Messer aus der Hand zu reißen versuchte. Sie balgten sich wie kleine Kinder um das Ding. Ali bemühte sich, den Verletzten zu Boden zu werfen, doch dieser besaß mehr Ausdauer, als Ali erwartet hatte. Immer wieder bäumte er sich auf und umklammerte mit beiden Armen seinen Gegner wie ein in die Enge getriebener Boxer.

Ali hätte es nie für möglich gehalten, daß er sich selber jemals so nahe kommen würde. Aber war dieser blutüberströmte Körper überhaupt er selbst? Er hatte die Vergangenheit bereits verändert, sie zu seiner Gegenwart gemacht, und so gewiß wie er diese Zeit nun niemals wieder aufgeben würde, so gewiß war es auch, daß dieser blutige Klumpen Fleisch nicht mehr in seine Gegenwart gehörte. Er empfand plötzlich einen überwältigenden Haß gegen den jungen Ali, gegen den widerlichen Egoismus, mit dem er sein Leben und sein eben erst gefundenes Paradies bis zum letzten Blutstropfen verteidigte. Und gegen seinen Übermut, mit dem er ihm zunächst entgegengetreten war. Er mußte endlich weg!

Großer Gott, erlöse mich! schrie er stumm in sich hinein, Hilf mir und mache dieser elenden Geschichte endlich ein Ende! Da plötzlich sah er Alis blutbesudeltes Gesicht ganz

nah vor sich, das für einen Augenblick keine Spur der Verzweiflung trug, sondern so friedlich und ruhig wirkte wie eine stille Wasseroberfläche. Ein entrücktes Lächeln schien auf seinen Lippen zu liegen, und die klaren Augen blickten durch seine eigenen hindurch direkt in die tiefsten Tiefen seines Herzens.

»Nein!« sagte der blutige Ali mit einer Stimme, die ihn erneut an jene des unsichtbaren Monsters aus seinem Alptraum erinnerte. Daraufhin explodierte der Haß in ihm noch mächtiger als zuvor, es war geradezu eine Supernova des Hasses, was er spürte, und mit einer Kraft, die er noch nie zuvor verspürt hatte und deren Quelle in einer jenseitigen Sphäre zu liegen schien, griff er seinen Gegner um die Taille, wuchtete ihn wie ein Catcher über seinen eigenen Kopf und schleuderte ihn in das Buschwerk hinein.

Ali überschlug sich im Sturz und blieb dann regungslos auf dem nassen Rasen liegen. Ali trat zu ihm und kniete sich hin. Er nahm seinen Kopf in die Hände, drehte ihn zu sich und blickte in das blutüberströmte, von feuchten Haaren, welken Blättern und totem Gras verklebte Gesicht.

»Ich habe dich angelogen, als ich sagte, daß ich dich vor der Zukunft warnen will«, sagte er. »In Wahrheit wollte ich dich immer nur töten.«

»Aber warum?« fragte Ali nach Luft ringend und erbrach einen kleinen Blutschwall auf sein Hemd. »Was habe ich denn gemacht?«

»Mich«, antwortete Ali, »mich hast du gemacht!« und stieß ihm das Messer in die Halsschlagader.

Kapitel 10

Ida stieg mit der Achtsamkeit einer Minenexpertin die Wendeltreppe hinauf, während Ali sie unten aus dem Berliner Zimmer mit hochgerecktem Haupt beobachtete. Die sich ihr entgegendrehende Spindel schien aus himmlischer Höhe auf sie zuzugleiten, wie der Wirbel eines Hurrikans. Alles war dunkel. Allein das fahle Licht aus dem Büro und der Widerschein der Sterne im Wintergarten erhellten ihr ein klein wenig den Weg. Schließlich erreichte sie das erste Stockwerk. Ohne den Rhythmus ihrer vorsichtigen Bewegungen zu verändern oder in die Versuchung zu kommen, der Quelle des fahlen Lichts zu folgen, bog sie um die Ecke und befand sich im Flur zum Schlafzimmer. Und da änderte sich doch etwas. Mit einem Male ging sie nicht mehr mit nervöser Vorsicht, sondern völlig entspannt, und auch daß unter ihren Turnschuhen die Dielenbretter mächtig knarrten, schien sie nicht weiter aus der Ruhe zu bringen.

Schließlich stand sie vor dem Schlafzimmer und öffnete behutsam die Tür. Der Sternenglanz, der durch das große, zum Garten hin gelegene Fenster einfiel, hatte auch an diesem Ort alles mit einer Silberschicht bestrichen. Der gewaltige Kleiderschrank, die zwei Säulenbasen am Kopfende des Bettes, die als Beistelltischchen dienten, der kleine schwarze Fernseher, der umbrafarbene Boden, alles sah so aus, als wäre es von einem phosphoreszierenden Staub eingeschnitten.

Die junge Ida lag auf dem Bauch in dem riesigen Futonbett, welches das aufstrebende Paar sich anlässlich seines Einzuges geleistet hatte, eingewickelt in eine hellgraue, noch riesenhaftere Decke. Nur die zerzausten

dunklen Haare des Hinterkopfes auf dem Kissen und eine kaum wahrnehmbare Wölbung der Decke ließen darauf schließen, daß sich überhaupt jemand im Bett befand. Wegen der großen Graufäche brachte der Silberschein diesen Teil des Raumes besonders intensiv zum Leuchten, so daß der optische Effekt eines schwachen Glühens entstand. Es herrschte eine derart makellose Stille, daß man sich wie in einem Vakuum wähnte.

Ida setzte sich auf den Rand des Bettes. Ihr entrückter Blick sank auf den etwas verdrehten Kopf ihres jüngeren Ichs. Dieser Blick schien verloren in einem Reich jenseits von Dunkelheit und Böse, in einem Traumreich, wo es vielleicht augenblendend flirrende Seen gab, schilfbewachsene Ufer mit Scharen fröhlich schnatternder Vögel, von warmem Wind säuselnde Bäume und ewigen Frieden. Dabei hob und senkte sie das Messer in ihrer Hand einige Male, so als sei sie sich unschlüssig oder als warte sie auf ein bestimmtes Zeichen. Wie in einer Kirche verstand es sich von selbst, daß die beinahe sakrale Harmonie im Raum nicht zerstört werden durfte. Vor Ida lag etwas ganz Besonderes.

Ida im Bett gab ein zufriedenes Stöhnen von sich. Vermutlich hatte sie etwas Angenehmes geträumt. Dann rollte sie sich mit einem leichten Lächeln auf den Lippen zur Seite und entblößte ihr Gesicht dem bleichen Licht der Sterne. Wie anmutig und verführerisch sie aussah, wie das Spiegelbild eines herben Engels im leicht bewegten Wasser, wie aus samtenem Stein geschnitzt, die hohe, faltenlose Stirn, die wie mit einem einzigen eleganten Federstrich gezeichnete Nase, der einer aufgeplatzten Frucht ähnelnde Mund. Alles wirkte vollkommen.

Sie schlug die Augen auf und sah Ida über sich. Eine Ida, die einem jahrelang mißhandelten Doppelgänger ihrer selbst glich. Die beiden Frauen sahen sich direkt in die

Augen. Doch kein Abscheu und keine Panik verdarben diese Begegnung, sondern im Gegenteil, der Blickaustausch zeugte von Verständnis und von grenzenloser Liebe. Es brauchte kein Wort gesprochen zu werden, sie waren sich einig.

Die junge Ida lächelte die alte Ida zärtlich an und schlug die Decke zur Seite. Ein makelloser nackter Körper kam zum Vorschein, in den Ida das Messer genau zehnmal mit voller Wucht hineinstach.

Kapitel 11

Nachdem der junge Ali sein Leben praktischerweise an der Stelle ausgehaucht hatte, an der er auch begraben werden sollte, war Ida unverzüglich in den Keller geeilt und mit Kreuzhacke und Schaufel wiedergekommen. Sie brachte die Gerätschaften zu dem Pflanzendickicht im hinteren Teil des Gartens und warf sie Ali vor die Füße. Der hockte neben Alis grotesk zusammengekrümmter Leiche, die wie in ihrem eigenen Lebenssaft ertränkt dalag, und starrte ins Leere. Man konnte eigentlich kaum unterscheiden, wer von ihnen beiden den Kampf gewonnen hatte, denn Ali wirkte durch die zurückliegende Attacke seines Doppelgängers selbst wie mit dem Messer traktiert. Auch wenn er kaum eine Schramme abbekommen hatte, so war er doch überall von seinem Blut befleckt. Seine Stimmung entsprach der äußeren Düsternis, nicht nur weil ihm die Tragweite der Tat, sich soeben quasi getötet zu haben, allmählich aufging, sondern weil er es noch kaum fassen konnte, daß er überhaupt einen Mord begangen hatte.

Er versuchte jedoch, sich zusammenzureißen und das Begonnene zu Ende zu führen, allein schon deshalb, weil die Arbeit ihn vielleicht von der immer realer werdenden Gefahr ablenken konnte, daß die grauenvollen Bilder der letzten Stunde gänzlich seine Seele verschlangen. Er zog den Mantel aus, nahm die Hacke in die Hand und machte sich daran, gleich neben der Leiche eine Grube auszuheben. Die Erde war weich und kaum steinig, so daß er schnell vorankam. Er hatte seit langem keine körperliche Arbeit mehr verrichtet, trotzdem stellte sich in ihm nach einer anstrengenden Aufwärmphase eine fast

meditative Stimmung ein. Er hatte es fast vergessen, aber eigentlich war er immer schon athletisch veranlagt gewesen. Er hatte zeit seines Lebens niemals Sport getrieben, aus dem simplen Grund, weil er keine Waldläufe und Hamsterradaktivitäten in musikbedröhnten Studios mit horrenden Gebühren brauchte, um seine Kondition und Muskeln auf Vordermann zu bringen. Es lag einfach in seinen Genen, das Physische, das Maskuline – auch das Gewalttätige? Kein Wunder, daß er dieses nächtliche Grauen zwar nicht gerade unbeschadet, so doch relativ *mannhaft* überstanden hatte. Er hatte zwar zunächst moralische Bedenken vorgeschoben und fadenscheinige Alternativmodelle hinsichtlich eines zukünftigen Lebens, doch am Ende hatte er die Sache eigentlich wie ein skrupelloser Killer hinter sich gebracht. Demnach hatte es schon immer in ihm geschlummert: Die Bereitschaft, sich das, was er wollte, notfalls auch mit äußerster Gewalt zu holen. Das gab ihm einen Stich und machte ihn nun, wie man so schön sagt, total betroffen. Deshalb schwor er sich: Das war das letzte Mal!

Offenkundig führte die körperliche Arbeit doch nicht allein zu Gedankenabschweifungen, sondern auch zu dem verstörendsten Grauen, nämlich zur Selbsterkenntnis. Dennoch arbeitete er unbeirrt weiter. Er hatte mit der Kreuzhacke schon eine so tiefe Grube ausgehoben, daß er darin bis zum Bauch versank. Befürchtungen, daß ihn bei dieser weder nachvollziehbaren noch der Tageszeit entsprechenden Gartenarbeit jemand aus der Nachbarschaft beobachten könnte, verdrängte er. Aus den Augenwinkeln gewahrte er, daß Ida unterdessen immer wieder aus der Küchentür heraushuschte und im Keller verschwand. Das dort inzwischen eingeschaltete Licht sickerte gleich dem Schein einer Kerze in den niedrig gelegenen Vorhof. So, wie es aussah, säuberte sie die

einzelnen Räume von Blutspuren, und verstaute die schmutzigen Fetzen einstweilen im verborgensten Winkel des Hauses.

Die Grube war nun groß genug, daß zwei menschliche Körper hineinpaßten, Körper freilich, die man noch mit ein wenig Gewalt zusammenstauchen mußte. Ali griff über den Grubenrand, umklammerte, ja umarmte Alis Leiche und zog sie zum Erdrand. Dann hievte er sie behutsam herunter. Nun lag er also da, der umschwärmte Ali, talentiert, erfolgreich, glücklich verheiratet und mausetot. Mit seinen übereinandergeschlagenen Beinen und in den Schoß gelegten Armen hätte er auch in einer Hängematte liegen können, so entspannt wirkte er. Es hätte schlimmer kommen können, Ali, sprach Ali lautlos zu seinem jungen Ich, du hättest auch einfach so sterben können. Ich weiß, was du sagen willst, nämlich, daß das gequirlte Scheiße ist, weil du tatsächlich einfach so gestorben bist, denn man kann Gevatter Tod gewiß vieles nachsagen, aber kaum, daß das Ergebnis seiner Arbeit Unterschiede aufweist. Man ist einfach weg vom Fenster, gleichgültig was danach in der Welt der Lebenden noch passiert! Es möge dir jedoch ein Trost sein, daß die meisten Menschen keine Spuren in der Nachwelt hinterlassen, geschweige denn lebendige 1:1-Duplikate von sich selber, wie es dir gelungen ist. Na und, was habe ich denn davon, denkst du jetzt. Da hast du sicherlich recht, aber wir müssen alle einmal sterben, und nach ein paar Jahren trügerischen Glücks hätte dich sowieso ein ziemlich deprimierendes Leben erwartet, am Ende vielleicht sogar der Selbstmord. Insofern bin ich dein Retter gewesen. Du bist gegangen, ich bin zurückgekehrt, und diesmal werde ich für dich alles richtig machen. Du wirst in mir wirklich weiterleben, aber so, wie du es dir immer erhofft und erträumt hast, ohne in die Fallen des

Schicksals hineinzutappen. Bitte versuch mich zu verstehen, Ali.

Auf seine Art hatte Ali für den Toten ein Gebet gesprochen, das merkte er jetzt. Zugegeben, es war ein absonderliches Gebet gewesen, aber dennoch fühlte er sich irgendwie reingewaschen, obwohl er mit religiösen Riten sonst nicht viel anfangen konnte. Er stieg aus der Grube, ließ Hacke und Schaufel auf den Rasen fallen, erklimmte die Terrassenstufen und betrat das Haus. Er fand Ida tatsächlich mit gekrümmtem Rücken und einem Lappen in der Hand beim Aufwischen des Bodens vor, neben sich einen Plastikeimer voll mit schlammig aussehendem Wasser. Sie schauten sich kurz wortlos an und wußten, daß sie sich nun auch um die tote Ida kümmern mußten.

Als sie schließlich im Schlafzimmer standen, fühlte sich Ali beim Anblick der Toten, als hätte man ihn mit einem Knüttel ins Gesicht geschlagen. Zwar hatte Ida die Leiche auf dem Bett in ein Laken gehüllt, doch ähnelte dieses inzwischen einem in Färbungsmittel eingelegten Fetzen. Das aus den vielen Stichen gedrungene Blut hatte den Stoff in einen schwärzlich schimmernden, triefend nassen Umhang verwandelt, aus dem der Kopf halb herausschaute. Idas junges, hinreißendes Gesicht hatte vollends sein ursprüngliches Aussehen verloren. Trotz der vielen zurückliegenden Jahre konnte er sich an das damalige Gesicht erinnern, das er auf unzähligen Erinnerungsfotos festgehalten und immer wieder betrachtet hatte. Um so heftiger war der Schock, als er sah, daß dieses Gesicht sich im Tode so spektakulär verändert hatte. Blaß und aufgedunsen war es, Augen und Lippen geöffnet wie zum brüllenden Protest, aber auch gleichzeitig so unbeseelt, nichts weiter als eine theatralische Pose, und häßlich, so abgrundtief häßlich. Er mochte lieber nicht ergründen, wie es unter dem Laken

aussah. Denn er wußte nicht, wie er dann diese Bilder jemals wieder aus seinem Bewußtsein verdrängen könnte.

Ali würgte, ging zum Bett und bedeckte das Gesicht der Toten mit einer Ecke des Lakens. Dann forderte er Ida mit einem Nicken auf, mit anzufassen. Sie schleppten die eingehüllte Leiche gleich einer in der Mitte geknickten Teppichrolle in den Flur und danach die Wendeltreppe hinunter. Dabei befreite sich der Kopf aus dem Tuch und schlug immer wieder gegen die Stufen: Bamm! Bamm! Bamm! Zudem drang aus dem toten Körper soviel Blut, daß sie ständig befürchten mußten, darauf auszurutschen und selber einen tödlichen Unfall zu erleiden. Das Reinemachen von vorhin war völlig sinnlos gewesen, denn nun sahen die Böden besudelter denn je aus. Das Gewicht der Leiche machte ihnen zu schaffen, und sie stöhnten und fluchten, verhoben sich und stießen sich an spitzen Kanten, stolperten und rempelten die tote, beharrlich erdwärts drängende Last gegen Möbelstücke, letzten Endes aber schafften sie sie in den Garten.

Nachdem die Leiche endlich neben der Grube abgelegt worden war, eilte Ida wieder ins Haus zurück, um ihre gerade zunichte gemachte Säuberungsaktion von vorne zu beginnen. Ali stieg mit gespreizten Beinen in die Grube, die nun gar nicht mehr so groß wirkte, und wuchtete auch Idas Leiche herunter. Die beiden Körper paßten nicht nebeneinander hinein, so daß Ida halb über ihren toten Mann gestapelt werden mußte. Das würde bei einem Grab, das ohnehin nicht die erforderliche Tiefe besaß, im Frühling und Sommer für verdächtig süßliche Gerüche über der Erdoberfläche sorgen. Doch glaubte er den Gestank durch Anpflanzung besonders intensiv duftender Blumen an dieser Stelle weitgehend neutralisieren zu können. Zudem war er überzeugt, daß sich die Sache am Ende ganz von selbst erledigen würde: Er war sich sicher,

daß Ali und Ida in einem Jahr längst verwest wären.

Ali kletterte aus der Grube, setzte sich an den Erdrand und versuchte, zur Ruhe zu kommen. Am besten war es wohl, wenn er sich ab sofort Idas Ansichten zu eigen machte und die Morde eben nicht als Morde betrachtete, sondern als eine Art Austausch zugunsten von etwas Besserem, quasi als eine bizarre Steigerung der Lebensqualität. Gleichzeitig erkannte er freilich auch die unübertreffliche Idiotie, die dieser Idee zugrunde lag, aber wie trällerte man doch in der Operette so schön: »Glücklich ist, wer vergißt, was nicht mehr zu ändern ist.« Außerdem war es ja auch das letzte Mal gewesen.

Er macht sich daran, den aufgehäuften Erdhügel neben sich in die Grube zurückschaufeln. Da hatte er mit einem Mal das Gefühl, daß hinter seinem Rücken etwas Befremdliches vorging, und vermeinte ein Geräusch zu hören. Er wandte sich um und sah, wie Ida aus der Kellertür in den mit Pflastersteinen ausgelegten Vorhof trat. Das Geräusch war das ihrer Schritte gewesen. Aber trug sie nicht Turnschuhe? In dem schwachen, aus der Türe herausquellenden Licht sah er nur undeutlich ihre Silhouette, und soweit er aus dieser Distanz erkennen konnte, hielt sie in der rechten Hand einen klobigen Gegenstand, der eigentlich viel zu schwer für sie schien. Sie schaute sich kurz suchend um und marschierte dann geradewegs auf ihn zu. Merkwürdig, er hatte sie eben gar nicht aus dem Haus kommen sehen. Obwohl er den Bereich zwischen Küchen- und Kellertür nicht immer im Blick gehabt hatte, war er fest davon überzeugt, daß er Bewegungen dort eigentlich hätte registrieren müssen.

Schon im nächsten Moment löfete sich das Rätsel auf eine erschreckende Weise. Es war nicht Ida, die sich da mit diesem schweren Apparat auf ihn zubewegte, sondern ein Mann, ja, ein Fremder! Und er kam direkt aus *ihrem*

Keller herausspaziert, geradeso, als hätte er dort schon die ganze Zeit herumgelungert und wollte jetzt schnell mal draußen nach dem Rechten sehen. Es gab keinen Zweifel, so wie er sich bewegte, plump und bleiernen Schrittes, so wie seine Billardkugelglatze im Sternenlicht matt glänzte, so wie seine Umrisse auf einen kantigen Fleischkoloß hindeuteten, so wie seine bullige, ja brutale Erscheinung überhaupt wirkte, handelte es sich eindeutig um einen sehr starken Mann. Vielleicht der *Schwarze Mann*, der gekommen war, um sie beide ob ihrer Sünden zu holen! Starr vor Entsetzen verfolgte Ali die Schritte des monströsen Racheengels, der sich langsam und mit sich gemächlich wiegendem Oberkörper auf ihn zu bewegte. Ali fühlte sich in einen düsteren Fantasy-Comic strip versetzt. Seine Kehle wurde trocken, und ein schmerzhaftes Kribbeln bemächtigte sich seines Körpers, als hätten Millionen von roten Ameisen von ihm Besitz ergriffen. Und die ganze Zeit dachte er nur: Das ist nicht wahr! Das ist nicht wahr! Das ist nicht wahr! ...

Der Schwarze Mann hatte bereits fast den gesamten Garten der Länge nach durchquert und war nun nur mehr wenige Meter von ihm entfernt, als Ali bemerkte, daß aus seiner rabenschwarzen Kluft, bestehend aus einer wüsten Lederjacke und einer Lederhose, doch etwas Weißes hervorstach. Und als er noch etwas näher kam, vermochte er dieses Weiße endlich zu identifizieren, nämlich als große leuchtende Lettern, und las: »Fuck up«. Ehe er sich von dieser Überraschung erholt hatte, sah er auch schon das Stacheldrahttattoo auf seinem kahlen Kopf, die Doc Martens an den Füßen, das schüchterne Grinsen in seinem Mastino-Gesicht und die dickbäuchige Tischleuchte in seiner Hand, und wie ein eiskalter Wasserschwall mitten in der heißesten Wüste ergoß sich plötzlich die Erkenntnis über ihn, und er wußte: Der Schwarze Mann war Bibi, der

Chef der »Vierer Bande«, der zurückgekommen war, um ihm eine beschissene Lampe im Wert von einer Tafel Schokolade zu überreichen!

Auf einmal kam die Erinnerung glasklar zurück: Am Abend nach dem Einzug hatte er im Büro nochmals und nochmals den Kaufvertrag und die vielen furchteinflößenden Rechnungen unter die Lupe genommen, während Ida sich schon schlafen gelegt hatte. Es mußte wie jetzt nahe Mitternacht gewesen sein, als es klingelte. An der Haustür erwartete ihn Bibi, jener sympathische Umzugshelfer, den er trotz seines Skinhead-Outfits als einen brillanten Jazzkenner, schrägen Politphilosophen und außerdem und hauptsächlich als ein harmloses Kalb kennengelernt hatte. Er sah es seinem ausweichenden Blick und dem hilflosen Lächeln in seinem kürbisdicken Gesicht an, daß es ihm Unbehagen bereitere, ihn zu so später Stunde zu stören.

»'tschuldigung, daß ich noch mal auftauche, Herr Seichem«, hatte er gesagt. »Aber das haben wir noch im Laderaum des Lasters entdeckt, nachdem wir schon weg waren. Dachte, Sie werden's vermissen. Und da ich heute abend zufällig noch mal in der Nähe war und oben bei Ihnen Licht gesehen habe ...«

Er hatte ihm freudestrahlend die alte, vollends von Grünspan zersetzte Jugendstilleuchte vor die Nase gehalten, als wäre sie sein verlorengegangenes Portemonnaie mit Geldbündeln drin. Das Ding verdankte sein Fortleben einem gemeinsamen Trödelmarktbummel am Anfang ihrer Beziehung und hatte, soweit er sich erinnern konnte, die wenigen Münzen gekostet, die sich noch in ihren Hosentaschen befunden hatten. Ursprünglich war von Ausbesserung die Rede gewesen, wozu sich jedoch keiner von ihnen im Lauf der vielen Jahre hatte aufraffen können. Er hatte keinen blassen Schimmer,

weshalb sie diesen Schrott mit in die Umzugssachen gepackt hatten. Die Lampe würde im Müll landen, so oder so.

Bibo hatte nach abgestandenem Schweiß und nach Bier gestunken, was den Schluß zuließ, daß er erstens nach seiner herkulischen Umzugsarbeit nicht mit Wasser und Seife in Berührung gekommen war, und zweitens, daß er mit »in der Nähe« nur eine miese Spelunke gemeint haben konnte. Und immer wenn sich Ali Gedanken an Alkohol aufdrängten, hatte er das unstillbare Verlangen, sich selbst etwas zu trinken zu gönnen. Deshalb hatte er für einen Moment überlegt, ob er Bibo auf zwei oder drei Flaschen Bier hereinbitten sollte, und auch der erwartungsvolle Blick des unerwarteten Gastes hatte ihm verraten, daß der Finderlohn am besten auf diesem Wege abgegolten werden sollte. Aber dann hatte er sich beherrscht und ermahnt, zumindest diese Nacht des Bilanzierens nicht in ein Besäufnis münden zu lassen. Er hatte sich artig bei Bibo bedankt, die Tischleuchte entgegengenommen und ihn mit dem Versprechen verabschiedet, ihn und seine Freunde zu der in Bälde stattfindenden Einzugsfete einzuladen.

Das war damals. Und damals war heute. Was war also geschehen, daß Bibo mit dieser überflüssigen Lampe diesmal im Garten stand? Seichtem hatte zum Geschehnisablauf eine gewisse Theorie, und die hörte sich verdammt logisch an: Wie schon vor zehn Jahren hatte Bibo im Büro Licht brennen gesehen und dann an der Haustür geklingelt. Doch nun lagen die Dinge anders. Er, Ali, hielt sich nicht im Büro, sondern im Garten auf, so daß er die Klingel nicht hören konnte. Ida war zwar drinnen, aber sowohl der Schock über das Gebimmel zur Unzeit als auch die korrekte Annahme, daß der nächtliche Besucher über das viele Blut an ihrer Kleidung und auf

dem Dielenboden nicht schlecht staunen würde, ließen sie angstvoll und mit angehaltenem Atem in Reglosigkeit verharren. Bibo hatte danach vielleicht noch einmal geklingelt, ein bißchen abgewartet, es dann jedoch aufgegeben und kehrtgemacht. Beim Verlassen des Vorgartens war sein Blick mit Sicherheit auf die leicht geöffnete Kellertür gefallen, und gleich darauf hatte er das aus dem Spalt hervorflutende Licht bemerkt. Er wähnte die Seichtens im Keller, vermutlich beim Deponieren der letzten, nicht zum noblen Domizil passenden Hausratstücke. Er stieg die Steinstufen hinunter, betrat den Keller, weil er aber drinnen niemanden ausfindig machen konnte, durchquerte er den gesamten Hauptgang, bis er schließlich im Garten auftauchte.

Wie hatte er diese merkwürdige Begebenheit von damals nur vergessen können? Und wie hatte Ida sie nur vergessen können, die sich doch ihres pedantischen Erinnerungsvermögens bezüglich dieses besonderen Termins so rühmte? Denn er glaubte sich entsinnen zu können, daß er ihr die Geschichte am nächsten Tag erzählt hatte und sie beide über die Rettung des »kostbaren Stücks« durch den tapferen Bibo herzlich gelacht hatten. Die Vernachlässigung solch brisanter Details war unverzeihlich, und die Summierung dieser Gedächtnislücken drohte ihnen nun zum Verhängnis zu werden. Die Tatsache nämlich, daß es sich bei der nächtlichen Erscheinung nicht um den Schwarzen Mann handelte, wirkte zwar im ersten Augenblick beruhigend, doch entstand dadurch ein neues, vielleicht sogar noch gefährlicheres Problem. Trotz seiner kurzfristigen Entspannung wurde Ali sich mit einem Male bewußt, daß er am Rande einer Grube stand, in der sich zwei gemetzelte Körper stapelten. Und sein blutbeflecktes Äußeres ließ nicht gerade den Schluß zu, daß er diese in

seinem hübschen Garten soeben zufällig entdeckt hatte. Bibo mochte vielleicht ein Kalb sein, aber eins war er bestimmt nicht: blind!

Bibo machte vor ihm halt und setzte sein genanntes Gegrinse auf. Kein Wunder, daß Ali am Morgen wegen seiner jugendlichen Erscheinung ganz schön gestutzt hatte. Der Kerl war wirklich jung – so wie er es eigentlich hätte auch sein müssen. Sein wie aufgeblasen wirkendes Gesicht strotzte geradezu vor Jugendlichkeit. Und trotz seines Übergewichts wirkte Bibos Körper fest, sehnig und voller Kraft. Der überfreundliche Umzugshelfer blickte Ali ob der späten Störung um Nachsicht bittend an.

»'tschuldigung, daß ich noch mal auftauche, Herr Seichem«, spulte er den bekannten Text ab. »Aber das haben wir noch im Laderaum des Lasters entdeckt, nachdem wir weg waren. Dachte, Sie werden's vermissen. Und da ich heut abend zufällig noch mal in der Nähe war und zuerst oben bei Ihnen und dann im Keller Licht gesehen habe ...«

Er hielt ihm lächelnd die alte Leuchte entgegen, begierig auf ein Lob wie ein Tanzbär auf die Süßigkeit nach seinem Kunststück. Ali sah ihn nur mit leerem Blick an, nichts regte sich in seinem zu einer Maske erstarrten Gesicht. Er wußte, daß selbst ein so großartiger Simpel wie Bibo nicht derart schwer von Begriff sein würde, daß er nicht erkennen könnte, was vor sich ging. Wenn er eben nicht so überrascht gewesen wäre, sondern schnell reagiert hätte, hätte er ihn auf halbem Wege abfangen und weglocken können. Wobei er bei der Erklärung für das Blut an seinen Kleidern immer noch gehörig ins Schwitzen gekommen wäre. Jetzt war es für jede Art von Erklärungsversuch zu spät.

Tatsächlich, allmählich bröckelte Bibos Fassade der Naivität, einige Zahnräder in seinem stämmigen Schädel

schielen sich mit einem Male langsamer zu drehen oder gar zu blockieren, die Augen weiteten sich fragend, der dicklippige Mund tat sich auf, ohne einen Laut hervorzubringen, und ein Schatten entsetzlicher Ahnungen legte sich auf die eben noch so frohgemute Miene. Der Blick wurde nun unstet. Fahrig tastete er Alis blutbeflecktes Äußeres ab, dann schweifte er wieder ab, als sei er von einem unwiderstehlichen Sog abgelenkt, und fiel auf die Grube, fuhr wieder hoch und bohrte sich konsterniert in die kalten Augen seines Gegenübers, glitt zu dem Erdhaufen am Grubenrand, danach abermals zu der Grube und immer so fort. »Noch so spät bei der Gartenarbeit, Herr Seichtem?« sagte Bibo dabei wie in Trance, aber es hörte sich an wie der miserable Vortrag eines miserablen Schauspielers. »Noch so spät bei der Gartenarbeit, Herr Seichtem?« Er schien in einen Abgrund zu stürzen, ohne je unten aufzuschlagen.

Ali sah ein, daß er jetzt rasch handeln mußte. Phrasen wie »Es ist nicht so, wie Sie denken«, »Ich kann Ihnen alles erklären« oder gar »Finden Sie es auch so widerlich, wenn Leute zu viel trinken?« schossen ihm wirr durch den Kopf, ohne daß er ernstlich in Erwägung zog, sie auszusprechen. Statt dessen konnte er sich nicht verkneifen, sich abzuwenden und die Stelle zu betrachten, die Bibo derart in Bann zog. Es war wirklich kein erfreulicher Anblick. Alis und Idas blutüberströmte, in grotesken Verrenkungen daliegende Körper erinnerten ihn an Bilder erschlagener Robben, und daß in der Grube weder Schnee noch Eis vorhanden war, ließ die Sache noch bestialischer erscheinen. Zumal er dieses Bild nun gewissermaßen mit Bibos Augen sah und ihm das Entsetzen stärker als je zuvor in die Glieder fuhr. Er mußte schon sehr gute Argumente auffahren, um ihm dieses Bild aus dem Gedächtnis zu vertreiben.

»Fünfzigtausend!«, platzte es schließlich aus ihm heraus.

»Was, was, Herr Seichthem?« sagte Bibo immer noch wie in Trance, und die Lampe glitt ihm aus der Hand.

»Ich biete Ihnen fünfzigtausend Mark an, wenn Sie das hier vergessen.« Und dann bemühte er doch eine Phrase:

»Es ist nämlich nicht so, wie Sie denken.«

»Ich verstehe nicht, was Sie meinen, Herr Seichthem«, erwiderte Bibo erwartungsgemäß und wich einen Schritt von ihm zurück. Sein entgeisterter Ausdruck verriet, daß er sich am liebsten in Luft aufgelöst hätte, um diesem Alptraum zu entfliehen.

Ali hatte kurz einen niederträchtigen Gedanken. Er fragte sich, wo diese verdammten zwei Messer momentan steckten. Eines bestimmt noch in Alis Hals, wiewohl er dafür seine Hand nicht ins Feuer gelegt hätte, weil er sich kaum mehr entsinnen konnte, ob er es nicht herausgezogen und irgendwohin geworfen hatte. Aber was war mit Idas Messer passiert? Hatte sie es ihm übergeben, damit er es mit den Leichen vergrub, oder befand es sich noch im oberen Wintergarten, wo es der junge Ali hatte fallen lassen. Doch letztendlich war das alles unwichtig, da Bibo sich gegen eine Messerattacke mit Sicherheit zur Wehr zu setzen wußte. Leute mit derartigen Muskeln, die sich obendrein einen Stacheldraht auf die Glatze tätowieren ließen, konnten das, ob sie einen nun immer höflich mit Herr anredeten oder nicht. So ließ er den Gedanken schnell wieder fallen.

»Ich gebe Ihnen fünfzigtausend, ach was, hunderttausend, wenn Sie jetzt dieses Haus verlassen und bis an Ihr Lebensende niemandem etwas von dem erzählen, was Sie hier gesehen haben.«

Ali überlegte, ob er, das heißt der Tote überhaupt noch über so viel Geld verfügte nach dem Kauf des

Traumhauses, des Jaguars, der Bestellung zahlloser Designermöbel und anderer Kostbarkeiten. Und wenn, würde das tatsächlich ausreichen, um Bibo zum Schweigen zu überreden – sofern der überhaupt auf einen Handel einging?

Doch Bibo war im Moment augenscheinlich überfordert. Aber weniger von den Summen, die auf ihn niederprasselten, als vielmehr von der Entwicklung, die diese Begegnung genommen hatte. Der naiv bestürzte Ausdruck von vorhin war inzwischen totalem Entsetzen gewichen. Seine Lippen zitterten, und er machte ein Gesicht, als würde er jeden Moment in irres Gekreische ausbrechen. Folgerichtig trat er noch einen Schritt zurück.

»Wovon reden Sie überhaupt, Herr Seichtem? Wer sind diese toten Leute? Oder sind sie nur verletzt?«

»Okay, zweihunderttausend! Damit können Sie sich eine Weile ein schönes Leben machen und das hier vergessen!«

Er mußte ihn überzeugen, er mußte ihn um jeden Preis überzeugen! Er hatte diesen dunklen Pfad zur Erlösung nicht eingeschlagen, um nun an einem dummen Zufall zu scheitern. Leichtgläubig schien der Kerl ja zu sein, doch auch da gab es Grenzen. Keine Erklärung der Welt würde das blutige Szenario in Normalität verwandeln, und keine Rhetorik der Welt würde aus »Herr Seichtem« wieder den kumpelhaften Kunden machen, den Bibo in ihm bis vor ein paar Minuten gesehen hatte. Aber man konnte sich Bibos heimliche Ängste und Sehnsüchte zunutze machen. Vielleicht nicht dadurch, daß man ordinär mit dem großen Geld herumwedelte, sondern indem man aufzeigte, was man sich mit diesem Geld alles erkaufen konnte.

»Sie glauben, eine eindeutige Szene zu sehen, und ziehen Ihre voreiligen Schlüsse«, sprach er in einem Tonfall, der Ruhe und Überlegenheit suggerieren sollte.

»Aber die Sache ist nicht so eindeutig, wie sie scheint, vertrauen Sie mir. Ich könnte Ihnen das alles erklären, doch Sie würden es mir nicht glauben, würden mich für verrückt erklären. Es gibt aber Dinge zwischen Himmel und Erde, die trotz ihrer Unerklärbarkeit geschehen. Unglaubliche Dinge eben.«

»Sind diese Leute tot, Herr Seichtem?« wollte Bibó wieder wissen und schien kurz davor, in Tränen auszubrechen.

»Ähm, ja, in einem gewissen Sinne sind sie das wohl.«

»Haben Sie sie umgebracht?«

Bibó war offensichtlich nicht gewillt, auf Alis vage Andeutungen hinsichtlich übernatürlicher Geschehnisse und komplizierter Deutungen einzugehen.

»Was würden Sie sagen, wenn ich antwortete: Ja und nein!«

»Weiß Frau Seichtem davon?«

Ali wurde klar, daß er Bibó nie loswerden würde, wenn sie dieses Frage-und-Antwort-Spielchen weiter betrieben. Also wollte er es mit einem weiteren Erklärungsversuch probieren, der ihm gerade durch den Kopf geschossen war.

Er drehte Bibó demonstrativ den Rücken zu, um ihn spüren zu lassen, daß er sich durchaus nicht in der schwächeren Position befand und daß es ihm sogar einerlei sein konnte, wenn der Verhandlungspartner aufgab und klammheimlich verschwand.

»Sie haben gar nichts gesehen, jedenfalls nicht das, was Sie denken. Wie Sie wissen, male ich Tote, dafür brauche ich Modelle, und diese Modelle, ähm, diese Modelle werden mir geliefert ... Aber das braucht Sie nicht weiter zu interessieren, vergessen Sie das alles einfach – Sie werden es bestimmt nicht bereuen. Ich möchte Ihnen ja

nicht zu nahe treten, aber Sie werden mir wohl zustimmen, Bibo, daß Möbelpacker kein Job auf Dauer ist. Möchten Sie bis zu Ihrer Verrentung Klaviere und Waschmaschinen buckeln? Glauben Sie, Sie schaffen das überhaupt noch die nächsten zehn Jahre? Überlegen Sie doch mal. Das Geld, das ich Ihnen angeboten habe, könnte Ihnen eine fabelhafte Zukunft ermöglichen. Sie könnten aus sich etwas machen. Sie könnten vielleicht ins Ausland gehen, vielleicht nach Spanien, warum nicht nach Mallorca, und dort ein Strandlokal oder eine Diskothek oder so etwas eröffnen. Ich prophezeie Ihnen, in den Neunzigern wird sich dort ein radikaler Imagewechsel vollziehen: von der ›Putzfraueninsel‹ zur Prominenteninsel. Aber heute könnte man grundbesitzmäßig ein Schnäppchen machen. Mallorca, *das* ist Ihre Zukunft, Bibo! Vielleicht komme ich Sie mal besuchen. Ja, wenn ich es mir recht überlege, *müssen* Sie sogar ins Ausland, am besten gleich noch in dieser Woche. Nehmen Sie ruhig Ihre Frau mit ...«

»Was für eine Frau?« fragte Bibo mit solch ausdrucksloser Stimme, als wäre er ein im Garten aufgestellter Automat.

»Nehmen Sie auch Ihre Kinder mit ...«

»Was für Kinder?«

»Mein Gott, dann gehen Sie halt alleine! Verschwinden Sie einfach! Aber die zweihunderttausend Mark erhalten Sie nur, wenn Sie schnellstens das Land ver ...«

Plötzlich ein seltsames Geräusch. Es hatte sich angehört, als zerbreche eine dicke Eierschale, vielleicht die Schale eines Straußeneis. Obwohl Ali noch nie ein Straußenei zerbrechen gehört hatte, assoziierte er das rauhe, irgendwie brutale Knacken, das er wahrgenommen hatte, damit. Dann ein Laut so ähnlich wie »Gummpf!«, fest und nach Widerstand klingend, der Schlußakkord des

Schalenbruchs.

Ali blickte mit einem Stöhnen zu den Sternen auf. Sie strahlten teilnamslos auf ihn herab wie Blinde mit offenen, wunderschönen Augen. Er drehte sich herum und sah etwas völlig Absurdes, etwas, das er zunächst überhaupt nicht einordnen konnte: Bibo war ein Schnabel gewachsen! Ja, kein Zweifel, dort wo sich bei Bibo der Mund hätte befinden müssen, ragte nun ein etwa dreißig Zentimeter langer, leicht abwärts gebogener und am Abschluß eckig werdender Schnabel hervor. Unglaublich! Wie hatte er das bloß gemacht? Oder aber er streckte ihm die Zunge heraus, aus was für einem Grund auch immer. Doch genauso unglaublich war es wohl, daß der tumbe Umzugshelfer eine dreißig Zentimeter lange Zunge besitzen sollte, die er vor ihm die ganze Zeit verborgen gehalten hatte. Nein, nein, es handelte sich eindeutig um einen dünnen, aber dafür sehr langen Schnabel, auch wenn die Dunkelheit ein detailliertes Studium verhinderte.

Bibo schaute Ali so bedächtig an, als ließe er sich sein Angebot ernsthaft durch den Kopf gehen. Seine Augen spiegelten eine angestrengte Konzentration, seine Hände zitterten heftig, als treffe er jetzt die Entscheidung seines Lebens.

Natürlich sah das mit dem Schnabel sehr amüsant aus, aber gleichzeitig auch sehr unheimlich. Zumal aus der Stelle, wo der Schnabel herauswuchs, dem ehemaligen Mund, etwas Schwarzes hervorbrach und sich über die Lederkluft ergoß. Ali ahnte, was es war: Blut! Bibo machte einen Schritt auf ihn zu, nein, das war nicht ganz richtig, die Vorwärtsbewegung täuschte das nur vor, er fiel aufrecht vornüber, und während er fiel, kam langsam der lange Stiel der Kreuzhacke, die ihm in den Hinterkopf geschlagen worden und vorne aus dem Mund wieder ausgetreten war, wie ein sich emporschwingendes Pendel

zum Vorschein. Und zum Vorschein kam auch Ida, die hinter dem Fallenden stand, ein schwarzer Engel, der im Gegensatz zu den weißen Engeln die wahrlich Gefallenen beschützte.

»Ach Ida«, sagte Ali traurig, und diese Traurigkeit war nicht gespielt, sie kam tatsächlich aus dem tiefsten Grund seines Herzens. »Ach Ida, wir können doch nicht all diese Leute umbringen.«

Bibo lag bäuchlings auf dem Gras und regte sich nicht. Aus seinem kahlen Hinterkopf ragte die Hacke diagonal in die Luft wie ein exzentrischer Kopfschmuck. Schwarzschimmerndes Blut trat aus der Einschlagstelle aus und rann den Nacken herunter.

»Doch«, sagte Ida ebenfalls traurig. Sie sah aus, als umhülle sie ein weiter, düsterer Vorhang, so sehr glich sie schon einem Phantom der Nacht. »Das können wir. Sie sterben ja nicht wirklich. Sie leben ...«

»... in uns weiter«, vollendete Ali den Satz. »Trotzdem hätte es vielleicht von ein wenig Taktgefühl gezeugt, wenn du den alten Bibi erst gefragt hättest, bevor du seinem jüngeren Ich eine rostige Hacke in den Schädel schlägst.«

Sie verharrten noch eine Weile stumm neben der Leiche, die eventuellen neugierigen Blicke aus den Nachbargebäuden vollkommen ignorierend. Dann entdeckte Ali doch noch etwas Positives an der Sache.

»Na ja, wenigstens haben wir auf diesem Wege zweihunderttausend Mark gespart.«

Ida lächelte frostig.

»Was für zweihunderttausend Mark? Du scheinst wohl vergessen zu haben, daß wir fast pleite sind. Wenn ich deinem Gedächtnis auf die Sprünge helfen darf: Als wir damals hier einzogen, hatten wir kaum noch einen Pfennig. Du mußtest in den folgenden Monaten viele

Gemälde fertigstellen, um finanziell wieder zu Atem zu kommen. Erst danach ging es wieder bergauf. Ganz abgesehen davon, hast du denn im Ernst geglaubt, daß du so einen Einfaltspinsel mit solchen Phantasiesummen zum Schweigen gebracht hättest?«

»Und was sagen wir, wenn uns jemand fragt, was mit ihm geschehen ist?«

»Ganz einfach: daß wir nicht wüßten, daß er hier je aufgetaucht ist.«

Wo sie recht hatte, hatte sie recht. Es schien überhaupt zweckmäßig, ihr recht zu geben, denn Ali überkam langsam eine bleierne Müdigkeit. Er fühlte sich allmählich ermattet angesichts der dramatischen Ereignisse dieser Nacht. Normalerweise hätte er um diese Stunde in das zehnte oder zwölfte Wodkaglas gestarrt, in dem Bilder seines verpfuschten Lebens herumgeschwommen wären. Nun aber war er in das richtige Leben zurückgekehrt, wenn auch auf gruselige Art und Weise, und dieses Leben gestaltete sich recht beschwerlich. Zudem wartete auf ihn erneut anstrengende körperliche Arbeit, so daß fürs Sinnieren über die frevelhaften Taten keine Zeit blieb.

Ali ließ Bibo zu Ali und Ida in die Grube gleiten. Zugegeben, so eine Bestattungskonstellation hatte er sich auch nicht vorgestellt, doch er war zu erschöpft und zu verstört, um sich jetzt bessere Lösungen für die Leichenentsorgung einfallen zu lassen. Natürlich herrschte nun in der Grube ein ziemliches Gedränge, was zweierlei zur Folge haben würde: Erstens konnte er schlecht abschätzen, was geschehen würde, wenn sich in einem ohnehin niedrigen Grab gleich drei Leichen auf einmal tummelten, und zweitens dürfte der Gestank aus der Erde in warmen Tagen kaum mehr zu ertragen sein. Und wie die erste Bestätigung dieser Befürchtungen kam es Ali vor, als er die aufgehäufte Erde wieder in die Grube

zurückgeschauelt hatte, jedoch trotz des Plättens der Oberfläche mit der Schaufelkehrseite feststellen mußte, daß an dieser Stelle doch ein ansehnlicher Hügel entstanden war. Seine inzwischen arg fortgeschrittene Ermüdung ließ das Resultat jedoch in einem weniger dramatischen Licht erscheinen, so daß er die Lösung des Problems in die Zukunft verschob. Nichtsdestotrotz schwor er sich, gleich morgen früh in einem Blumengroßhandel Samen und Setzlinge von Pflanzen zu besorgen, die in der Hauptsache ein durchdringendes Bukett entfalteten.

Er brachte Hacke und Schaufel in den Keller zurück, ging in das Haus und bemerkte trotz der Dunkelheit, daß alle Blutspuren auf dem Dielenboden beseitigt worden waren. Beim Vorbeigehen durch den Gang von der Küche ins Berliner Zimmer erblickte er flüchtig Ida im Gästebad unter der Dusche. Dann entdeckte er inmitten des Wohnzimmers ein aus mehreren Wolldecken und Sofakissen zusammengestelltes Schlaflager. Da erst ging ihm auf, daß sie das Schlafzimmer diese Nacht wegen der blutdurchtränkten Matratze ja nicht benutzen konnten. Nachdem Ida fertig war, ging auch er unter die Dusche. Als er zurückkam und sich neben sie unter die Decke legte, glaubte er, seine Augen nach all der Anstrengung endlich schließen und in einen gerechten Schlaf fallen zu können.

»Wir müssen es besiegeln!« hörte er Ida von der Seite, und ihre Stimme hallte in dem riesenhaften, leeren, finsternen Raum ein bißchen nach. Sie lag splitternackt da, das spürte er trotz seiner eingeschränkten Wahrnehmungsfähigkeit.

»Ich bin müde, Ida. Laß uns lieber über unsere Sünden nachdenken – oder davon träumen.«

»Nein, wir müssen diesen Akt symbolisch besiegeln.«

»Was meinst du damit?«

»Du weißt schon.«

»Nachdem, was geschehen ist?«

»Genau deswegen! Das wird uns fester aneinander binden. Vertrau mir.«

Er spürte nach langer, langer Zeit wieder Idas Körper an seiner Haut, in seinen Händen und an seinem Gesicht und nahm ihren Geruch wahr. Sie war außergewöhnlich feucht, so feucht, daß Ali meinte, in einen Wackelpudding zu stoßen. Er gab sich alle Mühe. Um sie fühlen zu lassen, wie sehr er diese Wiedervereinigung ernst nahm und wie hoch die Flammen ihrer Leidenschaft immer noch zu lodern vermochten, umklammerte er sie mit geradezu brutaler Kraft und rammte ihr seinen Schwanz hart und im rasenden Rhythmus hinein. Dabei küßte er sie unablässig, ordinär, feucht und schmerzhaft saugend. So eine beeindruckende Vorstellung hatte er nicht einmal Florence gegeben. Ida schien sich dafür zu bedanken. Sie tat wieder Dinge, die sie am Anfang ihres Zusammenseins getan hatte, die jedoch während des Marathonlaufs ihrer Ehe irgendwie eingeschlafen waren. Abwechselnd streichelte und kratzte sie über seinen Rücken und preßte ihre Hände im richtigen Rhythmus auf sein Gesäß. Dabei synchronisierte sie ihre Beckenbewegungen mit seinen Stößen und gab leise, aber von qualvoller Lust zeugende Stöhnlaute von sich. Sie schwitzten bei ihrem aufreibenden Ringen derart, daß jedesmal ein sattes Klatschen ertönte, wenn ihrer beider Fleisch aufeinanderstieß.

Ali hätte sich nicht einmal in seinen kühnsten Träumen vorzustellen gewagt, daß sie noch einmal zu solcher Hochform auflaufen würden. Er wunderte sich vor allem darüber, daß in ihm nach den Ereignissen dieser Nacht

noch so viel Energie steckte. Eigentlich hätte dies Anlaß zur Freude geben müssen. Denn es bestätigte Idas Idee, daß man das Rad der Zeit mit Gewalt doch noch zurückdrehen konnte, wie sich überhaupt ab heute alles zum Guten wenden würde. Sie waren in dieser Beziehung, vielleicht sogar in keinerlei Beziehung keineswegs so alt geworden, wie er sich in seinen depressiven Stimmungen immer eingeredet hatte. Und wenn das so blieb, konnten sie gemeinsam nicht nur den Verlauf ihrer Ehe, sondern tatsächlich den Verlauf der Geschichte neu bestimmen. Eigentlich hatten sie es ja schon getan ...

Trotzdem ... Trotzdem schien etwas nicht zu stimmen. Was sie *taten*, schien nicht zu stimmen. Wenn sie hinter den Vorhang ihrer naiven Illusionen lugten, mußten sie sich nämlich eingestehen, daß ihr Tun dem Konsumieren von alkoholfreiem Bier glich, oder, besser gesagt, dem Konsumieren von alkoholfreiem Wodka. Sie konnten trinken, soviel sie wollten, sie konnten sich in eine beschwingte Stimmung hineinsteigern, sie konnten Lieder grölen, aber es wäre alles vergeblich, denn sie würden nie betrunken werden. Der Rausch war ihnen ein für allemal abhanden gekommen. Ihr Tun glich ferner dem Besuch des Ortes, an dem man seine Kindertage verlebt hatte. Man kannte sich gut aus in den Gassen, wußte, welcher Hügel sich besonders gut zum Schlittenfahren und welche Wiese zum Fußballspielen eignete, welche Mauer um welche Uhrzeit von der Sonne beschienen sein würde, wo es die leckersten Süßigkeiten gab, in welchem Haus der Busenfreund gewohnt hatte und kannte den kürzesten Weg zu der alten Schule. Alles kam einem so vertraut vor wie das eigene Gesicht. Dennoch war es nicht so wie damals, keine Heimkehr. Die Dinge hatten sich verändert, die ehemals so vertraute Heimat hatte sich in die von Fremden verwandelt. Der Grund? Zeit war unwiderruflich

vergangen, durch neue Eindrücke und Erfahrungen hatte sich das eigene Bewußtsein verändert, der Vergleich zwischen der Erinnerung und der Gegenwart legte die Unterschiede unübersehbar bloß, und zurück blieb ein diffuses Gefühl der Unstimmigkeit. Und der Enttäuschung.

Ali durchschaute nun die Show, die sie der guten Sache wegen für einander inszenierten. Die ersten Vorläufer einer heraufziehenden Depression drangen in seine Seele, während er sich in Ida wie die Spottfigur eines jugendlichen Liebhabers nach allen Regeln der Kunst abrackerte. Auch die Bilder begannen wieder dahin zurückzukriechen – Bilder von Blut! Die Fontäne, die ihm ins Gesicht geschossen war, als er Ali das Messer in die Halsschlagader gestochen hatte. Das tropfende Laken, in das sie Ida gewickelt hatten. Das schwarze Naß, das Bibo aus dem Schnabelmaul gedrungen war. So viel Blut! So viel Blut!

Ali *roch* plötzlich auch Blut. *Metallhaltig, sauer und, ja, irgendwie sehr persönlich, wie ein intimer Körperduft.* Er hatte mit einem Mal die fixe Idee, daß überall an seinem Körper Blut klebte, obwohl er sich doch gerade eben geduscht hatte. Wie war das möglich? Streichelte ihn nun endgültig der Wahnsinn? Er machte mit dem heftigen Rammeln ungerührt weiter, obwohl er innerlich mit dem Blutgeruch kämpfte. Und mit den Bildern. Alis schönes, junges Gesicht, so arrogant und doch so unschuldig: »Verdammt, was soll der Blödsinn! Ist das ein schlechter Witz oder was?« Idas aus dem Laken ragender Kopf, der immer wieder auf den Stufen der Wendeltreppe aufschlug: Bamm! Bamm! Bamm! Bibos ungläubige Augen, traurig und hilflos: »Wovon reden Sie überhaupt, Herr Seichthem? Wer sind diese toten Leute? Oder sind sie nur verletzt?« Ohne es zu merken, hatte er die Frequenz seiner Stöße

erhöht. Ohne es allerdings auch zu spüren. Ja, er stand an der Schwelle zu einem Herzinfarkt, und doch glich seine Motorik einem durchgegangenen Pferd, völlig außer Kontrolle. Der Geruch des Blutes und die Bilder, die davon ausgelöst wurden, durchdrangen sich, vermischten sich, wurden eins. Jede einzelne Erinnerung färbte sich rot, Blut breitete sich aus über die Bilder seiner Höllensünden, schwappte in Wellen darüber und floß über die Gesichter der Leichen im Erdreich. Er hatte den Höhepunkt erreicht, ohne daß an einen Samenerguß überhaupt zu denken war. Weder Idas künstliches Gestöhne noch irgend etwas, das mit Lust in Verbindung stand, fanden zu ihm noch Zugang. Allein die Gesichter mit den geschlossenen Augen, tief unter der Erde und rot, ganz rot ...

Er riß sich schlagartig von Ida los, reckte sich hoch und tastete seinen Körper nach Blutspuren ab. Als seine Hände bei seinen Schamhaaren und seinem Glied angelangt waren, spürte er eine klebrige Feuchtigkeit. Er stürzte aus dem Schlaflager, lief zum Wintergarten und hielt seine Finger in das Sternenlicht. Was er sah, raubte ihm den Atem und drohte sein Herz zum Stillstand zu bringen: Es war Blut! Der rote Saft rann ihm die Hand herunter wie ein flüssiges Mal, das er nie wieder loswerden würde.

»Na und?« hörte er Ida hinter sich in der Dunkelheit.
»Ich habe meine Tage!«

Kapitel 12

Alfred Seichem weinte im Schlaf. Aber ihn quälte weder ein Alptraum noch dachte er sich im Schlummer etwas besonders Trauriges aus, um sich zu geißeln. Nein, er träumte die Wahrheit, eine Dokumentation aus dem wahren Leben, den realen Schrecken, der sich dreieinhalb Jahre zuvor zugetragen hatte. Ali sah im Traum das, was ihn schon vor langer Zeit umgebracht hatte. Er war eigentlich seitdem schon tot. Das war nicht nur so dahergesagt. Er spürte es auch körperlich. Manchmal spürte er es. Manchmal wußte er die Wahrheit. Und dann weinte er ...

Er assoziierte diese Szene stets mit seinem Urlaub in Marokko, dort, wo alles angefangen und der Untergang seinen Lauf genommen hatte. Marokko, Marrakesch, die Souks und Patricks Tod, sie verbanden sich miteinander wie giftige Metalle, die bei ihrer Verschmelzung zu einer tödlichen Melange wurden, sich zu einer tonnenschweren Last erhärteten und ihn daran hinderten, in sein altes Leben zurückzukehren. Genauer gesagt, assoziierte er die Tragödie mit dem Tauchkurs, den sein Luxushotel in Agadir mit angeschlossenem Privatstrand organisiert und an dem er teilgenommen hatte. Erst hatte die Gruppe aus illustren Teilnehmern Trockenübungen mit dem Lungenautomaten und den Preßluftflaschen auf einem Anlegesteg absolvieren müssen. Dabei lernte Ali auch das sogenannte Taucheralphabet, die Bedeutung der unterschiedlichen Handsignale unter Wasser. Beide Hände zusammen und gekrümmt wie beim Wasserschöpfen hieß zum Beispiel BOOT. Wenn eine Hand auf den Schnorchel zeigte und dabei Kreisbewegungen vollführte, bedeutete

es (I'm feeling the effects of) NARCOSIS. Es gab fast dreißig solcher Zeichen. Unter anderem auch das Signal BUDDY UP, wenn man seinen Begleiter aufforderte aufzusteigen. Es war ein simples Signal, doch ein neuronaler Zensor hatte seit diesen Tagen immer dafür gesorgt, daß er sich dessen im Falle eines Falles entweder nicht zu entsinnen vermochte oder umgekehrt das Zeichen seiner Bedeutung nicht zuordnen konnte, wenn er es sah. Nur diese Bezeichnung blieb ihm im Gedächtnis hängen: BUDDY UP! Was für ihn jedoch von solcher Wichtigkeit erschien wie kontroverse Theorien über den Ursprung des Universums. Wer brauchte schon so einen Scheiß, so einen Urlaubsscheiß? Nein, man brauchte das nicht, nie, nie im Leben brauchte man das, diese zwei Finger, die ...

Nach der Theorie ging es mit der restlichen Ausrüstung wie Schnorchel, Maske, Flossen und Bleigewichten direkt in die Praxis. Da merkte er plötzlich, welch einer Anstrengung es bedurfte, sich schon sechs Meter unter Wasser fortzubewegen, wie beängstigend langsam die Bewegungen wurden und was es hieß, sich in einer Zeitlupenwelt zu bewegen. Im Falle einer Gefahr, des notwendigen schnellen Handelns würde alles zehnmal träger ablaufen als an Land. Ganz, ganz langsam, ungeachtet der Tatsache, ob jemand in diesem Augenblick die Schwelle von den Lebenden zu den Toten passierte. Die Hilfe würde ihn auf jeden Fall zu spät erreichen.

Aber von Marokko und dem Tauchkurs träumte Ali ja gar nicht. Er assoziierte das Geschehen nur damit. Er träumte von der Langsamkeit, die von Raum und Zeit, insbesondere jedoch vom Körper Besitz ergriff wie eine schleichende Lähmung und gegen die man einfach ohnmächtig war. Und er erschauerte angesichts dieser heimtückischen Langsamkeit. Jetzt plötzlich ging ihm auf, daß es die Langsamkeit war, die die Assoziation zwischen

den beiden Begebenheiten herstellte. Nun verstand er es, aber diese Einsicht hinderte ihn nicht daran, im Schlaf zu weinen. Man hörte eigentlich nie auf zu weinen, wenn der eigene Sohn, der einzige Sonnenstrahl, den man im Herzen trug, bereits in seinem zweiten Lebensalter ging und nie wieder zurückkam.

Es war von Anfang an ein verfluchter Tag gewesen, damals im Sommer '97. Obgleich der Morgenhimmel mit einer Goldsonne Licht ohne Schatten verhieß, hätte die Situation im Hause Seichtem kaum trüber sein können. Er war wie so oft in den letzten Jahren am Vormittag von einer Sauf- und Bumstour heimgekehrt, noch halb angetrunken, jedoch die ersten Auswirkungen des Katers bereits spürend. Erschöpft und von leichtem Schwindel gepeinigt, fühlte er sich wie das Fleisch gewordene Elend und sehnte sich nach Schlaf. Nutzlose Fragen, warum er derartige Ausflüge bis zum bitteren Ende betreiben mußte oder wann dieser Hunger nach Ausschweifung je gestillt sein würde, schwirrten im Hintergrund seines schummerigen Bewußtseins, ohne daß er mit klärenden Antworten tatsächlich rechnete.

Schon als er zur Tür hereingewankt kam, brach der Krieg aus. Ida erwartete ihn in der Küche mit einer Miene, die den Gemütszustand einer Stange Dynamit verriet, die Lunte abgebrannt bis zum letzten Zentimeter. Ali wollte darauf mit jener abwehrenden Handbewegung reagieren, die Filmopfer bei »Nicht schießen!« verwenden, weil er sich für einen Ehekrach einfach zu krank fühlte. Doch da kam es auch schon zur Explosion.

»Da kommt ja der Hurenbock!« schrie Ida. »Nein, er torkelt!«

»Nicht vor dem Kind«, sagte Ali leise, ging zur Spüle und schenkte sich in ein benutztes Glas Wasser aus dem Hahn ein. Immer mußte sie dieses Haßfeuerwerk vor

Patrick abschießen, obwohl sie ganz genau wußte, daß sich ein zweijähriges Kind für die Rolle des Schiedsrichters zwischen Mama und Papa kaum eignete. Es vermochte die mächtigste Trumpfkarte der Erwachsenen, nämlich den Liebesentzug beim Fehlverhalten der einen oder des anderen nicht auszuspielen. Später, viel, so sinnlos viel später, als alles Analysieren so viel Gewinn brachte wie die endgültige Erkenntnis über den Untergang der Dinosaurier, sah er ein, daß die Gefühlsgeißelnahme des Kindes für Ida die einzige Waffe gegen seinen Abschied auf Raten war. Aber das Wort Waffe war in diesem Zusammenhang eigentlich falsch gewählt, es war eher ein Schrei der Hilflosigkeit im buchstäblichen Sinne.

Der kleine Patrick stand zu ihren Füßen und lächelte ihn trotzdem an. Für ihn war Papa wie Sonne, Mond und Sterne, seine kleine reale Welt. In dieser Welt regierte allein die bedingungslose Liebe zu den Eltern, gleichgültig, welche Moralvorstellungen diese auch vertraten und was für Schandtaten sie auch begingen. Und als Ali dieses unschuldige Lächeln sah, da brachen die Schuldgefühle über ihn herein wie schlagartig einsetzende Kopfschmerzen. Patrick war ein Blondschoopf, genau wie er selber einer gewesen war, bis im Vorschulalter diese tiefschwarzen, glänzenden Haare von seinem Haupt Besitz ergriffen hatten. Doch die tiefblauen Augen, die in dem unschuldigen, kleinen Gesicht noch intensiver strahlten als seine, die würden bleiben, das wußte Ali. Stets umspielte ein Schalk sein zartes Gesicht, er besaß Humor, das stand außer Zweifel, und er hatte so eine selbstironische Art einen mit nur einer hochgezogenen Augenbraue von unten anzuschauen, wenn man ihn verulkte und er es merkte. Aber vor allem waren es die Liebe und Zärtlichkeit, die er mit sich trug wie ein Magnetfeld, die den Kern seines

Wesens ausmachten und von deren Anziehungskraft Ali immer gefangen sein würde.

Patrick war ein Wunschkind auf Umwegen. Daß in ihrer Welt des Erfolgs und des Überflusses, die am augenfälligsten durch das Haus versinnbildlicht wurden, nur noch ein süßer Fratz fehlte, wurde nicht direkt ausgesprochen. Aber je länger der wunderbare Zustand andauerte, gar zur langweiligen Normalität verkam, fand man auch immer öfter Worte für das Verlangen. Zudem hörte Ida wohl immer vernehmlicher ihren biologischen Wecker rappeln, und, verdammt noch mal, was sprach eigentlich dagegen? Andere Künstler, schon gar Maler, hatten so viele Kinder, daß sie nicht einmal wußten, wie viele. Patrick schwebte also schon eine ganze Weile unsichtbar über ihren Köpfen, bevor Ida mit ihm schwanger wurde. Doch als sie dann schwanger wurde, flippte Ali vollends aus. Zwar freute er sich auf den Jungen, aber der Wunsch, die Karikatur eines Künstlerlebens nachzuholen, die Exzesse eines egomanen Genies, wurde in ihm übermächtig. Er verlor sich in Frauengeschichten, Alkohol und in unverhülltem Müßiggang. Manchmal blieb er tagelang weg, und wenn er zurückkam, fand er eine heulende, nicht mehr so ganz junge Schwangere heulend in einem mit sündhaft teuren Möbeln und Accessoires eingerichteten Wohnzimmer vor, was ihn derart deprimierte, daß er sich unverzüglich in den nächsten Exzeß stürzte. Von der Geburt seines Sohnes hatte er nach zwei Tagen erfahren, in den Armen einer Gelegenheitsnutte, welche die nervige Angewohnheit hatte, jeden Telefonanruf entgegenzunehmen, die Nase verstopft mit Koks. Danach wurde es besser, besser mit Patrick, denn er liebte diesen kleinen Kerl abgöttisch, auch wenn er die Drecksarbeit Ida überließ. Eigentlich gab er den Papa nur ab, wenn er eine kreative Phase durchmachte

und an das Haus gekettet war. Ansonsten rannte er atemlos dem Hirngespinnst des jede bürgerliche Konvention ignorierenden Künstlers hinterher, das auszuleben in seinen Jugendjahren nicht möglich gewesen war. Provinziell eben. Dadurch wurde sein Verhältnis zu Ida, inzwischen eine traurige Mutter, immer schlechter und schlechter, bis zum grausamen Schluß – bis Marokko, Marrakesch, den Souks ...

Patrick lächelte ihn an, begeistert über den seltenen Umstand, Papa wieder leibhaftig vor sich zu sehen. Er hielt mit beiden Händen den Roboter umklammert, den Ali ihm zu seinem zweiten Geburtstag geschenkt hatte. Es handelte sich um einen sehr großen, silberglänzenden Blechkameraden mit allerlei Extras. Er konnte seinen eckigen Kopf, in dem ein Gesicht mit Augen aus feuerfarbenen blinkenden Lämpchen und einem Schrift-Display-Mund prunkte, zur Gänze um die eigene Achse drehen. Klappen an seiner Panzerbrust öffneten sich automatisch, und zum Vorschein kamen mechanische Innereien mit stakkatohaft leuchtenden roten, gelben und blauen Lichtern. Dann fuhren Kanonen aus und vibrierten, während sie Schußgeräusche von Laserwaffen erzeugten. Auch sie pulsierten signalrot. Am besten aber waren die Bewegungen des Roboters. Er konnte gehen, zumindest imitierte er es leidlich. Er rollte den einen Fuß nach vorne, an dessen Ferse sich kleine Gummiräder versteckten, bremste und zog den anderen Fuß nach, bremste wiederum mit diesem und fing wieder von vorne an. Das Ganze sah zwar aus, als riskiere ein Invalide seine ersten Gehversuche in der Rehabilitationsklinik, aber immerhin! Dabei ließ er den Torso hin- und herschwenken und ruderte mit seinen Armen. Patrick war vernarrt in das Ding.

Der Roboter konnte auch sprechen. Ein Sprachchip aus

seinem Innern ließ mit einer metallisch röchelnden Stimme halbmartialische Botschaften verlauten. Halbmartialisch deshalb, weil die Hersteller wohl einen Kompromiß zwischen den mit der Kriegsspielzeugdiskussion vertrauten Eltern, die das Zeug ja schließlich kauften, und der kindlichen Aggression eingehen mußten. Ali hätte es nicht im mindesten gestört, wenn der Blechkamerad Patrick zum Serienkiller abgerichtet hätte. Was ihn jedoch wirklich zum Rasen brachte, so sehr, daß er schon mit dem Gedanken schwanger ging, den Roboter heimlich mit einem Baseballschläger in tausend Stücke zu zertrümmern, waren diese drei oder vier dumm-pathetischen Sprüche, die er immer und immer wieder von sich gab. Patrick konnte sich einfach nicht satt hören an dem Gequake. So langsam verstand er, daß man jemandem kein Brandeisen auf die Stirn zu drücken brauchte, um ihn der Folter zu unterziehen, sondern daß es vollkommen ausreichte, ihn ewig mit ein- und demselben Blödsinn zu berieseln. Im Traum erinnerte sich Ali an diese ärgerlichen Empfindungen, die aus heutiger Sicht so gegenstandslos erschienen wie Fürze in der Wüste. Aber an eins konnte er sich seltsamerweise nicht mehr erinnern: an das, was der Roboter nun tatsächlich immer und immer wieder gesagt hatte. Bisweilen schien es so, als läge es ihm auf der Zunge, doch im nächsten Moment war es wieder aussichtslos, den dröhnenden Spruch des Roboters jemals ins Gedächtnis zurückzurufen.

»Papa liebt uns nicht mehr, Patrick! Papa liebt jetzt andere Mamas und will mit ihnen andere Kinder machen! Papa ist ein Monster!«

In Idas verheultem Gesicht fochten Wut, Verzweiflung und Schmerz einen bitteren Kampf aus. Sie wußte nicht mehr weiter. Das dichte Geflecht aus Gefühlen zu einem

Mann, der seit Ewigkeiten das Zentrum ihres Lebens gebildet hatte, dem Wunsch, ein so wundervolles Kind wie Patrick in einer intakten Familie aufwachsen zu sehen, und dem Glauben, daß in solch einem Traumhaus das Glück einfach wohnen *mußte*, dieses vermeintlich dichte Geflecht, an dem sie lange geflochten hatte, schien sich nun unaufhaltsam aufzudröseln, bis am Ende gar nichts mehr übrigbleiben würde. Sie ertrank in Angst.

»Papa Monschter!« sagte Patrick und lachte weiter.

»Hör zu, Ida«, sagte Ali und wandte sich zum Gehen in Richtung Schlafzimmer, wo er, so Gott gnädig war, in einen Totenschlaf fallen durfte. Am liebsten hätte er sie gebeten, ihn gleich an Ort und Stelle bewußtlos zu schlagen, damit er diesen Zustand schneller erreichte. »Hör zu, Ida, ich möchte, daß wir uns wie zivilisierte Leute verhalten. Deshalb bitte ich dich, unsere Privatangelegenheiten nicht vor Patrick auszutragen. Nicht wahr, Patrick, das willst du doch bestimmt auch nicht?«

»Papa Monschter!« antwortete Patrick wieder und kam zu ihm gelaufen. Er nahm ihm in die Arme und gab ihm einen Kuß. Als Dank spielte er mit seiner Nase.

»*Privatangelegenheiten?*« Ida lachte bitter. »Du meinst, das ist eine Sache zwischen uns beiden, zwischen dem großen Künstler und seiner Muse, eine Art künstlerische Meinungsverschiedenheit, das glaubst du wirklich, du Wichser? In welchem beschissenen Wölkenskuckucksheim wohnst du eigentlich! Wir sind eine Familie, ich bin deine Frau, du bist ein Vater, wir gehören alle zusammen, *wir drei* sind die Privatangelegenheit! Und du verrätst uns, du machst alles kaputt!«

Da war etwas dran. Doch er war nun einfach zu erledigt, irgendwie auch zu weitsichtig, um Ich-bereue!-Manifeste anzustimmen. Vor seinem geistigen Auge erschien der

blondbehaarte Schlitz, den er noch vor ein paar Stunden wie ein tollwütiges Tier bearbeitet hatte. Gleichgültig, was er nun sagte, er würde es doch wieder tun. Das wußte er.

»Wie dem auch sei, ich bin jetzt müde, Ida. Wir können die Sache später diskutieren, wenn ich ein paar Stunden geschlafen habe.«

»Diskutieren! Ein paar Stunden schlafen! Glaubst du, es geht hier um die Auslegung einer blöden Theorie? Erstens habe ich von Diskussionen die Nase voll. Und zweitens wirst du jetzt nicht schlafen. Du wirst *jetzt* mit deinem Kind, deinem wunderbaren, schlauen Kind einen Spaziergang machen!«

»Warum? Als Strafe?«

»Nein, Ali, nein, ich bin nicht so primitiv wie die Huren, die es mit dir deines Ruhmes und Geldes wegen treiben. Ich bin deine Ida, schon vergessen? Du wirst mit Patrick jetzt einen Spaziergang machen, weil jeder wahre Vater bei so einem Prachtwetter mit seinem Kind einen kleinen Spaziergang macht oder zum Spielplatz geht. Vor allem aber wirst du den Spaziergang machen, weil dein Sohn dich schon seit zwei Tagen nicht mehr gesehen hat. Er hat dich vermißt. So einfach ist das! Entweder du tust es, oder wir beide sind nicht mehr hier, wenn du wieder aufwachst.«

Die sogenannte Schuldfrage ... Wenn ein Kind starb, tauchte immer sogleich die Schuldfrage auf. Wer war schuld? Irgendwer *mußte* doch schuld sein, irgendwer *mußte* der Böse sein. Als sei das Leben ein amerikanischer Justizthriller, an dessen Ende die Geschworenen alle Schuld dem bösen Konzern geben und ihn zu hundert Millionen Dollar Schadenersatz verurteilen. Damit ist dann alles erledigt und die Schuld einfach aus der Welt. Wenngleich Ali sich dieser Täuschung bewußt war, sagte

er dennoch vor den imaginären Geschworenen in seinem dokumentarischen Traum aus, daß Ida die Hälfte der Schuld an der Katastrophe trug. Sie hatte ihn gezwungen, mit Patrick spazierenzugehen, obwohl sie über seinen Zustand genau Bescheid gewußt hatte.

»Sind die Geschworenen zu einem Urteil gekommen?«

Er zog mit seinem Sohn einfach los, über zufällige Straßen, in Richtung der Parkanlage am Fluß. Patrick war immer noch vollauf mit seinem Roboter beschäftigt, den er mal gehen, mal seine Sprüche aufsagen ließ. Ali folgte ihm mit der Konzentration eines Schlafwandlers. Das Sonnenlicht ertränkte alle Konturen, verlieh jedem Haus, jedem Gegenstand und jedem Passanten eine Korona, so daß alles vor seinen müden Augen in einem Meer aus Helligkeit und Unschärfe versank. Die Hitze setzte ihm zusätzlich zu und lahmte seine Wahrnehmungsfähigkeit. Sie erreichten die Innenstadt, eine belebte Straße. Sie erstreckte sich entlang einer ausladenden Kurve über mehrere große Geschäftsgebäude hinweg. In der Mitte der Fahrbahn befanden sich Straßenbahnschienen, die den Fluß des Autoverkehrs an den Seiten beeinträchtigten. Ali wurde erneut von Schwindel erfaßt, und er spürte das leise Branden einer Übelkeit. Selbsthaß, Hoffnungslosigkeit und eine erste Ahnung von etwas Schrecklichem schlugen über ihm zusammen wie eine gigantische Welle. Jetzt war es ihm vollkommen egal, womit Ida ihm gedroht hatte, sobald ein Taxi auftauchte, würde er mit Patrick wieder zurück nach Hause fahren.

Er lehnte sich gegen eine Straßenlaterne und steckte sich eine Zigarette an. Obwohl er genau wußte, daß das wirklich die falscheste Medizin gegen die Übelkeit war, fiel ihm nichts Gescheiteres ein. Dabei sinnierte er über verschiedene Zukunftsalternativen seines desolaten Lebens. Alternative Nummer 1: Scheidung! Wer war

heutzutage schon so lange verheiratet wie er? Ali jedenfalls kannte niemanden. Aber wieso sollte er das tun? Was würde ihn bei der nächsten (selbstredend jüngeren) Frau schon so Großartiges erwarten? Eine Wiederholung der vorherigen Historie, vielleicht sogar mit weniger Würze! Außerdem liebte er Ida ja immer noch, auch wenn die Unterleibsgymnastik mit ihr inzwischen so aufregend war wie das Zerstampfen von Weintrauben im Lesefaß. Alternative Nummer 2: weniger saufen, weniger fremdgehen, vor allem diskreter, und sich mehr um den Kleinen kümmern. War er imstande dazu? Wenn er sich einen Schnappschuß von seinem augenblicklichen Zustand vorstellte, wohl kaum! Alternative 3: in der Tradition cooler Künstler – der unverwüstliche Picasso kam ihm wieder in den Sinn – allen Ärger an sich abprallen lassen, einfach weitermachen wie bisher, sich ausschließlich auf die Kunst und das Geld konzentrieren und ...

Seichtens krause Entscheidungsfindung wurde jäh von einer Beobachtung unterbrochen. Der Roboter überquerte gerade die Straße. Es war ein drolliger Anblick, wie er in seinem Invalidengang tapfer über die Fahrbahn stakste und bereits eine gute Strecke hinter sich gelassen hatte. Ali hatte während des Grübeins über seine tausend Sorgen gar nicht gemerkt, daß Patrick ihn schon vor einer Weile vom Bordstein heruntergesetzt hatte. Der Blechkamerad, dessen penetrante Metallstimme durch die ganze Straße hallte, hatte Glück. Denn zufällig fuhr gerade kein einziger Wagen vorbei. Es hatte schon etwas Gespenstisches, wie leer die Straße plötzlich war. Sogar die Anzahl der Passanten hatte sich mysteriöserweise auf ein paar Gestalten reduziert, die wie verhuschte Schatten wirkten, ja, die eher reinen Bewegungsabstraktionen glichen als sich fortbewegenden Menschen. »Ein zweijähriges Kind bei dichtem Verkehr aus den Augen zu lassen ist Mord«,

hatte Ida ihm seit damals immer wieder vorgeworfen. Aber so war es ja nie gewesen. Und nicht nur das. Ali hatte mit einem Mal das Gefühl, als würde ein Tonfilter sämtliche Geräusche aus der Straße wegsaugen, als verwandele sich der ganze Ort in ein Vakuum. Bis auf den pathetischsten Spruch des Roboters. Der war noch zu hören, und wie er zu hören war, laut und deutlich, geradezu dröhnend und unter Hall, nur dieser eine Satz, immer und immer wieder dieser eine Satz, unter der strahlenden Sonne, in der Hitze ...

Muß wohl den kleinen Kerl retten, bevor ihn ein Ford oder ein Mercedes unter seinen Reifen zum Schweigen bringt, dachte Seichem und schmunzelte innerlich. Patrick wäre untröstlich gewesen, so sehr, daß die Eltern mindestens drei Tage lang therapeutischen Notdienst hätten verrichten müssen, um ihn den Verlust vergessen zu machen. In diese Überlegungen brach plötzlich ein anderes Geräusch hinein. Hart und quietschend und *mächtig, sehr mächtig*. Ebenfalls ein Metallgeräusch.

Ali blickte nach links in Richtung des Geräusches und sah eine über und über mit Graffiti besprühte Straßenbahn mit enormem Tempo um die Kurve kommen! Dann ein rascher Blick auf den Roboter. Er hatte die Straßenbahnschienen erreicht. Sein rechter Fuß verhakte sich in der Rille der Schiene; er kippte nach vorn, fiel jedoch nicht um, sondern zappelte aufrecht in einer diagonalen Stellung. Der linke Fuß und die Arme arbeiteten unbeirrt weiter, so daß der Eindruck entstand, ein riesiges Insekt habe sich unglücklich verfangen. Ali riß sich herum und gewährte voll Entsetzen, daß die Straßenbahn in der Zwischenzeit eine weite Distanz zurückgelegt hatte und sich nun nur noch etwa fünfzehn Schritte von dem Roboter entfernt befand. Seine Hoffnung, der Fahrer möge die Situation rechtzeitig

erkennen und eine Vollbremsung tätigen, zerschlug sich. Denn hinter der Frontscheibe sah man ihn, halb abgewandt, in einem Gespräch mit einer alten Frau vertieft.

Da preschte Patrick auf die Fahrbahn vor, um dem Blechkameraden zu Hilfe zu eilen!

Und da ... ja, genau in diesem Moment schoß die Langsamkeit in Alis Glieder wie der rabenschwarze Strahl eines Tintenfisches, und er verwandelte sich in einen Taucher, einen Taucher allerdings, der nicht sechs Meter unter dem Wasser schwamm, sondern tausend! Wie in einem Eisblock eingefroren, starr und atemlos, sah er, wie Patrick, der gerade noch neben ihm gestanden hatte, vom Bürgersteig auf die Straße sprang und auf die Schienen zurannte. Er reagierte, setzte sich sofort in Bewegung und lief seinem Sohn hinterher, doch die Langsamkeit, die er sich gleich einer unheilbaren Krankheit in Marokko eingefangen zu haben glaubte, lahmte seine Bewegungen. Er kam sich vor, wie tief, tief unter Wasser, alles, was er tat, lief wie in Zeitlupe ab und schien der Zeit um ihn herum hinterherzuhinken, und sogar seine Schreie, Patrick! Patrick! Patrick!, hörten sich gedehnt und mehrere Oktaven zu tief an.

Ali sah sich selbst, wie er seinem Sohn nachjagte, und ganz hinten den Roboter, der in der Schienenritze eingeklemmt hing und seinem lustigen Bewegungstrieb trotzdem freien Lauf ließ, mit den Armen ruderte, seine Laserkanonen ausfuhr und seinen Spruch verkündete, als wäre nichts geschehen. Und für den Bruchteil einer Sekunde schoß es ihm durch den Kopf, daß er seine Karriere genau dieser Situation verdankte, nämlich einem Straßenbahnglück. Das Gemälde der angefahrenen jungen Frau hatte ihn erst berühmt gemacht. Abraham aus der Bibel kam ihm daraufhin in den Sinn, jener Abraham,

der bedingungslos erfüllte, was Gott ihm auftrug, der sogar seinen eigenen Sohn Isaak opfern wollte, als er es von ihm verlangte. *Sein* Gott hatte immer Ich geheißen! Ich, der große Künstler, Ich, der Bonvivant, Ich, den man gefälligst verschonen mochte mit dem spießigen Familienkram. Und so wie es schien, sollte nun Patrick zu seinem Isaak werden, dem sinnlosen Opfer für den selbstgefälligen Gott.

Der Straßenbahnfahrer wandte sich jetzt wieder nach vorne. Das registrierte Ali mit einem Seitenblick, während er in seiner Blase aus Langsamkeit um das Leben seines Sohnes rannte. Man konnte es dem bestürzten Gesichtsausdruck des Mannes ablesen, daß er nun schlagartig die drohende Katastrophe erfaßte, das Kind, das ihm vor das Fahrzeug lief, den hinter ihm herhechelnden Vater und das Spielzeug in der Schiene, die Ursache des sich anbahnenden Unglücks. Endlich betätigte er die Bremse. Das ohrenbetäubende Kreischen der abrupt blockierten Stahlräder ertönte, aus deren Reibflächen Funken sprühten. Doch es war zu spät!

Patrick hatte den Roboter inzwischen erreicht. Er stand genau in der Mitte der Schiene und kniete sich zu seinem zappelnden Liebling. Mit einem Mal begriff Ali, daß er ihn nur durch einen Gewaltakt vor dem sicheren Tod retten konnte. Er befand sich nur mehr zwei Armeslängen von ihm entfernt, die Straßenbahn vielleicht vier. Es war unmöglich, ihn noch im letzten Augenblick zurückzureißen. Deshalb mußte er ihm einen Stoß auf den Rücken versetzen, einen derart wuchtigen Stoß, daß er auf die andere Seite der Schienen flog. Es war eine gute Idee, und er sah sogleich seinen langsamen rechten Arm emporgehen, sich Patricks Rücken nähern, der zum Greifen nahe war, es trennten ihn nur noch ein paar Zentimeter davon, danach immer näher und näher, jetzt

spürte er ihn auch schon, es war so gut wie vollbracht ...

Aber dann passierte etwas Schreckliches, etwas so Schreckliches, daß man es kaum in Worte fassen konnte. Es passierte etwas zusätzlich Schreckliches, noch schrecklicher als der Tod des eigenen Kindes. Etwas, was er Ida immer verschwiegen hatte, jahrelang. Vielleicht sollte er es ihr erzählen, nachdem er aufgewacht war, denn daß er jetzt noch träumte, war ihm seltsamerweise durchaus bewußt. Nein, er wollte es doch lieber für sich behalten, er konnte es nicht, es war unmöglich. Er begann wieder zu weinen. Und sogar im Traum spürte er die tausend heißen Tränen, die über sein schlafendes Gesicht rannen, so viele Tränen, die er wohl nur bei seiner Geburt vergossen hatte. Und dabei hörte er fortdauernd das, was er gehört hatte, als das unsagbare Schreckliche geschah:

ERDLINGE, ICH BRINGE EUCH DEN FRIEDEN!

Kapitel 13

Am nächsten Morgen passierten drei Dinge nahezu gleichzeitig. Ali wurde von aggressivem Telefonläuten aus dem Bett getrieben. Aus dem Schlaf gerissen wäre die unpassende Bezeichnung gewesen, denn er spürte, daß es schon neun Uhr vorbei sein mußte. Er hatte also genug geschlafen, um für einen aufreibenden Tag gewappnet zu sein. Der böse Traum geisterte natürlich immer noch vor seinem inneren Auge wie ein Spuk, der sich nicht vertreiben lassen wollte. Aber dann fiel ihm ein, daß er und seine Frau letzte Nacht drei Leute um die Ecke gebracht hatten und daß insofern das Jahre zurückliegende Grauen, verglichen damit, eine untergeordnete Rolle spielen mußte, daß es sich quasi darin auflöste.

Er fragte sich, ob er sich gestern auch zu einem derart schaurigen Verhalten hätte hinreißen lassen, wenn die gleichen meteorologischen Verhältnisse geherrscht hätten wie heute. Draußen nämlich, so war sein Eindruck, schien der anrückende Frühling eine Generalprobe zu veranstalten. Zu dem ungetrübten Sonnenschein des vorigen Nachmittags hatte sich jetzt auch eine Temperatur gesellt, die nur knapp unter der Frühlingswärme lag. Die düstere Atmosphäre der Mordnacht im Haus war restlos verfliegen. Die hohen Räume flirrten im Licht, Fensterscheiben und andere Glasteile warfen wilde Reflexionen an die Wände, und durch die geöffnete Türe des Wintergartens wehte eine laue Brise hinein. Ali wußte nicht, ob ein bißchen Schönwetter etwas so Ungeheuerliches wie das, was er und Ida getan hatten, verhindert hätte. Aber er spürte, wie ihm der vorzeitige Ausbruch des Lenzes in Verbindung mit dem lang

vermißten Gefühl »Mein Zuhause!« auf angenehme Weise aufs Gemüt zu schlagen begann. Plötzlich kam ihm die nächtliche Blutorgie nur noch wie eine Greuelgeschichte aus der Zeitung vor, mehr noch, wie ein lächerlicher Horrorfilm, der mit seiner realen Welt nicht das geringste gemein hatte. Es war unglaublich, wie flott er verdrängen konnte und zu den alten Strukturen zurückfand. Er erkannte dies, bereute und schwor sich abermals: Das war das letzte Mal!

Unterwegs vom provisorischen Schlaflager zum Telefon im Berliner Zimmer, schnappte er sich Hose und Hemd vom Fußboden und begann sich im Gehen anzuziehen. Dabei drangen ihm verheißungsvolle Gerüche in die Nase. Das Aroma von frisch gebrühtem Kaffee, von Rühreiern mit Speck, ja sogar aufgebackenen Baguettes schwebte aus der Küche in den Rest des Hauses. Gleich einem Heer von unsichtbaren Dienstmädchen, die den zurückgekehrten Gutsherrn willkommen heißen, schoß es ihm durch den Kopf, und er schmunzelte. So wie es schien, plagte sich Ida, die praktische Ida, im Gegensatz zu ihm nicht mit Reflexionen über Schuld und Sühne herum und war gleich zur Tagesordnung übergegangen. Nicht einmal das Telefongeklingel schien sie aus der Ruhe zu bringen. Und was sollte er sagen, diese aromatischen Leckereien in seiner sonnendurchfluteten Edelküche zu verzehren reizte ihn jetzt auch mehr als eine finstere Meditation über diejenigen, die am Ende des Gartens unter der Erde langsam verwesten.

Der Heißhunger nach dem Frühstück wurde in ihm während der kurzen Strecke so übermächtig, daß er schon den Anrufer innerlich verfluchte. Dabei ging ihm plötzlich auf, weshalb der junge Ali gestern Nacht keinen Notruf abgeschickt hatte. Er konnte sich nun erinnern, daß die Leitung erst einen Tag nach dem Einzug von der

Telefongesellschaft freigeschaltet worden war. Das Ding war gestern tot gewesen.

Das schnurlose Gerät stand auf dem kleinen, runden Mosaiktisch, den sie von der alten Wohnung mitgebracht hatten. Später sollten sich im Haus fünf Telefonstationen befinden, wie es sich für einen so noblen Haushalt gehörte. Ali kam mit halb hochgezogener Hose und nur einem Arm im Hemd an den Tisch, hob ab und meldete sich mit seinem Namen.

»Hey, du Killer!« brüllte es durch den Hörer zurück. Eine hämische, äußerst bedrohliche, männliche Stimme.

Das Frühstück, das Ali noch nicht einmal zu sich genommen hatte, verursachte ihm augenblicklich Übelkeit. Jedenfalls der Geruch davon, der eine Sekunde zuvor noch so verlockend gewesen war. Eine Hitzewallung bemächtigte sich in Lichtgeschwindigkeit seines Körpers, seine nur halbverhüllten Beine drohten einzuknicken, als hätte ihm jemand einen Schlag in die Kniekehlen versetzt. Es war schlimm, sehr, sehr schlimm. Denn jemand hatte letzte Nacht die fröhliche Schlachtereier doch heimlich beobachtet und wollte ihn damit jetzt entweder erpressen oder sich noch einen garstigen Spaß gönnen, bevor er die Polizei verständigte. Was sollte er tun? Ihm für sein Schweigen ebenfalls eine obszön hohe Summe anbieten, Geld, das er nicht besaß? Vielleicht konnte man sich bei einer zum Schein inszenierten Geldübergabe wieder mit einer rostigen Hacke behelfen. Es war wie verhext! Zu dem Entsetzen über das Ertapptsein kam nun auch die Wut hinzu, kochende Wut darüber, daß ihm der reibungslose Übergang in die glückliche Vergangenheit einfach nicht gelingen wollte, daß ihm dabei andauernd von irgendwelchen Idioten Steine in den Weg gelegt wurden. Er fragte sich allen Ernstes, wie Menschen nur so niederträchtig sein konnten.

»Hey, du Killer!« schrie der Fremde am anderen Ende der Leitung wiederholt, weil Ali wohl zu lange geschwiegen hatte.

Plötzlich pulsierte etwas in seinen Schaltkreisen, sehr schwach zwar, aber anregend genug, um eine gemächliche Kettenreaktion von Erinnerungsimpulsen in Bewegung zu setzen. Anfangs entsann er sich nur an Satzschnipsel: »Hey, du Killer, hast dich wohl endgültig zum Olymp der Pinselschwinger hochgemogelt! Bleibst aber trotzdem der alte Wichser! ...«, »Killer, laß uns einen heben gehen. Aber du bezahlst. Ich will mir die Peinlichkeit ersparen, einem Millionär den Schnaps zu spendieren ...«, »Hey, du Killer, hab 'ne Alte gefickt, die solltest du auch unbedingt ausprobieren ...« Langsam bekam »Hey, du Killer« ein Gesicht. Und zu den für immer aus dem Gedächtnis gelöscht geglaubten Bildern gesellten sich langsam ambivalente Gefühle. Ein in der Tat bizarrer Emotionswirrwarr: Abneigung und Hingezogenheit, Selbsthaß, weil er ausgerechnet die Gesellschaft eines Kotzbrockens gesucht hatte, und nicht zuletzt undeutliche Momentaufnahmen des Vollrausches. Ali kannte die Stimme, obgleich sie aus einer Vergangenheit zu ihm drang, die ferner schien als das versunkene Atlantis. »Killer!« So hatte ihn nur einer genannt: Hardy Link. War der nicht schon längst tot? Aber nein, damals, das heißt heute, im Jahre 1991, lebte er ja noch. Gestorben war er erst ein paar Jahre später, vielleicht irgendwann um '95. Und er war auch nicht einfach sanft entschlafen, so sang- und klanglos, sondern er war genauso gestorben, wie er gelebt hatte, irgendwie widerlich und mit großem Tamtam. Glaubte er sich jedenfalls zu erinnern.

Ali konnte sich nicht so recht entscheiden, ob er sich von dem Schock, aufgefliegen zu sein, überhaupt erholen sollte. Denn Links Wiederauferstehung brachte ihn nicht

weniger aus der Fassung. Der Kerl hatte ihm so dringend gefehlt wie eine untertellergroße Warze am Hintern. Nun fiel es ihm wieder ein. Er nahm es diesmal etwas gelassener als beim Auftauchen Bibos hin, daß sein alter Schädelkasten diese Begebenheit komplett verdrängt hatte. Schließlich waren zehn Jahre wirklich eine lange Zeit. Aber inzwischen stand die Erinnerung, klar und deutlich wie ein aufgeschlagenes Buch. Ja, Hardy hatte ihn einen Tag nach dem Einzug am Morgen angerufen. Allerdings hatte er ihn da nicht aus dem Schlaf geklingelt, weil er schon früher auf den Beinen gewesen war, und Ali hatte sich weder den Anlaß des Anrufs gemerkt noch seinen Inhalt.

»Selber Killer«, antwortete er zögerlich. Offen gesagt, wußte er nicht, worüber er sich mit einem Toten unterhalten sollte. Er war seinerzeit froh darüber gewesen, daß dieses peinliche Kapitel in seinem Leben endlich abgeschlossen war. »Mensch, daß du noch mal anrufst. Nach all den Jahr ...«

»Ja, ja, nach all den Jahren, am Arsch hängt der Hammer! Warum hast du dich nicht gemeldet, du Killer? Wir hatten doch vorgestern abgemacht, daß du Bericht erstattest, wie es sich in einem Protzkasten so weilt. Bist jetzt wohl was Besseres und kennst deine alten Freunde nicht mehr. Scheiß drauf! Übrigens, die drei Tanten an dem Abend in ›Erlösung‹ scheinen sehr willig zu sein. Eine von denen, die Blonde, rief bei mir an und erkundigte sich nach dir. Vielleicht können wir zusammen einen flotten Fünfer ...«

Hardy Link, Hardy Link, der verdammte, schmutzige Hardy Link! Er traf doch immer wieder einen Nerv in ihm – auch wenn er ihn am liebsten abgetötet hätte. Link war ebenfalls ein Maler, allerdings ein echt provinzieller, denn er malte ausschließlich Impressionen aus der heimischen

Provinz. Obendrein in einem karikaturhaft impressionistischen Stil, bei dem man sich oft fragte, ob der Künstler seine Mittelmäßigkeit nicht hinter groben Farbtupfern und Strichen verbarg. Immer wenn es konkret wurde, zum Beispiel bei der Ausarbeitung eines Gesichts, intensivierte sich diese Technik. Entscheidend war jedenfalls, daß Hardy von Anfang an von seiner Produktion gelebt hatte und daß sie sich zu dem Zeitpunkt kennengelernt hatten, als Ali noch von Luft und Liebe und von Ida lebte. Link stellte pro Woche exakt ein Gemälde fertig mit Motiven wie dem Brunnen vor dem alten Rathaus oder dem Fluß aus der Perspektive des Aussichtsturms für Touristen, und es war kein Kunststück, für derlei Idyllen ausgemachte Kunstkenner an Käufern zu finden. Hardy war es einerlei, denn er hatte nie einen Hehl daraus gemacht, daß sein Beruf wirklich das Allerletzte war, was ihn interessierte. Sein wahres Interesse galt den Damen, solchen, die bereits nach einer halben Stunde erkennen ließen, daß sie bei der Begleichung der Rechnung für ein Abendessen all die Dinge mit sich machen lassen würden, die der Mann von Welt aus Pornofilmen kennt. Aber sein primäres Interesse, noch vor der Damenwelt, galt dem Alkohol. Und zwar nicht im grenzkriminellen Ausmaß, wie es bei Ali der Fall war, sondern eher in einem märchenhaften. Für Hardy war Bier Wasser, Wein eine Art Bierschorle und Hochprozentiges erst der gemütliche Teil des Abends.

Der Kerl war ein Berufssäufer, danach kamen die Frauen, dann wohl die Unpäßlichkeiten, die mit diesen beiden Erregungszuständen einhergingen, und an letzter Stelle kam die Kunst. Oder was man dafür hielt.

Der untersetzte, oxsenköpfige Mann jenseits der Vierzig mit einem wahren Globus an Säuerbauch und einem Hang zu schwarzen Anzügen aus Cordstoff stellte

ein physiologisches Wunder dar. Nicht nur, daß er bei seiner selbstzerstörerischen Lebensweise noch nicht das Zeitliche gesegnet hatte, sondern daß er so lebte, als verberge sich irgendwo in seinem Innern eine Ersatzbatterie, die ihm bärenartige Kräfte verlieh. Überhaupt besaß er den Charme eines zotteligen alten Bären, eines Bären allerdings, der ungemütlich werden konnte, wenn man ihm in der Annahme, einen hilflosen Trinker vor sich zu haben, krumm kam. Seine mit ordinären Spottkaskaden beginnenden Gewaltausbrüche waren legendär. Sein Vorstrafenregister, das fast ausschließlich Kneipenschlägereien auflistete, trug er wie eine Ordenssammlung mit geschwellter Brust vor sich her. Und natürlich, das verstand sich ja für einen Maler von selbst, trug er auch noch eine Baskenmütze.

Blieb die eine Frage, die niemand so recht beantworten konnte: Weshalb, um alles in der Welt, blieb ein so gefeierter und steinreicher Maler wie Alfred Seichem mit solch einem talentfreien Saufbold befreundet und schlug sich mit ihm regelmäßig die Nächte um die Ohren, obwohl beide sowohl menschlich als auch künstlerisch Welten trennten? Die simple Antwort kannte allein Ali, und er hielt sie sogar vor sich selbst meist geheim: Der große Seichem besaß keine anderen Freunde, und schon gar keine, die Künstler waren. Der Erfolg hatte nicht dazu geführt, daß sich sein ohnehin kaum vorhandener Bekanntenkreis vergrößerte, sondern im Gegenteil, die Beinsteller und die Neider waren auf den Plan getreten und hatten ihn ihre Mißgunst spüren lassen, indem sie sich demonstrativ von ihm fernhielten. Freilich handelte es sich auch bei Link um einen ausgewachsenen Neidhammel, Neid war sogar seine hervorstechendste Charaktereigenschaft. Aber in diesem unverhohlenen Neid schwang auch Faszination um den Saufkumpan mit, ein

verdrießliches Aufschauen zum Sieger, letzten Endes auch Bewunderung. Ali und Hardy, eine Freundschaft zwischen zwei Männern, die sich eigentlich gegenseitig nicht ausstehen konnten.

Und irgendwann war der gute alte Hardy also tot. Man sprach von einer Kombination aus Unfall und Selbstmord, das heißt einem vom Opfer unbewußt selbst herbeigeführten Unglück. Motiv: Säuerwahn oder Säuerblues oder was auch immer. Der Vorfall hatte zu jener Zeit für einiges Aufsehen gesorgt, weil die Todesart so kurios gewesen war. Ein paar Fernsehkanäle hatten sogar darüber berichtet. Aber das Kurioseste daran: Ali hatte es vollkommen vergessen. Ja, es klang absurd, doch Ali konnte sich nun beim besten Willen nicht mehr erinnern, wie der Scheißkerl genau ins Gras gebissen hatte. Von einer wieder mal durchzechten Nacht war damals die Rede gewesen, das wußte Ali noch, nach der Hardy allein den Heimweg angetreten hatte. Und dann ereignete sich diese merkwürdige Sache, die sogar lange Zeit für Schlagzeilen sorgte und an der der unberechenbare Bär schließlich starb. Laut Polizeibericht war eine Fremdeinwirkung ausgeschlossen. Entsprach das der Wahrheit? Nein, nicht ganz. Was den darauffolgenden Teil der Geschichte betraf, stand es mit Alis Erinnerungsvermögen nämlich hervorragend. Hardy Link war nicht gleich an Ort und Stelle gestorben. Er hatte in der Intensivstation noch eine kleine Ewigkeit im Koma gelegen, so lange, daß ihn die Außenwelt am Ende total vergaß. Vor allem und ziemlich schnell Ali. Und dann hatten sie ihn irgendwann »abgeschaltet«.

Nichtsdestotrotz hatte er ihn vorher im Krankenhaus besuchen müssen. *Müssen*, denn ausgerechnet Ida, die Hardy wegen ihrer häufigen gemeinsamen Saufgelage immer verflucht hatte, drängte ihn dazu. Ein Freund im

Koma war schließlich immer noch ein Freund, so ihre Betrachtungsweise, obwohl er das ein bißchen anders sah. So machte er sich nach der x-ten Ermahnung auf den Weg zum Krankenhaus, und sogar vor dem Eingang rang er noch eine halbe Stunde lang mit sich selbst, ob er diesen Gang überhaupt antreten sollte. Was nützte es einem Komapatienten, wenn man neben ihm stand und ihm im Geiste Trost zusprach? Hardy hätte sich über den Besuch allenfalls gefreut, wenn Ali in seine Infusionsflasche einen halben Liter Rum eingeschenkt hätte.

Als er schließlich in Erfahrung gebracht hatte, wo Hardy lag, wurde ihm gesagt, daß er die Intensivstation selbst nicht betreten durfte. Er konnte das ganze Elend seines Freundes in diesem schneeweißen Bett lediglich hinter einer breiten Trennscheibe aus dem Stationszimmer heraus in Augenschein nehmen. Man ließ ihn kurz allein, und er sah sich mit dem schockierendsten Anblick seines Lebens konfrontiert. Aus Hardy war eine Mumie geworden! Der gesamte Kopf war in Verbände eingewickelt, was so aussah, als sei er eine in Klopapier eingepackte Wassermelone. Enge Schlitze ließen die geschlossenen Augenlider nur erahnen. Aus dem Mundbereich wuchs ein dicker, geriffelter Sauerstoffschlauch deckenwärts, der den Eindruck vermittelte, als hinge der ganze Hardy daran wie ein Riesenbaby an einer Nuckelflasche. Überhaupt führten diverse Schläuche unterschiedlicher Durchmesser in seinen unter der Decke verborgenen Körper: Katheter, Infusionsschläuche, Drainagen, die seinen Körper am Leben hielten. Ein Heer von Instrumenten mit blinkenden Signallampen umlagerten ihn, Monitore, die Herzstrom- und Atmungsfrequenzkurven aufzeigten, Dauerbeatmungsgeräte und elektronische Apparate zur Regelung der Infusionszufuhr. Das alles wirkte so, als wäre Hardy der Hauptdarsteller in einem Stück, dessen

Zuschauer ausschließlich Roboter waren.

Gewiß, solcherlei morbide Betrachtungen waren für Ali nichts Neues. Handelte es sich doch bei seinen »Modellen« stets um schrecklich entstellte Tote. Dennoch machte es einen gewaltigen Unterschied, ob der aus dem Leben Scheidende ein Fremder war oder ein Puzzleteil des eigenen Lebens, in diesem Falle sogar ein recht bedeutendes Puzzleteil. »Menschen sind letztlich auch nicht so viel anders als Staubsauger, irgendwann bekommen sie eine Delle und sind dann kaputt.« Diese einstige Erkenntnis stimmte eben nicht mehr, wenn man den Kaputten vorher gekannt hatte. Dann berührte seine Kaputtheit zutiefst, ängstigte sogar, und Ali wußte auch, warum. Wenn der Tod einen Fremden erwischte, so glich das dem Kanonendonner aus weiter, weiter Ferne. Man war beunruhigt, aber nicht erschreckt. Doch wenn der Tod einen Menschen traf, der einem nahestand, so rückte er auch physisch näher, drohte plötzlich, auch bei einem selber vorbeizuschauen. Das Entsetzen beim Anblick des vertrauten Sterbenden beruhte deshalb weniger auf Mitleid, als vielmehr auf einer sehr egoistischen Angst um das eigene Leben.

Ali spürte, wie sich eine schwarze Wolke immer schwerer auf seine Seele legte, je länger er die Mumie anstarrte. Es war unmöglich, aus dieser Distanz festzustellen, ob sich Hardys Brustkorb hob und senkte, ob er noch atmete. Allein die zuckenden Linien und Kurven und die sich sekundlich verändernden Diagramme auf den Monitoren der Überlebensapparaturen und die leisen Piepser daraus zeugten davon, daß in ihm noch irgendeine Art von Leben schlummerte. Das Neonlicht machte aus dem Raum ein Zwischenreich, ein steriles Tableau aus Chrom und kalt funktionierender Elektronik, eine saubere, nüchterne Sache, bei der Gefühle keinen Platz hatten. Und

doch brach ein gewaltiges Gefühl wie ein heißer Strahl in Alis Bewußtsein: das Bewußtsein eines absoluten Endpunktes – ohne Aussicht auf Wiederkehr oder eine zweite Chance. »Das Leben geht weiter!« Von wegen. Für Hardy würde es nicht mehr weitergehen und für ihn selbst irgendwann auch nicht. Das waren die Tatsachen. Plötzlich erkannte er, welch eine herzlähmende Angst er vor dem Tod hatte, obwohl sein Publikum ihn wegen seiner Totenportraits für ziemlich abgebrüht halten mußte. Es ahnte ja nicht, daß die Todesangst seit er denken konnte das Leitmotiv seines Lebens gewesen war. Bei den Bildern mit den kaputten Gegenständen hatte es sich um eine erste Form der Verarbeitung dieser alles beherrschenden Angst gehandelt. Und mit den Totenbildern hatte er begonnen, als die Angst übermächtig wurde, ihm die Luft zum Atmen nahm. Das erkannte er jetzt. Es ging hier nicht um eine harmlose Neurose – die Todesangst war sein eigentlicher Kern, das, was ihn schon immer ausgemacht hatte. Und er glaubte spüren zu können, daß dies bei allen anderen auch der Fall war und daß sie mit Sprüchen wie »Ich habe keine Angst vor dem Tod, sondern vor dem Sterben« oder »Der Tod ist ein natürlicher Teil des Lebens« nur sich selbst beruhigen und nebenbei eine fadenscheinige Weisheit zum Ausdruck bringen wollten.

Ali begriff, daß er nicht einmal in der Lage war, seinem Saufkumpan auch nur im Geiste Trost zu sprechen. Das Ganze war von Anfang an eine idiotische Idee gewesen. Er hätte sich von Ida niemals zu diesem Besuch zwingen lassen dürfen. Er machte kehrt und wollte den Kontrollraum so schnell wie möglich verlassen ...

... Doch war da nicht diese eine kleine Bewegung gewesen? ...

Bevor er sich von der Scheibe abwandte, hatte er im

letzten Moment aus dem linken Augenwinkel eine Bewegung an Hardys neonbeschiedener Bettdecke wahrgenommen. Oder es sich eingebildet. Egal. Er würde jedenfalls unter keinen Umständen jetzt innehalten und einen Blick zurückwerfen. Er wollte dieses Fleisch gewordene Symbol seiner eigenen Angst nicht mehr sehen, mehr noch, er wollte es komplett aus dem Gedächtnis streichen, am effektivsten unter Zuhilfenahme einer ausreichenden Menge Alkohols, sobald er draußen die erstbeste Kneipe angesteuert hatte. Er ging zaghaften Schrittes weiter zur Tür, doch seine Beine schienen ihm nicht gehorchen zu wollen. Sie ignorierten die Befehlsimpulse aus seinem Gehirn, weil sie an deren Ernsthaftigkeit zweifelten. Ali wurde langsamer, machte schließlich halt, stand reglos da. Dann riß er sich herum und eilte zur Trennscheibe zurück.

Die Decke bewegte sich tatsächlich. Da, wo sich Hardys Arm verbarg, regte sich etwas, zunächst kaum wahrnehmbar, dann jedoch immer deutlicher. Ali schaute kurz zum bandagierten Kopf auf, aber dieser rührte sich nicht, sondern ruhte, am Sauerstoffschlauch wie an einem obszönen Blasinstrument hängend, ganz still auf dem Kissen. Nun plötzlich kam an der Längsseite der Bettdecke Hardys Hand zum Vorschein, sie glitt heraus wie eine bedächtige Schlange. Eine Kanüle steckte im Fleisch, verbunden mit einem sehr dünnen, eine rosa Flüssigkeit transportierenden Schlauch. Dann krümmten sich die Finger, und die Hand begann hochzufahren. Ali vermutete im ersten Augenblick, daß er das Opfer eines aufwendigen Aprilscherzes geworden sei. Hardys Unfall oder Selbstmord, die Berichterstattung darüber, diese ganze Intensivstationinszenierung, alles schien nur ein schlechter Scherz gewesen zu sein. Denn er glaubte, daß ihm sein ehemaliger Saukumpan das Fuckyou-Zeichen

entgegenstreckte. Gleich würde er vom Bett hochfahren, sich die Binde vom Kopf reißen und ihn brüllend auslachen. Trotzdem wollte keine humorige Stimmung in ihm aufkommen, im Gegenteil, ihm wurde immer gespenstischer zumute, und er bekam eine Gänsehaut. Er bemerkte nämlich allmählich, daß aus Hardys zur Faust geformten Hand eben nicht nur der Mittelfinger steil emporwuchs, sondern daran enganliegend auch der Zeigefinger. Eine Pistole, die zur Decke zielte.

Der Arm strebte wie von einer unsichtbaren Seilmechanik gesteuert in die Höhe, der Unterarm kerzengerade. Die Hand mit den zwei ausgestreckten Fingern sollte unverkennbar ein Zeichen sein. Es war ein seltsamer Anblick. Hardy wirkte nun wie ein Priester im Leichensack, der selbst in diesem Zustand die Nachwelt segnet. Ali kannte das Handsignal. Er redete sich ein, daß es ihm lediglich bekannt vorkam, aber in Wahrheit *kannte* er es! *Marokko, Marrakesch, die Souks, der alte, einäugige Krüppel, der ihn dorthin gelockt hatte, das finstere, stinkende Zimmer, das Mädchen mit den ozeangrünen, leuchtenden Augen auf der schmutzigen Pritsche ...* Dennoch konnte er damit nichts anfangen, weder wußte er, was es bedeutete, noch konnte er diesem Zeichen einen Namen geben. Eine Störung in seinem Schädel verhinderte den Kontakt zwischen den entsprechenden Nervenbahnen und machte es unmöglich, dem instinktiv Erkannten einen Sinn zu verleihen. Das befremdete ihn mehr als das Mysterium, daß jemand im Koma seinen Arm hochheben konnte. Was wollte Hardy ihm bloß sagen? Nur eins wußte er:

ETWAS SCHRECKLICHES IST GESCHEHEN!
ETWAS SCHRECKLICHES IST GESCHEHEN!
ETWAS SCHRECKLICHES IST GESCHEHEN!

Dann jedoch wurde ihm schlagartig der Aberwitz des Ereignisses bewußt, und er fand zu einer normalen Reaktion zurück. Er rannte aus dem Stationszimmer, schnappte sich auf dem Flur den ersten Weißkittel, der ihm über den Weg lief, und erklärte ihm den Sachverhalt. Aber als beide daraufhin das Krankenzimmer stürmten, zeigte Hardy nicht mehr zur Decke, und er bot auch keine geheimnisvollen Handsignale dar. Er hatte sich gänzlich in den dauerschlafenden Patienten zurückverwandelt, ohne eine einzige Regung, reglos wie ein Stein. Sogar die Bettdecke war wieder glattgestrichen. Nachdem der Arzt Hardy untersucht, die Aufzeichnungen des EKGs gemustert, alle Instrumente auf ihre Funktionstüchtigkeit hin überprüft und nichts Ungewöhnliches zu entdecken vermocht hatte, beäugte er Seichtem mit einer Mischung aus Sorge und Mißtrauen. Bevor er ihm auch noch ein psychologisches Gespräch andienen konnte, war Ali schon aus der Tür.

Er hatte sich später immer eingeredet, daß diese Begebenheit nichts gewesen wäre, worum man großes Aufhebens hätte machen müssen. Ja, im Laufe der Jahre hatte er die Sache in seiner Fälscherwerkstatt von Gedächtnis sogar solcherart verdreht, daß er am Ende tatsächlich glaubte, sie hätte nie stattgefunden. Aber in Wahrheit hatte sie stattgefunden! Und er hatte Ida nie davon erzählt. Eine wahrlich wunderliche Sache. Noch wunderlicher aber: Ali konnte sich sogar gegenwärtig, da er plötzlich wieder Hardys Stimme hörte, immer noch nicht der genauen Umstände von dessen Tod entsinnen. Obwohl er – wunderbar, äußerst wunderbar –, obwohl er darüber seinerzeit eine mehrere Gemälde umfassende Serie produziert hatte!

»... Vielleicht können wir zusammen einen flotten

Fünfer machen. Ist ja auch egal. Die Blonde hat jedenfalls einen Narren an dir gefressen. Wenn du auf solche Weiber aus der C-Liga überhaupt noch stehst. Wer weiß, unter einem Fotomodell tust du es ja ab jetzt vielleicht nicht mehr. Wie war die erste Nacht, du Killer?«

Nun lebte Hardy also wieder, schandmaulig wie eh und je, nichts ahnend von seinen künftigen Komaabenteuern. Ali überlegte, ob er sich ein bißchen dessen Sorgen annehmen sollte, damit er in ein paar Jahren nicht diesen komischen Selbstmord beging. Und beschloß, es zu lassen. Schon seine Telefonstimme widerte ihn an, wie sollte er da diesen Killermist noch weiter ertragen, geschweige denn sich auf den aussichtslosen Kampf einlassen, einen unheilbaren Alkoholiker zu therapieren? Er wollte Hardy am liebsten zum Teufel jagen, jeden Kontakt mit ihm abbrechen. Natürlich mußte er noch eine Weile den Schein wahren, so tun, als klinge die Freundschaft ganz langsam aus, damit seine Umgebung nicht stutzig wurde. Aber dann war wirklich Schluß!

Ali suchte nach einem Argument, das Gespräch, oder besser Hardys Monolog zu beenden. Da lieferte ihm der Zufall eins. Es klingelte an der Tür.

»Hör zu, Hardy, es klingelt gerade, und wir haben hier noch eine Menge zu tun, bis wir uns richtig eingerichtet haben. Vielleicht sollten wir später noch mal telefonieren. Sagen wir, Ende der Woche.«

Er hatte sich in der Zwischenzeit fast fertig angezogen, knöpfte nur noch mit einer Hand das Hemd zu und bewegte sich zur Tür.

»Ja, ja, Ende der Woche, am Arsch hängt der Hammer!« sagte Hardy, »deine Abnabelungsversuche entgehen mir nicht, daß du es nur weißt, du Killer. Aber laß es dir gesagt sein, ob armer Säufer oder reicher Säufer, wir

sehen alle ziemlich gleich aus, wenn wir in die Gosse kotzen! Übrigens, wann ist es denn soweit?«

Ali hatte keine Ahnung, wovon die Rede war. Er hatte inzwischen die Wohnungstür aufgeschlossen und ging durch das kleine Treppenhaus mit dem wundervollen Terrazzoboden zur Haustür. Aus dem Berliner Zimmer hinter sich hörte er erneutes Klingeln, diesmal etwas länger.

»Ich weiß nicht, was du meinst Hardy. Weder kapiere ich deine Anspielungen noch deine Frage, was wann soweit sein soll.«

»Sag bloß, die Einweihungsparty fällt ins Wasser! Also wenn du irgendwie vorhast, mich hintenrum auszuschließen, dann mach dich auf was gefaßt. Ich komme durchs Fenster reingekracht, das kann ich dir versprechen. Nur weil Ida mich nicht ausstehen kann und du über Nacht anscheinend auch nicht mehr, läßt sich ein Hardy Link nicht um sein Gratisgelage bringen!«

Er lachte ordinär.

Ali fiel es wieder ein. Die Einweihungsparty, das pompöse Fest zum Einzug in das Traumreich, das nun auch alle ihre Freunde und Bekannten besichtigen und bewundern durften. Er besaß eine vage Erinnerung an diese Feier und daran, daß Ida jedes Brötchen noch selber geschmiert und er jede Flasche eigenhändig entkorkt hatte. Jeder wollte das neue Haus sehen, und das Ehepaar Seichem wünschte sich nichts sehnlicher, als es auch jedem zu zeigen. Deshalb hatten sie schon Monate zuvor allen den Mund mit der Aussicht auf eine rauschende Einweihungsparty wäßrig gemacht. Nun jedoch war ihm die Zusammenrottung so vieler Leute am »Tatort« so willkommen wie eine polizeiliche Hausdurchsuchung. Am liebsten hätte er die Sache abgeblasen.

»Ach ja, die Einweihungsparty! Da siehst du mal, wie beschäftigt Ida und ich noch sind. Praktisch sind wir noch gar nicht richtig eingezogen. Das Feiern ist wirklich das letzte, woran wir momentan denken ...«

»Wann?«

Ali erreichte die Haustür. Dabei spürte er, wie Groll in ihm hochstieg. Was würde dieser penetrante Kerl eigentlich machen, wenn er ihm jetzt sagte, daß er sich zum Teufel scheren und ihn ein für allemal in Ruhe lassen solle? Vermutlich gar nichts.

»Laß mich mal überlegen. Also in der kommenden Woche ist es unmöglich. Aber danach werden wir uns wohl einigermaßen eingelebt haben. Sagen wir übernächstes Wochenende, nein, sagen wir Mai, ja, am 1. Mai, dann sind wir bestimmt wieder in Partylaune!«

Er verabschiedete sich abrupt und drückte ohne Hardys Abschiedsfloskel abzuwarten auf die Aus-Taste des Hörers. Er hatte das untrügliche Gefühl, daß die Festlegung eines Termins ein Fehler gewesen war. Eigentlich hatte er beabsichtigt, den ganzen Partyquatsch so lange vor sich herzuschieben, bis alle in Frage kommenden Gäste ihn wohl oder übel vergessen hätten. Aber nun würde es Hardy überall herumerzählen. Es gab kein Zurück mehr, er mußte die Party schmeißen, obwohl eine innere Stimme ihm mächtigen Ärger prophezeite. Doch darüber konnte er sich den Kopf ja noch in vier Wochen zerbrechen.

Als er nach der Türklinke griff, schellte es wieder. Er wußte bereits, wer vor der Tür stehen würde. Diese Erinnerung hatte sich in sein Gedächtnis so unauslöschlich eingraviert wie Messerkerben in einen Baum. Es würde Anton Wachs sein, »der rechte Nachbar«. Er würde mit einer Schale selbstgezogener Tomaten vor ihm stehen,

sein mildes Grandseigneur-Lächeln lächeln und ihm zum Einzug gratulieren. Daraufhin würde Ali ihn hereinbitten, mit Ida bekanntmachen, und dann würden sie auf gute Nachbarschaft gemeinsam einen Cognac trinken.

Alfred Seichthem öffnete die Tür.

Anton Wachs stand nicht vor ihm!

Sondern ein Typ, der einer nassen Ratte ähnelte. Seine Haare waren mit Gel glatt und in drallen Strähnen nach hinten gekämmt, und er trug eine Ray-Ban-Bomberpilot-Brille. Seinen ausgemergelten Körper schmückten allein ein Netzhemd, eine verwaschene, enganliegende, schwarze Jeans und ein wahres Album an Tätowierungen. An seiner Brust prunkte ein Kruzifix mit einem verschwenderisch und in Farbe blutenden Jesus. Er sah aus wie eine schlechte Imitation eines Latinos, schmierig und ziemlich heruntergekommen. Und Ali kannte ihn. Es handelte sich bei ihm um ein weiteres Mitglied der »Vierer Bande«. Obwohl Ali durch die dunklen Gläser nicht direkt in seine Augen sehen konnte, vermeinte er den Blick des Gegenübers in Worte übersetzen zu können. Sie lauteten: »Was hast du mit Bibi gemacht?«

Kapitel 14

Anton Wachs, der das rechts gelegene Nachbarhaus bewohnte, war um einige Millionen reicher als die Seichtems. Das schmucke, lindgrüne Gründerzeitgebäude, in dem er sich selten blicken ließ, gehörte zu einer Sammlung von mehreren Domizilen rund um die Welt. Da sah man es wieder, daß Kunst zwar in den Medien eine unverhältnismäßig große Aufmerksamkeit fand, doch unspektakuläre Berufe in der monetären Wirklichkeit immer noch die Nase vorn hatten. Wachs war Architekt und gab sich nur mit Großprojekten ab. Opernhäuser, Siedlungen mit mindestens hundert Wohnungen und Regierungsgebäude, sämtliche Aufträge von seiner eigenen Baufirma ausgeführt.

Man hätte jedoch dem flachsblonden Mittfünfziger, der mit seiner hünenhaften Gestalt und seinem zerklüfteten Felsengesicht einer Wagner-Oper entsprungen zu sein schien, Unrecht getan, wenn man ihn unter der Kategorie »kulturloser Raffzahn« verbucht hätte. Im Gegenteil. Wachs zeichnete sich als Kunstkenner und Genießer erster Güte aus. Er hatte viele Hobbys, in die er soviel Energie hineinsteckte, wie sie ein Normalsterblicher nicht einmal für seinen Hauptberuf aufgebracht hätte. Oldtimer zum Beispiel. Alfa Romeo 6C2300, BMW 326, Pontiac Typ CA6, er besaß die besten Stücke, die er mit eigenen Händen zusammenflickte und pflegte. Oder sogenanntes Urgemüse, Grünfutter, das kein Bauer mehr aufzog, weil es nicht ins wirtschaftliche Schema paßte. In seinem kleinen Landgut in der Toskana gediehen Gemüsesorten, die in der professionellen Landwirtschaft wegen ihrer »Ertragsinstabilität« schon vor fünfzig Jahren

ausgesondert worden waren. Anton Wachs kümmerte sich um Ausgestorbenes, beinahe Ausgestorbenes.

Das hieß aber nicht, daß es sich bei ihm um einen exzentrischen Zausel handelte, der in der Vergangenheit steckengeblieben war. Sein Baustil war modern oder postmodern, wie man das heutzutage nannte. Er konnte Lebemann sein und Eremit, der sich wochenlang in Büchern und klassischer Musik vergrub. Bei Frauen gab er den Charmeur alter Schule, bei Männern den verlässlichen Gefährten, der einem mit fundiertem Rat in kritischen Lebenslagen zur Seite stand. Alkohol war nicht seine Sache, doch wenn es sein mußte, konnte er einen unter den Tisch trinken. Man sprach davon, daß er verheiratet sei, jedoch getrennt lebe, dann hieß es wieder, er sei ein eingefleischter Junggeselle. Jedenfalls sah man in seinem Haus die elegantesten Schönheiten ein- und ausgehen, was bei den neugierigen Mitmenschen im Viertel eine Kombination aus Bewunderung und Neid erzeugte. Eigentlich war Anton Wachs der Mann, der Alfred Seichtem immer gern gewesen wäre: in sich ruhend, weltgewandt und liebenswürdig. Auch wenn ihn eine Aura des Geheimnisvollen umgab und auch wenn Ali soviel Perfektion bisweilen gehörig auf die Nerven ging, so stellte er für ihn das Sinnbild des Unerreichbaren dar.

Da gab es allerdings eine Kleinigkeit, welche die Erinnerung an den Vielbewunderten wenn nicht gerade trübte, so doch ab einem gewissen Punkt ins Nichts verdunsten ließ: Was war aus Anton Wachs eigentlich später geworden? Die Frage ließ sich nicht so leicht beantworten. Ali konnte sich entsinnen, daß sie in den ersten Jahren ihrer Nachbarschaft lebhaften Kontakt gepflegt hatten. Insbesondere Wachs' Gartenfeste im Sommer waren immer die Höhepunkte des Viertels gewesen. Das beste Essen und die erlesensten Weine

wurden in diesen rauschenden Nächten aufgetischt, namhafte Musiker engagiert, sogar Feuerschlucker und andere ausgefallene Darbietungen waren zu bewundern. In Alis Gedächtnis waren auch etliche der wechselseitigen Einladungen zum Abendessen haften geblieben, bei denen er vor lauter Schielen auf Wachs' stets neue, stets mindestens dreißig Jahre jüngere Begleitungen regelrechte Augenkrämpfe bekommen hatte.

Und dann? Was war dann passiert? Dann hatte er wohl etwas Besseres zu tun gehabt, als sich ständig dem Vergleich mit Mr. Perfect auszusetzen. Jedenfalls kam es ihm so vor. Denn Wachs verschwand irgendwann aus seiner Wahrnehmung, samt seiner legendären Sommerfeste. Er wußte nur nicht, ob diese unmerkliche Auflösung der nachbarlichen Vertrautheit tatsächlich an ihm und seiner katastrophalen Lebensweise gelegen hatte oder an Wachs selbst. Letzte Bilder fielen ihm wieder ein, Eindrücke vom einst so vertrauten Nachbarn, die er im Ausklang seiner hiesigen Wohnzeit nur en passant registriert hatte: die stets geschlossenen Fensterläden an Wachs' Haus und die atonale, gespenstische Zwölftonmusik Arnold Schönbergs, die manchmal in der Nacht daraus drang. Einmal sah er ihn, wie er das Haus verließ und in eine schwarze Limousine stieg, deren Tür ihm von innen geöffnet wurde. Er ging gebückt und schleppend, als sei er krank, keine Spur mehr von dem Tausendsassa zwischen Fußballstadien-Bauten, Oldtimer-Rallyes rund um die Welt und »echt« schmeckenden Tomaten. Und ein anderes Mal erblickte er ihn im Garten und winkte ihm grüßend über die niedrige Mauer hinweg zu. Doch der Gegrüßte nahm keine Notiz davon und starrte nur mit aufgerissenen Augen zum Himmel, als würde daraus jeden Augenblick der Heiland entsteigen. An zwei Dinge erinnerte sich Ali allerdings glasklar.

Anton Wachs hatte Ida und ihm weder sein Beileid zu Patricks Tod bekundet noch sein Bedauern über ihren Auszug. Er war am Schluß ihrer Nachbarschaft vollends ihrer Welt entrückt, obgleich sie beide wußten, daß er immer noch neben ihnen wohnte. Hinter geschlossenen Fensterläden.

Aber Wachs stand ja auch jetzt gar nicht vor seiner Tür, sondern diese lästige Punk-Ratte von der »Vierer Bande«. Ali hatte plötzlich das Gefühl, als würde er fortlaufend auf seifigem Boden ausrutschen, ohne je aufzuschlagen. Panisch, weil die Chronologie der Geschehnisse am 28. März 1991 in der Welt der zweiten Chance durcheinandergeraten war, suchte er fahriges Blickes die sonnendurchflutete Straße nach etwas Vertrautem ab. Und wurde zu seiner Überraschung und Beruhigung schließlich doch fündig. Anton Wachs stand mit seiner Schale Tomaten unten am Fuße des Treppenaufgangs und schaute verunsichert zu ihm und dem Latino-Verschnitt auf. Nun verstand Ali. Alles hatte seine Richtigkeit, er und Ida hatten die Chronologie nur etwas verbogen. Wäre Bibo nämlich letzte Nacht nicht ihrem Mord zum Opfer gefallen, hätte ihnen der Nachbar dem Drehbuch der Vergangenheit gemäß direkt zum Einzug gratulieren können, anstatt sich kurz vorher vom besorgten Kumpan des Getöteten ausbremsen zu lassen. Wachs war einfach ein paar Sekunden zu spät gekommen. Und seine gerunzelten blonden Augenbrauen, die grauen Augen voller Irritation, bestätigten diese Annahme.

»Tach, Herr Seichtem! Sie wissen doch, wer ich bin?« sagte der nicht mehr so ganz junge Mann. Obwohl er die aufgesetzte Höflichkeit seines Bosses pflegte, strahlte seine wie eine Barriere wirkende Körperhaltung nur Argwohn aus. Ali spürte intuitiv, daß er ihn mit Bibos Verschwinden in Zusammenhang brachte, was für seine

rattenhafte Intelligenz sprach. Und der aggressive Schweißgestank aus seinen Achseln schien seine grimmige Stimmung zusätzlich zum Ausdruck bringen zu wollen.

»Is' so, Herr Seichtem, gestern haben wir nach der Arbeit noch die Tränke aufgesucht und ein bißchen Hochdie-Tassen!-mäßig gefeiert. Is' 'n bißchen spät geworden. Is' so, als wir dann alle vier zum Laster zurückkommen, da sieht Bibo, daß auf der Pritsche noch so 'ne olle Lampe von Ihnen übriggeblieben ist. Da sagt er, ich bring das gute Stück noch schnell zu den Leuten, die werden sich freuen. Und weg is' er. Heute morgen ruft mich Lisa an, das is' seine neue Freundin, und will wissen, wo Bibo is', wär die ganze Nacht nicht heimgekommen und so. Und wir warten ja auch auf ihn, weil wir jetzt wieder Umzug hätten. Is' so, hat der Penner eigentlich die Lampe gestern noch bei Ihnen abgeliefert?«

»Nein!«, sagte Ali wie aus der Pistole geschossen. Schon im nächsten Moment wußte er mit schrecklicher Gewißheit, daß diese Antwort, vor allem daß er sie so prompt ausgesprochen hatte, der größte Fehler war, den er hatte begehen können. Denn nun würde sich Bibo in den Köpfen aller Spurensucher auf immer und ewig als »auf dem Weg zu Herrn Seichtem« einnisten. Hätte er zugegeben, daß Bibo die Lampe zurückgebracht hatte, so würden sie Ali zwar weiterhin in ihre Überlegungen einbeziehen, aber zum überwiegenden Teil darüber rätseln, was danach mit Bibo geschehen wäre. Es war keine gute Idee von Ida gewesen, ihn darauf zu konditionieren, bei entsprechender Nachfrage Bibos nächtliches Auftauchen zu leugnen.

Er bemerkte mit einem Seitenblick, daß Wachs den Wortwechsel vom Bürgersteig aus verfolgt hatte und jetzt ganz langsam die wuchtigen Granitstufen hochzusteigen

begann. Er lächelte ihm dabei schüchtern zu, was seinen rauhen Gesichtszügen etwas von Verwerfungen erloschener Lava verlieh.

»Komisch, is' komisch«, sagte das Bandenmitglied, kratzte sich erst auffällig am Nacken, steckte dann die Hand durch den Kragenbund unter das Netzhemd und kratzte sich auch noch an der Brust. »Wo kann er bloß sein?« Die dunklen Brillengläser verrieten nicht, ob er dabei zwinkerte.

»Das kann ich Ihnen leider auch nicht verraten.«

Ali bekam sich allmählich wieder halbwegs in den Griff und gab sich betont unaufgeregt.

»Es gibt dafür wohl viele Erklärungen. Aber ich kann mir gut vorstellen, daß er mir die Lampe zwar bringen wollte, dann aber beschloß, noch in eine andere Kneipe reinzuschauen. Hoch-die-Tassen!-mäßig, Sie verstehen? Wahrscheinlich schläft er jetzt irgendwo seinen Rausch aus.«

»Is' drin, is' drin, Herr Seichtem«, sagte der schmierige Umzugsman und grinste. »Paßt aber nicht zu Bibo. Wissen Sie auch, warum nicht? Weil er der Chef is'. Is' so, der ist wirklich der Chef, dem gehört der Laden, wir sind nur Kulis. Kann mir nicht vorstellen, daß er sich so einen fetten Auftrag wie heute wegen paar Flaschen Bier durch die Lappen gehen läßt. Schließlich ist er Profi und weiß, wann Schluß is' mit Saufen.«

»Dann ist wohl unterwegs etwas passiert.«

»Was denn?«

»Wie bitte?«

»Was könnte denn unterwegs passiert sein, Herr Seichtem?«

Anton Wachs, der inzwischen auf dem Treppenboden

angelangt war, trat dem Mann an die Seite. Er überragte ihn um fast einen halben Meter und bedachte ihn mit einem Blick, der sensiblere Gemüter glatt hätte töten können.

»Wo liegt denn Ihr Problem, guter Mann?« sagte er. »So wie ich die Sache sehe, waren Sie allesamt jenseits der Klarsichtgrenze, als Ihr Bibi sich mit der Lampe davongemacht hat. Wahrscheinlich stark wankend. Können Sie beschwören, daß er in seinem Zustand auch nur hundert Meter weit gekommen ist? Wohl kaum. Es kann ihm alles Mögliche zugestoßen sein oder auch gar nichts. Telefonieren Sie Ihre Freunde und Bekannten durch, gehen Sie die Strecke zu Fuß ab, informieren Sie die Polizei, wenn er immer noch nicht aufgetaucht ist. Aber hören Sie endlich auf, Leuten auf die Nerven zu gehen, die mit Ihren Alkoholexzessen nicht das geringste zu tun haben!«

Der Umzugsmann senkte die Sonnenbrille und linste über die Gläser hinweg zu Wachs auf. Sein Gesichtsausdruck wollte etwas zwischen Groll und Respekt ausdrücken, was bei Taschenformatmachos wie seinesgleichen zu einer debilen Miene führte. Er hatte in Sekundenschnelle kapiert, daß mit Herrn Seichtems »Verstärkung« nicht zu spaßen war.

»Nichts für ungut, Meister«, sagte er schließlich, wobei er sich sichtlich um Selbstbeherrschung bemühte. »Is' nur so, man macht sich Sorgen um den Kumpel. Glauben Sie mir, unsereiner hat schon soviel Scheiße durch die Luft fliegen sehen, daß er sich nicht wundern würde, wenn ein Klumpen auch mal die eigene Fresse trifft.«

»Is' so«, entgegnete Wachs und lächelte milde. »Deshalb sollten Sie jetzt keine Zeit mehr verlieren und sofort die Suchmaßnahmen in die Wege leiten, die ich Ihnen vorgeschlagen habe. Auf Wiedersehen!«

Er trat noch ein bißchen näher an ihn heran. Der falsche Latino drückte die Brille wieder fest ans Gesicht, vollführte mit der Hand eine halbherzige Abschiedsgeste und verließ den Treppenaufgang. Er stieg in eine auf der gegenüberliegenden Straßenseite abgestellte Rostlaube, deren Fabrikat und Farbe zu bestimmen nur Archäologen vergönnt war, und fuhr in Begleitung ohrenbetäubenden Knatterns und schwarzer Auspuffschwaden davon.

»Sie müssen Anton Wachs sein!«

Ali fiel zum ersten Mal auf, daß er viel älter wirkte, als er ihn in seinem Album der vergilbten Erinnerungen abgelegt hatte. Die Gesichtshaut sah aus, als hätte man sie ihm abgezogen, zerknüllt, gewrungen und dann wieder angeklebt. Eine traurige Trübe hatte sich seiner Augen bemächtigt und eine kränkliche Blässe seiner Haut. Ali wurde das Gefühl nicht los, daß Wachs trotz seiner resoluten Erscheinung gelegentlich zitterte.

»Und Sie sind genauso, wie man Sie mir geschildert hat«, fuhr er fort. »Der buchstäbliche Fels in der Brandung. Wer braucht schon einen großen Bruder, wenn er so einen Nachbarn hat? Danke!«

Sie gaben sich die Hand und Ali stellte sich vor.

»Schon erstaunlich, was sich dahergelaufenes Pack heutzutage herausnimmt, wenn man sich nicht wehrt«, sagte Wachs. »Ich gebe Ihnen einen guten Rat: Installieren Sie hier ...«, er deutete mit zittrigem Zeigefinger auf die Mauer neben dem Türrahmen, »... eine Sprechanlage mit Videoauge. So eine Gesichtskontrolle wirkt wahre Wunder bei derartigen Leuten.«

Während sie sich ins Haus begaben, erläuterte Wachs, was es mit seinem Einstandsgeschenk für eine Bewandnis hatte. Daß man Urgemüse um Gottes willen nicht mit sogenanntem Biogemüse verwechseln dürfe, weil das

Saatgut des letzteren in Wahrheit ebenfalls einer massenproduktionstauglichen Selektion unterliege, daß Tomaten, wie man sehe, in ihrer ursprünglichen Form klein, oval und bisweilen krumm und schief seien, aber dafür mehr Säure enthielten, was den typischen Tomatengeschmack ausmache, und daß der Mensch von heute durch die diversen chemischen Aromastoffe um den wahren Geschmack eines Nahrungsmittels betrogen werde, was eine Schande sei. Ali hörte ihm gar nicht richtig zu, weil er das alles ja schon von früher kannte. Und das Merkwürdigste dabei war, daß Wachs seinen verbalen Feldzug gegen die Geschmacksverstärkerindustrie ohne rechten Enthusiasmus vortrug, irgendwie herunterleierte, als wäre er ein würdiger Geschichtslehrer, der den Schülern zum fünfzigsten Male den Gallischen Krieg nahebrachte. War er immer schon so gewesen? So langweilig? Ein Tomatenprediger ohne Feuer und Pfiff? Ali konnte sich entsinnen, daß er seinerzeit von Wachs' eigentümlichen Ansichten beeindruckt gewesen war, nicht zuletzt wegen der Begeisterung, mit der er sie vorgetragen hatte. Nun aber war davon überhaupt nichts mehr zu spüren. Er tat diesen Umstand damit ab, daß das sattsam Bekannte nun einmal keine intensive Gefühlsaufwallung mehr zu erzeugen vermag, auch wenn es seine Richtigkeit und Aktualität beibehält. Dennoch sagte ihm eine innere Stimme, nicht die Sache an sich war alt und eintönig geworden, sondern Anton Wachs.

Nach mehreren Zwischenstops zwecks Einführung in die Urgemüsematerie erreichten die beiden Männer die Küche. Und zumindest Ali fühlte sich wie im Elysium angekommen. Die Sonne flutete durch die Glasfassade derart scharf in den Raum, daß jedes Möbelstück, jedes der chromglänzenden Geräte, jedes Geschirrstück wie von

innen erleuchtet strahlte. Die Türen waren geöffnet, und die Wärme und der Geruch des Frühlings hatten alle Winkel okkupiert wie heimgekehrte Zugvögel. Der antike Tisch bordete über von Frühstücksdelikatessen, wegen deren regelmäßiger Anschaffung der Feinkosthändler um die Ecke die Seichtens jahrelang so geschätzt, und als diese auszogen, wohl an Geschäftsaufgabe gedacht hatte. Ein Zeichen, daß Ida früh aufgestanden sein mußte. Das Ganze sah aus wie in einem Werbefrospekt für ein Sechssternehotel. Das vorhin wahrgenommene verlockende Aroma intensivierte sich nun, und ließ sich gleichzeitig in seine Bestandteile zerlegen: Lachs, Kaviar, Papaya, Mango, französischer Ziegenkäse, Eclairs – Köstlichkeiten aus aller Welt. Doch kein einziger zynischer Gedanke wollte sich Ali angesichts der Diskrepanz zwischen dieser Dekadenz und dem dafür aufgebrachten Blutzoll aufdrängen, nein, er empfand Dankbarkeit, tiefe Dankbarkeit. So wollte er fortan immer leben, bis zu seinem Ende! Und sein wiedergewonnener zittriger Freund würde ihn dabei beschützen.

Ida, die sich pietätloserweise ein pastellfarbenes, gelbes Sommerkleid der jungen Ida übergestreift hatte, das ihr immer noch paßte, begrüßte Wachs eine Spur zu herzlich, als daß man den Eindruck hätte gewinnen können, sie lernte gerade einen vollkommen Fremden kennen. Und auch im Verlauf des weiteren Vormittags gab sie sich wenig Mühe vorzutäuschen, daß sie erst gestern den Sprung in dieses Milieu geschafft habe, sondern sprach wie eine Expertin über die architektonischen Finessen von Gründerzeitgebäuden im allgemeinen und die Luxusprobleme mit Auslandsimmobilien im besonderen. Sie scherte sich kein bißchen darum, wenigstens den Anschein einer Anwärterin auf die hiesige Gesellschaft zu vermitteln, sondern tat so, als gehöre sie schon seit Jahren

dazu. Was in einem verdrehten Sinne freilich auch der Wahrheit entsprach. Ansonsten legte sie ein Verhalten an den Tag, als sei sie in der Nacht selbst von einer Doppelgängerin übernommen worden, denn ihre hysterisch heitere Laune und ihr Gegacker bei jedem noch so schwachen Witzchen ließen kaum die Vorstellung von einer mit Messer und Hacke bewehrten Frau aufkommen, die sie noch vor ein paar Stunden gewesen war. Anton Wachs reagierte auf solcherlei Unstimmigkeiten erstaunlich unbeeindruckt. Ganz im Gegenteil, er verhielt sich Ida gegenüber selbst so, als habe er eine lange vermißte Freundin wiedergetroffen. Nach der Begrüßung ließ er sich bereitwillig zum Frühstück einladen, und schon nach einer halben Stunde waren sie zwischen in Öl und Knoblauch eingelegten Gambas und griechischen Oliven die alten vertrauten Nachbarn geworden, die sie eigentlich erst nach einer mehrere Monate währenden Beschnupperungsfrist hätten werden sollen. Ali ertappte sich und Ida sogar dabei, wie sie mit Wachs über Ärgernisse im Viertel und über pikante Geheimnisse anderer Bewohner plauderten, obwohl sie zu diesem Zeitpunkt noch gar nicht in diese Details hätten eingeweiht sein dürfen. Der gute Nachbar jedenfalls schien es zu überhören, oder die beginnende Senilität hatte sein Zeit- und Personengedächtnis derart durcheinandergebracht, daß er die Fauxpas nicht als solche wahrnahm. Allmählich fühlte sich Ali genötigt, die Vertraulichkeiten zu einem Ende zu bringen, und was war zu diesem Zweck besser geeignet, als das Zeremoniell von damals zu wiederholen? Er schnappte sich aus der Biedermeierkommode die halbvolle Cognacflasche und drei Gläser und trat an die geöffnete Küchentür.

»Nun aber einen guten Schluck auf gute Nachbarschaft!« rief er den beiden am Tisch zu und lächelte wie ein

Conferencier, der das Publikum auf die letzte Nummer vorbereitet.

Die drei traten auf die Terrasse und kniffen wegen des verschwenderischen Sonnenlichts ein wenig die Augen zu. Und während Ali bereits das erste Glas einschenkte, wurde ihm mit schleichender Panik bewußt, daß er mit seiner Idee schon wieder einen Riesenfehler begangen hatte, wenn nicht sogar den riesigsten überhaupt. Daß Anton Wachs nun geradewegs auf den beachtlichen Erdhaufen am Ende des Gartens blickte, der von hier oben sehr gut zu erkennen war, stellte dabei keine so große Gefahr dar. Zwar hatte er von der Rückseite seines eigenen Hauses aus den Nachbargarten und jegliche Veränderung darin immer vor Augen und wunderte sich jetzt vielleicht, weshalb an dieser Stelle über Nacht ein Hügel entstanden war. Aber er mochte sich auch denken, daß Ali bei so einem Prachtwetter schon sehr früh mit der Gartenarbeit angefangen haben könnte und an dieser Stelle etwas ganz Besonderes vorhatte. Genau das würde er ihm nämlich bei entsprechender Nachfrage zur Antwort geben.

Nein, so ein bißchen plötzlich aufgehäufte Erde stellte keine Gefahr für ihre Lügengeschichten dar. Es war die Lampe! Die verdammte Jugendstilleuchte, die Bibi bei der Entdeckung der Leichen vor Entsetzen auf den Rasen hatte fallen lassen. Ali hatte gestern nacht in seiner Müdigkeit geschwitzt, sie im Keller verschwinden zu lassen. Aber auch das wäre kein Weltuntergang gewesen, wenn Anton Wachs mit dem Latinoverschnitt nicht genau wegen dieses unseligen Dings beinahe einen Streit vom Zaun gebrochen hätte. Blind vertrauend auf Alis Aussage, Bibi habe das Stück eben nicht zurückgebracht, hatte er für ihn Partei ergriffen. Er mochte vorhin vielleicht die unerklärliche Informationsfülle der Seichtems nicht so ganz mitbekommen haben, aber spätestens jetzt, da er den

Gegenstand des Beinahestreits erblickte, würden bei ihm die Alarmglocken klingen. Selbstverständlich konnte er nicht wissen, wie die fragliche Lampe genau aussah, doch es gehörte nicht viel Phantasie dazu, sie in Verbindung mit dem kleinen Hügel zu einer grausamen Ahnung zu kombinieren.

Nun lag die Leuchte also da, der einzige Fremdkörper auf der Rasenfläche, hell beschienen von der Sonne, wie ein cartoonhaftes Beweisstück für einen Kinderdetektiv mit überdimensionaler Lupe. Als Ali das zweite Glas einschenkte, zitterten seine Hände bereits, so daß er ein bißchen daneben goß. Aus den Augenwinkeln registrierte er, daß Wachs mit unbewegtem Gesicht das Exponat in der Gartenherrlichkeit anstarrte und nichts anderes. Wahrscheinlich fügten sich in seinem Kopf gerade die einzelnen Mosaiksteinchen zu einem Bild zusammen. Wie hatte er bloß auf die Idee kommen können, ihn in die Küche zu bitten und dann auch noch auf die Terrasse! Aber schon im nächsten Moment wollte es ihm wieder so scheinen, als habe die schleichende Senilität sich auch Wachs' Augen bemächtigt, denn er sah darin nicht einmal den Anflug einer Überraschung, geschweige denn eines Schocks. Nichtssagend war der Ausdruck und entspannt, sehr entspannt. Und als Ida ihn fragte, wie ihm der Garten gefalle, sagte er nur lauwarm lächelnd: »Wunderbar, wunderbar« und »Schön, schön«.

Kapitel 15

Die folgenden Wochen verliefen harmonisch. Ohne Zwischenfälle, wie Journalisten es ausgedrückt hätten. Nun ja, bis auf einige kleine Zwischenfälle, aber wirklich sehr unerhebliche. Natürlich war harmonisch ein vager Begriff, und das traf auch genau auf den Zustand zu, in dem er während dieser Zeit schwebte: das vage Gefühl, noch nicht wirklich am Ziel angekommen zu sein. Aus einem seltsamen Grund gingen er und Ida sich aus dem Weg, und keiner von ihnen spürte das Bedürfnis, darüber zu sprechen. Das mit dem Sprechen war auch so eine Sache. Sie taten es kaum, nur noch im Notfall sozusagen. Ali versuchte zu ergründen, woran das liegen mochte. Weil der erste Probelauf ihrer Wiedervereinigung in einem gescheiterten Geschlechtsakt geendet hatte? Weil sie drei Leute umgebracht hatten, was sie vor lauter Schuldgefühlen sprachlos machte? Weil über ihnen immer noch ein ganzes Arsenal von Damoklesschwertern schwebte? Weil sie nicht so recht daran glauben konnten, daß sie tatsächlich die zweite Chance erhalten hatten?

Nach reiflicher Überlegung kam Ali zu einem anderen Schluß. Und der war traurig. Es bereitete ihm einige Hemmung, es sich selbst einzugestehen, doch es schien für ihn die einzige Wahrheit: Es war vorbei! Er liebte Ida immer noch, wohl wahr, aber welche Ida? Die »Gewohnheit« Ida? Die Institution Ida, die für ihn alle lästigen Probleme aus der Welt schaffte? Die Dekorateurin-Köchin-Hausmädchen-Therapeutin-Managerin-Ida, die ihm den Rücken freihielt und es ihm behaglich machte? Die Nostalgie-Ida, mit der er steinige Lebenspfade bewältigt hatte? Es gab so viele Idas, und

allesamt weilten sie in der Vergangenheit! Ali erkannte, daß man etwas Zerbrochenes zwar Scherbe für Scherbe penibel wieder zusammenflicken konnte, jedoch das Ergebnis nie wie das Original aussehen würde. Eine langjährige Liebe funktionierte nur, wenn man zwischendurch nicht aussetzte, sondern trotz des Nachlassens der einst so gewaltigen Leidenschaft beharrlich aneinander festhielt. Liebe war auf Dauer nur überlebensfähig, wenn man nicht aus dem Schneckenhaus ausbrach, auch wenn es darin dunkel war, aber Hauptsache warm. Sie hatten es aber getan, waren aus dem Schneckenhaus ausgebrochen, und als sie nun wieder zurückkehrten, stellten sie fest, daß sie einander in der Zwischenzeit fremd geworden waren. Und der Blick von Fremden war unbestechlich.

Das alles klang wie eine Passage aus einem Ratgeber für Ehepaare, die sich unbedingt das Geld für eine Scheidung sparen wollten. Aber Alis Analyse der Dinge ließ keinen anderen Schluß zu. Was freilich auf seine weitere Vorgehensweise ohne Folgen bleiben würde. Denn als er tiefer als tief gestürzt war, hatte er die Erfahrung machen müssen, daß in seinem Alter das dunkle und ach so warme Schneckenhaus einen höheren Wert besaß als tausend Bestandsaufnahmen einer gescheiterten Ehe. Doch wie sollte es dann weitergehen? Irgendwie, dachte er, irgendwie, und verbat sich danach das Denken.

Ida, so hatte es den Anschein, erging es genauso. Sie schlüpfte so unbekümmert in die Rolle ihres zehn Jahre jüngeren Selbst hinein, als habe sie den dazwischen liegenden Prozeß der Desillusionierung einfach abgestreift wie ein schmutziges Hemd. Wie von einer höheren Macht beauftragt, begann sie voller Enthusiasmus die Wohnung einzurichten und den Garten zu verschönern. Jeden Tag und am Tag mehrmals klingelte es an der Tür, und

Lieferanten exquisiter Einrichtungsgeschäfte überbrachten einen kostbaren Stuhl oder einen stilvollen Lüster, welche sie vorher in der Stadt erworben hatte. Manchmal befand sich auch ein wahres Schwergewicht darunter, wie zum Beispiel der amerikanische Kühlschrank, der Eiswürfel und Eiswasser selbständig herstellen konnte. Selbstverständlich auch eine erstklassige Taschenfederkernmatratze, weil die alte einfach zu viele Blutflecken aufwies. Handwerker gingen ein und aus, ständig fluchten beleibte Männer in Overalls »Scheiße, falsches Maß!« und »Scheiße, Dübel hält nicht!« Obendrein beschlich Ali immer mehr das Gefühl, daß Ida mit dem örtlichen Pflanzengroßhandel heimlich einen Arbeitsvertrag als Lastenträgerin abgeschlossen hatte. Fast täglich wurde von der »Ente« zentnerweise Blumenerde, voluminöse Terrakottatöpfe und exotische Setzlinge erst ins Haus geschleppt und dann, nachdem so ein Erdsack geplatzt oder ein Blumentopf zerbrochen war und den schönen Pitch-Pine-Boden halb ruiniert hatte, in den Garten befördert. Ali glaubte sich entsinnen zu können, daß es seinerzeit nicht so schnell gegangen war, sondern sich die vollständige Einrichtung des Hauses über mehrere Jahre hingezogen hatte. Er gönnte sich auch etwas Schönes. Das heißt, der junge Ali hatte es getan, es war quasi sein Vermächtnis. Er wurde vom Autohaus verständigt, daß sein Jaguar XJR-S endlich eingetroffen sei. Man überschlug sich dabei vor Liebenswürdigkeit, weil er die Viertelmillion gleich im voraus bezahlt hatte. Ali wußte nicht, was er davon halten sollte. Soweit er sich erinnerte, hatte er den Wagen damals lediglich acht- oder zehnmal gefahren, bis er die automobilen Fortbewegung wegen seines fortwährend angetrunkenen Zustands Taxifahrern anvertraut hatte. Und jetzt, wo er die fortwährende Nüchternheit so genoß, verspürte er erst

recht keine Lust mehr aufs Autofahren, schon gar nicht in so einem Angeberschlitten. Er vertröstete den Überbringer der frohen Botschaft, daß er das Fahrzeug in nächster Zeit abholen werde. Was er nie tat.

Dafür leistete sich Ali etwas wirklich Aufregendes. Er hatte sich darauf gefreut und gleichzeitig davor gefürchtet. Ein bißchen fühlte er sich wie jemand, der seine Traumfrau erobert hatte und sich nun im Ungewissen darüber befand, ob er sie auch befriedigen konnte: Er betrat sein Atelier im zweiten Stockwerk. In allen Räumen waren die Türen ausgehängt, so daß er das gesamte Geschoß als einen einzigen Arbeitsbereich nutzen konnte. Überall standen gewaltige Staffeleien für Großformatgemälde, die er bevorzugte. Dutzende von Leinwänden, die zu bearbeiten er angefangen, jedoch wegen seiner fast ans Wahnhafte grenzenden Selbstzweifel nicht mehr zu Ende gemalt hatte, standen gegen die Wände gelehnt. Auf alten Bankettischen herrschte ein heilloses Chaos aus Töpfen mit verklebten Pinseln, Hunderten von halbausgequetschten Farbtuben und anderen Malmitteln, Chemikalienkanistern, farbverschmierten Stoffetzen und mittels vertrockneter Ölfarbe zu bunten Gebirgslandschaften verformten Handpaletten. Klappleiter, Scheinwerfer für die Nacharbeit und umherfliegende Papiere mit Skizzen und Entwürfen vollendeten das Bild der kreativen Höhle, die außer Ida niemand betreten durfte.

Er hatte das ganze Zeug schon eine Woche vor dem eigentlichen Einzugstermin hierhergeschleppt, weil er am Fingerspitzengefühl der »Vierer Bande« im Umgang mit Kunst zweifelte. Außerdem sollte die ihn so inspirierende Komposition der scheinbaren Konfusion von der alten Werkstatt originalgetreu in die neue hinübergerettet werden, was ihm, wenn er sich so umschaute, auch recht

gut gelungen war. Freilich war der Begriff »kreative Höhle« hier völlig fehl am Platz. Durch die vielen Fenster wurden die hohen Räume so optimal mit Tageslicht versorgt, daß er am Anfang schon befürchtet hatte, ihm käme vor lauter guter Laune irgendwann die düstere Grundstimmung in seinen Bildern abhanden. Zum Garten hin gab es sogar einen Balkon, der einen wunderbaren Blick auf die diversen Nachbargärten bot. Alles in allem hätte es keinen paradiesischen Ort zum Arbeiten geben können, und nun, da er mittendrin stand, konnte er kaum mehr verstehen, warum dieses Paradies sich am Ende in eine einzige Hölle verwandelt hatte.

Ali wußte nicht, ob er noch zu malen imstande war. Seit der Scheidung hatte er den Maler nur noch gespielt, kein einziges Gemälde mehr zustande gebracht. Immer, wenn er einen Bleistift oder einen Pinsel in die Hand genommen hatte, hatte er nach Stunden erschrocken zur Kenntnis nehmen müssen, daß er immer noch vor einem leeren Malblock oder einer unberührten Leinwand saß. Es fiel ihm weder etwas ein noch spürte er auch nur einen Funken Leidenschaft für die Sache. Sein Talent war einfach in einem dunklen Teil seines Ichs versunken wie ein Goldschatz im Meeresgrund. Während er wie ein Besucher durch sein eigenes Atelier schritt, überlegte Seichtem, wie er diesen Verlust, vor allem die daraus resultierende Finanzmisere, wettmachen konnte. Da verfiel er auf eine clevere Idee. Er könnte doch durch die magische Tür in das Jahr 2001 zurückkehren und dort anhand von Börsenberichten herausbekommen, welche Papiere seit 1991 um das Vielfache ihres Wertes gestiegen waren. Wieder in seiner *alten* Gegenwart, würde er diese Papiere kaufen und dann in regelmäßigen Abständen sagenhafte Gewinne einstreichen. Sein Vorwissen um wirtschaftliche Entwicklungen könnte aus ihm leicht einen

mehrfachen Millionär machen. Aber er dachte weiter. Wieso denn so umständlich? Wozu sich auf eine Materie einlassen, von der er nicht den blassesten Schimmer hatte, die er sich während unzähliger Zeitausflüge erst mühsam beibringen mußte? Warum nicht gleich in der 2001-Welt bei der Lottogesellschaft die wöchentlichen Gewinnzahlen seit 1991 abfragen? Vielleicht ging so etwas ja auch über Internet. Niemand würde stutzig werden, wenn er, sagen wir mal, dreimal in einem Jahrzehnt den Jackpot knackte. Von solchen unverschämten Glückspilzen hatte er schon gehört.

Da gab es allerdings, was ihn betraf, ein unlösbares Problem. Er wollte, er konnte einfach nicht durch die Tür zurück. Allein beim Gedanken daran packte ihn das nackte Grausen, und sein Herz geriet aus dem Takt. Er hatte die dunkle Ahnung, daß mit ihm und seiner Welt etwas unbeschreiblich Entsetzliches passieren würde, wenn er es täte. Vielleicht war das pure Einbildung, und vielleicht würde die Geldnot ihn irgendwann doch zu diesem Schritt zwingen. Doch die namenlose Angst vor dem Gang zurück ließ ihm zumindest jetzt derlei Tricks unmöglich erscheinen. Wenn er vielleicht Ida dazu überreden könnte ... Aber dann hätte er ihr gestehen müssen, daß er sein Talent verloren hatte. Und dieses Geständnis würde ihr mühsam zurückerobertes Paradies schon jetzt wieder zerstören.

Ali setzte sich auf einen kleinen Holzhocker neben einen der Chaostische und ließ sein Gesicht vom einfallenden Sonnenschein streicheln. Trotz der drängenden Probleme wurde er sich erneut bewußt, wie sehr er diesen Ort liebte.

Mächtige Energiequellen und Kreativitätsimpulse schienen hier verborgen. Man mußte sich nur den Schleier von den Augen reißen und sie entdecken. Er nahm einen aufgeschlagenen Malblock und ein Kohlestäbchen vom

Tisch und zeichnete einen großen Kreis. Dann zog er einen von unten kommenden Strich bis zum Zentrum des Kreises.

Er lehnte sich zurück und betrachtete sein Kunstwerk. Zum ersten Mal in seiner Berufslaufbahn fragte er sich, was er da bloß gezeichnet hatte. Das war aus ihm geworden, ein Strichmännchenmaler? Wie traurig. Er setzte die Kohle trotzig erneut an. Seine Hand entwickelte langsam ein Eigenleben. Sie vollführte derbe Zacken, Wölbungen und kurze Geraden auf dem Papier, die von dem Daumenballen durch gekonntes Reiben und Wischen gesoftet und in Form gebracht wurden. Rasch entstanden Schatten in unterschiedlich abgestuften Grautönen, die dem Dargestellten Tiefe verliehen. Als letztes kam die Feinarbeit. Schnelle, sparsame Strichelungen, um Konturen hervorzuheben. Nun sah er, was er geschaffen hatte: einen nicht näher identifizierbaren Kopf auf einem Schulteransatz aus einer tiefen Perspektive. Aber was hatte es mit dem Strich auf sich, der bis zum Mittelpunkt des ursprünglichen Kreises reichte? Er arbeitete wie besessen weiter, und zum ersten Mal nach langer Zeit verspürte er dabei kein Bedürfnis, sich mit der freien Hand an einem Glas Schnaps festzuhalten. Das Unglaubliche geschah: Er hatte Spaß daran!

Das Endergebnis nach einer Stunde stellte für ihn, wenn er ehrlich war, keine Überraschung dar. Er hatte seinen morgendlichen Beinahetod gezeichnet, den schrecklichen Augenblick, als es ihm so vorgekommen war, als wäre er gestolpert und auf den Zaunspeer gestürzt. Der Kreis war sein Kopf und der Strich die Lanze, die sich hineingebohrt hatte. Mein Gott, was für ein Motiv! Plötzlich stand er in Flammen, in Flammen der Gestaltungskraft. Sofort ging er zu Leinwand und Ölfarbe über, er mußte diesen Moment einfach in Farbe und mit den Mitteln abbilden, die er

beherrschte.

Als die Sonne draußen zu einem klebrigen Varietelicht verglüht war, hatte er bereits den ersten Grobanstrich fertiggestellt. Es war ein überwältigendes Bild geworden. Grausam und mystisch zugleich, von einem grünlichen Licht durchdrungen, beim Betrachter ein Gefühl von Erlösung hervorrufend. Der Stich des Zaunstabs in das weiche Fleisch unter dem Kinn war eine Meisterleistung an Konturgestaltung, die verwirbelten Haare zeugten von einer düsteren Romantik. Obwohl die fotorealistische Detailfreude auch hier weitgehend dominierte, blieb das Gesicht völlig diffus. Helligkeit und Dunkelheit waren an dieser Stelle derart überbetont, daß Augen, Nase und Mund zwar ansatzweise zu erkennen waren, der Rest jedoch verschwommen blieb. Ali hatte seine Identität absichtlich verschleiert. Er würde auch später nicht verraten, um wessen Gesicht es sich hier handelte. Und er wußte auch, daß das nicht das einzige Bild mit diesem Motiv bleiben würde. Er hatte beschlossen, daraus einen ganzen Zyklus zu machen. Die gleiche Szene aus unterschiedlichen Perspektiven, mit unterschiedlichem Bildaufbau und unterschiedlicher Farbgebung.

Seichtem steckte sich eine Zigarette an, ging zum Fenster, öffnete es und setzte sich mit angewinkelten Beinen auf die Bank. Er ließ den Blick über die Straße schweifen, die in der Abenddämmerung wie mit Kupfer ausgelegt glühte. Zum ersten Mal seit Ewigkeiten fühlte er sich wieder rundum zufrieden, ja, empfand Glück. Auch das einsilbige Verhältnis zu Ida erschien ihm auf einmal weniger dramatisch und kein Anlaß zu Grübeleien. Er sah unter sich die Gasse und die verschnörkelte Tür zwischen den Häusern herausragen, etwas verschattet zwar, doch trotzdem in allen Einzelheiten erkennbar. Der magische Durchlaß sah jetzt aus wie jeder beliebige Weg und die

Tür ebenso. Vielleicht hatte er alles nur geträumt. Vielleicht hatte sein Leidensweg gar nicht stattgefunden, und die bestialischen Taten, um ihn wieder ungeschehen zu machen, schon gar nicht. Vielleicht war er tatsächlich der erst zweiunddreißigjährige Ali, der junge Künstler im Zenit seiner Karriere, der mit seiner lebenslustigen Frau dieses Traumhaus bezogen hatte. Und vielleicht hatte es das Jahr 2001 noch gar nicht gegeben, den traurigen Ali, jeden Tag abgefüllt mit Wodka, in sein schmutziges Kissen weinend, ruiniert und dem Selbstmord nahe. Und es hatte auch nie eine traurige Ida gegeben, die mit den blutigen Messern und dem kleinen Sohn im Himmel. 2001 war nur eine Theorie, eine noch zehn Jahre währende Theorie, und falls diese Theorie irgendwann doch einmal Wirklichkeit werden sollte, so würde diese wundervoll sein.

Ali merkte, wie sich inmitten des Wohlbehagens ein Riß auftat. Er wußte sehr wohl, daß es kein Traum gewesen war, daß er und Ida das damalige Glück in ihrer falschen Gegenwart nur imitierten und daß es keinen Weg zurück zum echten Glück mehr gab. Doch es schien ratsam, solchen schwarzen Gedanken nicht nachzuhängen, weil sich dann die Risse immer nur weiter vermehrten. Er wollte seine Imitation des Glücks noch ein Weilchen genießen und lenkte den Blick mit aller Wissenskraft von der Damalstür weg. Ein alter Bekannter half ihm bei dieser Übung. Er sah auf der gegenüberliegenden Straßenseite den »amtlichen Waldschrat« seinen Vorgarten betreten. Den hatte er ja ganz vergessen! Nun kam er ihm gar nicht mehr wie sein Lieblingsfeind vor, sondern wie ein alter Kriegskamerad, der gerade zur rechten Zeit gekommen war, um über nette Erinnerungen zu plaudern. Natürlich nur im Geiste.

Er war dicklich, halb ergraut, soweit man dieses

Eigenschaftswort auf Leute, die mehr Glatze als Haare besaßen, überhaupt anwenden konnte, trug eine Nickelbrille und dazu ein absonderliches Kostüm. Das heißt, das Kostüm selbst war gar nicht absonderlich, nur der Umstand, daß der Waldschrat es trug: Der Mann steckte im Anzug eines katholischen Priesters. Ganz in Schwarz und mit dieser runden weißen Halskrause, die ein wenig über den Hemdkragen hinauslugte. Komisch, Ali hatte immer angenommen, daß der Kerl in der Lokalpolitik tätig wäre. Aber wahrscheinlich hatte er da etwas durcheinandergebracht, weil Priester sich heutzutage immer mehr für soziale und politische Dinge engagierten und an vorderster Front marschierten, wenn es gegen irgend etwas zu protestieren galt.

Blieb nur ein Problem: Soweit er wußte, besaß der amtliche Waldschrat vier Kinder, wenn nicht sogar fünf. Und wenn der Papst zwischenzeitlich nicht einen revolutionären Erlaß verkündet haben sollte, so galt seines Wissens nach immer noch, daß katholische Priester zölibatär zu leben hatten und nicht heiraten durften und schon gar nicht Kinder zeugen. Wie paßte das zusammen? Lief sein Lieblingsfeind aus Jux in Priesterkluft herum? Oder hatte er, Ali, die Sache mit der kinderreichen Familie im Öko-Look ihm damals nur angedichtet, um ihn für sich selbst noch unsympathischer zu machen?

Plötzlich hob der amtliche Waldschrat den Kopf und schaute Ali unverwandt an. Er stand mitten im Garten, und bis jetzt hatte es so ausgesehen, als schätze er den Arbeitsaufwand für das Jäten des Unkrauts ab. Sein kalter Blick hinter den Brillengläsern, der Alis traf und nicht mehr loslassen wollte, ließ nun jedoch auf etwas anderes schließen. Er war hinausgekommen, um ihn auf seine Art zu begrüßen. Eine Weile starrten sich die beiden Männer unverwandt an. Keiner wich dem anderen aus. Ohne den

Blickkontakt zu unterbrechen, öffnete der amtliche Waldschrat dann den Mund und murmelte etwas, nein, er sprach es laut und deutlich aus. Doch Ali konnte ihn aus dieser Distanz nicht verstehen, so wie er dessen ganzes befremdliches Verhalten nicht verstehen konnte. Schauer der Unwirklichkeit überliefen seinen ganzen Körper wie Fieberschübe. Die Zigarette fiel ihm aus dem Mund und segelte auf die Straße. Ihm wurde schlagartig flau im Magen, und er fühlte sich, als bringe ihn ein Zauberer zum Schweben.

Um dieses unheimliche Duell zu beenden, stieg er von der Fensterbank und verschloß schnell die Läden. Dann verließ er eilig das Atelier. Während er die Wendeltreppe hinunterstieg, redete er sich ein, daß ihn nur die Frage beschäftigte, was Ida sich wohl fürs Abendessen hatte einfallen lassen. Aber das war eine Lüge wie so vieles, was er sich in letzter Zeit einzureden versuchte. In Wahrheit ging in seinem Schädel etwas ganz anderes vor. Vor seinem geistigen Auge sah er den Mund seines Nachbarn vor sich und hörte die Worte, die ihm entströmten: »Erdlinge, ich bringe euch den Frieden!« Genau diesen vertrauten Spruch hatte er von den Lippen des Gaffers abgelesen, als er vorhin am Fenster gestanden hatte. Und er konnte sich nicht nur daran erinnern, sondern auch an den Geruch. Ja, während der Blickkontakt angedauert hatte, hatte er auch den altbekannten Verwesungsgestank wieder wahrgenommen, diesmal jedoch noch intensiver, noch widerwärtiger. Was auch immer es war, die Verwesung mußte inzwischen weiter fortgeschritten sein, das konnte er am Grad seines gestiegenen Abscheus feststellen.

Ali versuchte die irritierenden Eindrücke mit seiner Realität in Einklang zu bringen, ihnen wenigstens Ansätze einer natürlichen Erklärung abzutrotzen. Aber es gelang

ihm nicht, was er sich auch ausdachte und so sehr er sein Hirn auch manipulierte. Das Gesehene ergab einfach keinen Sinn. Irgendwann gab er auf. Er verstaute auch diese Episode in der Kiste der tausend Dunstbilder, die in der abgelegensten Kammer seines Ichs vor sich hinmoderte.

Der nächste Zwischenfall ereignete sich, als er in seinem Atelier bereits an dem fünften Gemälde saß und aus dem Erdgeschoß Idas Rufen vernahm. Im Lauf der Tage hatte er sich in einen Arbeitsrausch hineingesteigert und nahm seine Umgebung nur noch wahr, wenn ihm vor Hunger schwindelig wurde oder wenn Ida ihn mit Gewalt dazu zwang, sich im Garten für eine halbe Stunde auszuruhen. Er malte sogar nachts, und oft war er am Ende derart erschöpft, daß ihm die Kraft fehlte, ins Schlafzimmer hinunterzusteigen, und er sich einfach im Atelier hinlegte. Er war von seinem morbiden Motiv so besessen, daß ihm immer neue Varianten der Umsetzung einfielen. Nichtsdestotrotz tat ihm die Arbeit gut, mehr noch, zum ersten Mal seit Jahren verspürte er das Gefühl zu leben.

Und nun riß ihn Ida aus dieser wunderbaren Welt wieder heraus. Er legte Pinsel und Palette verärgert beiseite, ging zur Wendeltreppe und schaute über das Geländer hinweg abwärts. Ida wedelte im Berliner Zimmer mit dem Telefonhörer in der Hand: »Telefon!«

Er lief mit zunehmendem Groll die Treppe hinunter und nahm ihr grunzend den Hörer ab. Eingeschnappt verschwand sie wieder in Richtung Garten.

»Ja?«

»Guten Tag, Herr Seichtem? Kasimir Kreuzer jr., mein Name.«

Die Stimme eines jungen Mannes, angenehm, klar und von ansteckender Begeisterung. Obwohl Ali Leute mit

diesen wichtiguerischen Titeln allesamt für aufgeblasene Arschlöcher hielt und deren selbstherrliche Väter erst recht, schien der hier eine Ausnahme zu sein. Automatisch tauchte über seinem Kopf eine Bildblase auf. Darin sprach eine Kreuzung aus dreitagebärtigem Dressman für Sportcoupé-Werbespots und smartem Elite-Uni-Absolventen in ein Handy mit einer Million Funktionen hinein.

»Mordkommission!« ergänzte Junior.

Seltsamerweise ließ dieses Schreckenswort Ali völlig unberührt. Keine Alarmsirenen jaulten in seinem Kopf auf, kein kalter Schweiß trat ihm auf die Stirn, und es setzte auch kein panischer Gedankengang ein, der vorsorglich Ausflüchte, sich halbwegs glaubhaft anhörende Lügen oder gar Fluchtpläne vorbereitete. Er dachte nur: Was für ein dämlicher Name für einen Polizisten!

»Sie wünschen?«

Keine Spur von Beklommenheit in seiner Stimme, keine Aufgeregtheit und kein aushorchendes Mißtrauen. Er fühlte sich plötzlich wie ein Seiltänzer, der zwar eine riskante Strecke vor sich hat, jedoch im Bewußtsein an die tägliche Routine und das harte Training felsenfest davon überzeugt ist, das Ziel unverseht zu erreichen.

»Nichts, was diesen Anruf wirklich rechtfertigen würde, Herr Seichtem. Es geht nur um ein paar ungeklärte Fragen. Doch zunächst möchte ich mich als glühender Bewunderer Ihrer Kunst bekennen, übrigens auch als einer der ganz frühen. Ihre Bilder sind für mich das, was für den Naturfreund die unberührten Regenwälder sind. Natürlich kann ich mir keines davon leisten. Trotzdem bin ich Ihr Fan Nummer eins, wenn Sie so wollen. Kein Wunder, ist doch der Gegenstand unserer beiden Berufe derselbe.«

»Was meinen Sie damit?«

»Na, der Tod, Herr Seichthem, der Tod!«

»Könnten Sie vielleicht zur Sache kommen? Ich stecke gerade bis über beide Ohren in Arbeit.«

»Oh, Verzeihung. Dumm von mir, Ihre so knapp bemessene Zeit mit meinem Fangesülze zu verschwenden. Es dreht sich um die Angelegenheit Boris Bensch. Sie wissen schon.«

»Nein, weiß ich nicht. Wer ist das?«

»Er nannte sich Bibo.«

»Ach, Bibo, ja, ja, jetzt erinnere ich mich wieder. Sein Freund oder Angestellter, oder wer auch immer dieser komische Vogel war, erzählte, daß er nach dem Umzug eine vergessene Leuchte zurückbringen wollte. Irgendwie ging er wohl dabei verloren. Aber wieso *nannte*? Ist er tot?«

»Eigentlich nicht.«

»Was heißt das?«

»Das heißt, wir hier in der Abteilung glauben, daß er tot ist. Einen Beweis dafür gibt es natürlich noch nicht.«

»Seit wann kümmert sich die Mordkommission um Vermißte?«

»Nun ja, Bibos Leben war ziemlich geordnet, überschaubar ist das bessere Wort, obwohl er nach außen hin eher wie ein Chaot wirkte. Nach Aussagen seiner Freunde, allesamt *alte Bekannte* von uns und allesamt harmlose Gesellen, besaß er keinerlei Grund, so ohne Vorwarnung abzutauchen. Der kleinen Firma ging es glänzend, und er hatte sich gerade frisch verliebt. Ich kenne ihn aus seinen früheren Punker-Zeiten. Verglichen zu damals führte er eine geradezu bürgerliche Existenz.«

»Menschen sind nicht immer das, was sie scheinen«,

sagte Ali und dachte dabei eher an sich selbst. Allmählich hatte er das ungute Gefühl, daß auch Kasimir Kreuzer jr. das dachte.

»Sie sagen es. Aber ein Typ mit so einer wilden Vergangenheit bevorzugt nicht unbedingt die Ich-geheimal-schnell-Zigaretten-holen-Methode eines Spießers, wenn er seinem Leben eine Wendung geben und irgendwo anders wieder neu anfangen will. Wem war er auch schon Rechenschaft schuldig? Nein, wir sind der Ansicht, daß ihm etwas zugestoßen sein muß. Entweder auf dem Weg zu Ihnen oder nachdem er Sie verlassen hat.«

Netter Versuch, aber Ali dachte nicht daran, in diese plumpe Falle hineinzutappen.

»Hören Sie, ich habe diesem Kerl schon gesagt, daß Bibi in dieser Nacht *nicht* mehr bei mir gewesen war. Ergo kann er mich danach auch nicht verlassen haben.«

»Tja, das sind so die Fragen ...«, sagte Kasimir und machte eine bedeutsame Pause.

Ali dämmerte langsam, daß es sich hier mitnichten um eine Routineanfrage handelte, sondern daß man ihn konkret des Mordes verdächtigte. Das schien auf den ersten Blick widersinnig, von welcher Seite man die Sache auch betrachtete. Denn weshalb sollte die Polizei ausgerechnet einen bekannten und wohlhabenden Maler bezichtigen, einen Möbelpacker beseitigt zu haben? Er, Seichtem, war mehr oder weniger ein zufälliger Kunde des Opfers gewesen, das hatten sie bestimmt schon gründlich recherchiert. Es gab keine sonstige Verbindung zwischen ihnen. Was also sollte das? Bis auf die Kleinigkeit freilich, daß die Seichtems den guten Bibi tatsächlich umgebracht hatten, aber der Grund hierfür lag jenseits aller Vorstellungskraft. Es sei denn, Kasimir Kreuzer jr. war ein kriminalistisches Genie. Ali hatte eine andere Vermutung,

und die wies eher in eine sentimentale Richtung. Als die »Vierer Bande« noch aus einem Haufen Dosenbier-Punks unter irgendwelchen Bahnunterführungen bestanden hatte, war Klein-Kasimir womöglich ein gewöhnlicher Streifenpolizist gewesen, der die Brüder gelegentlich zur Ordnung rief. Daraus war dann wohl eine Art Beziehung entstanden und im Lauf der Jahre von beiden Seiten zu echter Freundschaft verklärt worden. Und als nun der Latino-Verschnitt bei Kasimir seinen dumpfen Verdacht gegen Alfred Seichtem geäußert hatte, da fühlte sich der Kommissar verpflichtet, etwas für seine alten Bekannten zu tun.

Ali amüsierte die Analyse, und so unverwundbar, wie er sich momentan fühlte, wollte er etwas Witziges wagen.

»Wie dem auch sei, Herr Kasimir Kreuzer jr., ich jedenfalls kann als der unheimliche Killer unmöglich in Frage kommen. Wissen Sie auch, warum? Ich habe kein Motiv!«

»Doch, Sie haben eins!« sagte der Kommissar trocken.

»Sie wollten einen Menschen malen, den Sie eigenhändig umgebracht haben. Das hätte Ihnen einen besonderen Kick versetzt und Ihre Rolle als *der Totenmaler* vollendet.«

Genial, in der Tat! Darauf wäre Ali nie gekommen. Völliger Schwachsinn zwar, doch selbst ein Sachbuchautor spektakulärer Mordfälle hätte keine faszinierendere Theorie ersinnen können. Er brach nur deshalb nicht in schallendes Gelächter aus, weil der Mann am anderen Ende der Leitung wieder eine todernsteste Pause einlegte.

»Das war ein Scherz!« sagte Kasimir jr. schließlich und erlöste Ali von dessen kurzfristiger Beklemmung.

»Ja, ich hatte auch schon gerade meine Gesichtsmuskeln

in die richtige Position gerückt, um loszuprusten. Haben Sie noch mehr solche Scherze auf Lager, oder wollen Sie jetzt endlich mit Ihrem Verhör beginnen?»

»Entschuldigung, wenn ich etwas zu weit gegangen sein sollte, Herr Seichtem. Und von einem Verhör kann ja gar keine Rede sein. Ich habe mir eher ein unverbindliches Treffen vorgestellt, bei dem Sie mir den fraglichen Abend möglichst ausführlich schildern. Wenn Sie mich für meine Albernheit wirklich bestrafen wollen, sagen Sie jetzt, daß Sie dafür ins Präsidium kommen wollen. Ich würde Ihnen nämlich viel lieber selbst einen Besuch abstatten. Selbstverständlich nicht aus uneigennützigen Motiven: Was spielt es für eine Rolle, ob die Signatur eines Seichtem auf einem Gemälde oder auf meinem Hemd prunkt. Sie verstehen?»

Sie verständigten sich auf »irgendwann die nächsten Tage«, möglichst am späten Abend. Das mit dem Abend war Alis Idee gewesen. Denn so wie er Kreuzers Wolf-im-Schafspelz-Persönlichkeit einschätzte, würde der es sich bestimmt nicht nehmen lassen, während des Gesprächs das Haus, insbesondere aber den Garten ein bißchen unter die Lupe zu nehmen. Ali wollte ihm nicht auch noch den Gefallen erweisen, den ominösen Hügel am Ende des Gartens im hellsten Sonnenschein zu präsentieren, wie es ihm bei Anton Wachs passiert war.

Der letzte Zwischenfall schließlich berührte Ali eher seltsam, als daß er sich davon wirklich bedroht gefühlt hätte. Eines Nachts, es mußte schon ein Uhr vorbei sein, saß er wie gewöhnlich vor seiner Staffelei und schwang den Pinsel fieberhaft, als sei die Malerei eine olympische Disziplin. Doch plötzlich fühlte er seine Kräfte erlahmen. Kein Wunder, hinter ihm lagen sechzehn Arbeitsstunden, vielleicht sogar mehr. Er ließ widerwillig von der Leinwand ab und rieb sich mit beiden Händen die Stirn.

Hätte er in einen Spiegel geblickt, hätte ihm daraus das Gesicht eines Galeerensklaven angestarrt: eine zerzauste Frisur, als wäre über seinem Kopf eine Haarspraydose explodiert, aufgedunsene Augenlider und eine Gesichtshaut, die sich farblich von der desjenigen auf dem Gemälde kein bißchen unterschied.

Er steckte sich eine letzte Gutenachtzigarette an, löschte alle Lichter und begab sich auf den Balkon im hinteren Teil des Hauses. Gleich würde er ins Schlafzimmer zu Ida kriechen. Obwohl so überarbeitet, daß der rechte Arm von einem Zitterkrampf heimgesucht wurde, spürte er den Stolz desjenigen, der wieder einmal alles gegeben hat. Die Gärten unter seinen Füßen waren finstere Teppiche in einem riesigen Basar ohne Teppichverkäufer. Der Halbmond tauchte gleich einem schüchternen Verehrer gelegentlich zwischen Wolkenlücken auf, lächelte sein mattes Silberlicht und verschwand wieder. Ali genoß die vollendete Stille, vor allem aber seine Müdigkeit, die ihn in ein paar Minuten in einen bleiernen Schlaf wiegen würde.

Da vernahm er Schreie. Sie kamen offenbar aus dem Garten des links gelegenen Nachbarhauses. Er beugte sich über die Brüstung und versuchte, in dem unübersichtlichen Gelände mit haushohen Akazien, wildwuchernden Gräsern und ineinandergewachsenen Büschen etwas zu erkennen. Er und Ida hatten, anders als zu Anton Wachs, zu diesem Nachbarn keinen Kontakt gepflegt. Sie wußten nur, daß der Nachbar eine Nachbarin war, ein aufgetakeltes Huhn jenseits der Menopause, Lore von Mahlen hieß und sich wegen ihres Berufes als Händlerin von Rohdiamanten selten zu Hause blicken ließ. Dafür war ihnen ihr Freund ein Begriff. Er hieß Haschim, ein attraktiver Araber mit Menjoubärtchen und einem Faible für tuntenbunte Seidenanzüge. Der Name des Mannes war für sie im Lauf

der Jahre zu einem echten *running gag* geworden. Immer wenn es galt, den Befehlston von jemandem zu persiflieren, oder wenn sie sich selbst hysterisch gebärdeten, schrie einer von ihnen »Haschim!«, und schon brachen sie in Lachen aus. Das kam daher, weil Frau von Mahlen und Haschim sich ziemlich oft stritten – vermutlich ging es ums Geld, denn es sah verdammt danach aus, als ließe er sich von ihr aushaken –, und das einzige, was durch die Mauern zu den Seichtems drang, war eben das schrille »Haschim!« und nochmals »Haschim!«.

Während Ali auf dem Balkon stand und fahriges Blickes den im Gespensterlicht schimmernden Nachbargarten ausspähte, versuchte er sich zu erinnern, was wohl aus den beiden geworden war. Haschim war irgendwann verschwunden, soweit erinnerte er sich noch. Vermutlich hatte sie ihn ob seiner immer großspuriger werdenden Ansprüche zum Teufel gejagt. Doch er wußte beim besten Willen nicht mehr, wie es dann mit Frau von Mahlen weitergegangen war. Er und Ida hatten die hysterischen Haschim-Rufe jedenfalls noch lange vermißt.

Eine Schattengestalt huschte aus dem unbeleuchteten Haus hinaus und lief in Schlangenlinien und mit den Armen rudelnd durch den Garten. Dabei stieß sie wie eine brünstige Seekuh kehlige, abgehackte Schreie aus, welche sich in der Stille mehr als unheimlich anhörten. Ali sah die Gestalt hinter dem Geflecht der bereits ausgeschlagenen, verwirbelten Zweige und durch Lücken im Gestrüpp zwar immer nur stückweise, konnte aber erkennen, daß sie splitternackt war. Trotzdem war es ihm unmöglich, sie einem bestimmten Geschlecht zuzuordnen, dafür waren die Umrisse zu undeutlich. Ebenso wenig konnte er sagen, ob es sich hier um eine Flucht, einen Notfall oder um einen dekadenten Spaß handelte. Denn zwei weitere

Schattengestalten, ebenfalls unbestimmten Geschlechts, traten nun aus dem Haus, verharren, beobachteten eine Weile den Kurs des Läufers und lachten dann unbekümmert. Danach folgten sie ihm langsam, aber offenbar keineswegs in übler Absicht, sondern weiterhin lachend und feixend, wobei sie ihm aus der Entfernung zwar schlecht zu verstehende, jedoch dem Tonfall nach freundliche Dinge zuriefen.

Ali wußte nicht, was er davon halten sollte, zog sich jedoch sicherheitshalber vom Balkon in den Winkel des Mauervorsprungs zurück, um von unten nicht gesehen zu werden. Am wahrscheinlichsten schien ihm, daß hier ein munteres Sexspielchen stattfand. Die nackte Person war das Wild und die Angezogenen waren die Jäger, die es hetzten. Und was passieren würde, wenn sie das Wild in die Enge getrieben hatten, konnte man sich denken. Die bizarren Schreie waren gespielt, um die Spannung und die Lust zu steigern. Jedenfalls würde er solcherlei Sexualpraktiken, gerne auch mit mehreren Teilnehmern, diesem eigentümlichen Paar durchaus zutrauen. Es irritierte ihn allerdings ein bißchen, daß er während seiner Beobachtung eine Gänsehaut bekommen hatte. Denn tief in seinem Innern spürte er, daß das Gelächter in Wahrheit einen bedrohlichen Beigeschmack besaß, und die Schreie weniger nach Lust denn nach Verzweiflung und Furcht klangen. Er wohnte einer Szene bei, die jeden Moment in Grauen umzukippen drohte, welche nach Einmischung verlangte, weil man sich sonst womöglich stets Vorwürfe machen würde.

Alle Schattengestalten waren inzwischen aus seinem Sichtfeld verschwunden. Sie hatten sich längst in den hinteren Teil des Gartens begeben, wo das Pflanzenwerk sich wie bei ihnen zu einem Miniaturwald verdichtete. Ali reckte neugierig den Kopf über die Mauerkannte, doch

alles, was er erkennen konnte, war eine düstere Scherenschnittlandschaft von sich gegenseitig umarmenden Bäumen und Gewächsen. Auch das Gelächter und die kehlig ausgestoßenen Schreie drangen jetzt nur noch leise zu ihm. Da aber sämtliche Geräusche von einem einzigen Punkt zu kommen schienen, vermutete er, daß die drei nun endlich zueinander gefunden hatten. Ali fragte sich, ob er der einzige Zeuge dieses rätselhaften Schauspiels war, und schaute sich im Häuserkarree um. In keinem der Fenster brannte Licht. Vielleicht mochte sich jemand wie er selbst im Dunkeln versteckt halten und das nächtliche Treiben heimlich verfolgen, aber offenkundig fühlte auch dieser sich nicht genötigt einzugreifen, nicht einmal dadurch, daß er sich bemerkbar machte. Das erinnerte Ali an etwas. Er versuchte angestrengt herauszufinden, woran. Und endlich wußte er es: an *ihre eigene Nacht!*

Mit einem Mal erstarben die Schreie mit einem sehr lauten Würgen und Gurgeln. Danach absolute Stille. Dann wieder das undeutliche Gelächter und das feixende Gemurmel, als wäre nichts geschehen. War irgend jemand endlich zum Orgasmus gekommen? Hatte das Wild seine Rolle zur Zufriedenheit der Jäger zu Ende gespielt?

Ali wollte die Sache weiterverfolgen, diese Leute, wenn sie wieder zurückkamen, wegen ihres perversen Spielchens um diese Uhrzeit zur Rede stellen. Vor allem aber wollte er nicht eher ruhen, bevor er den Nackten nicht lebendig vor sich gesehen hatte.

Doch schon im nächsten Moment war dieser Impuls erloschen. Er trat seine Kippe auf dem Balkon aus, ging ins Haus zurück und vergaß den Vorfall auf der Stelle.

Kapitel 16

»Segen über Segen über dieses Haus und einen großen Haufen meiner Scheiße auf die Häupter der Hausherren!« brüllte Hardy Link, kippte in einem Schluck sein Glas Tequila in sich hinein und lachte dann grölend. Er stand auf dem Holztisch in der Küche, umringt von einer Traube sprachloser Gäste, und tanzte wie ein übergeschnappter Elefant zu einer Polka, die wohl nur Schnellsäufer wie er hören mochten. Einige der Aufschauenden schüttelten die Köpfe, andere schmunzelten verschämt.

Ali hätte sich denken können, daß Hardy *der Star* der Einweihungsparty sein würde. Aber wie hätte er das verhindern können? Der Kerl hatte sich ja selbst eingeladen und dazu noch viele ihrer Bekannten und Freunde, bevor Ali und Ida es selber hatten tun können. Andererseits machte sich so ein polternder Clown auf einer Künstlerfete gar nicht so schlecht. Ali hatte sich inzwischen ohnehin vorgenommen, dem neureichen Pack künftig den Rücken zu kehren und mehr Kontakt zu abgedrehten Typen in der Kunstszene zu suchen. Was hier stattfand, war sozusagen der Übergang vom einstigen Schickimickidasein in ein musikalisches. Ob Link wirklich einem künstlerischen Zirkel angehörte, ob er überhaupt irgendwohin gehörte, mochte dahingestellt sein. Aber Ali konnte sich ein schadenfrohes Grinsen nicht verkneifen, daß der Saufterrorist diesen Lackaffen ein wenig die Party vermasselte.

Im Gegensatz zu damals waren er und Ida diesmal nicht schon tagelang vorher von einem wohligen Fieber erfaßt gewesen, als sie das Fest am 1. Mai vorbereiteten. Sie wußten ja, wie es ablaufen würde. Mehr oder weniger. Sie

hatten bereits vor zehn Jahren in die Augen ihrer Gäste geblickt, in denen die Begeisterung während der immer wieder gewünschten Führungen durch das Haus aufblitzte. Sie kannten das Gefühl, wenn man in Sachen Festefeiern von heute auf morgen von Dosenbier auf Champagner und von Kartoffelsalat auf Kaviar umstieg. Sie kannten das Phänomen, daß Wildfremde schlagartig zu besten Freunden wurden, wenn sie, auf Pitch-Pine-Dielenboden wandelnd, von fünftausend-Mark-Lüstern beschienen und der größten Bang-&-Olufsen-Anlage beschallt, miteinander flirten und tanzen durften. Sie kannten die Erfahrung, sich an den Blicken derjenigen zu weiden, deren größter Traum es war, wie sie zu sein, das zu besitzen, was sie besaßen und das zu fühlen, was sie zu jener Zeit gefühlt hatten. Wer weiß, vielleicht hätte so mancher Gast dafür auch ein paar Morde in Kauf genommen.

Und weil Ali und Ida das alles schon kannten und weil es sich für sie so abgenutzt anfühlte, absolvierten sie es nur für die anderen, nicht für sich selbst. Nur noch ein letztes Mal, bevor sie sich den *wahren Dingen des Lebens* zuwenden würden – eine Devise, die ältere Leute oft im Munde führten. Deshalb hatten sie auch die Ausrichtung des Festes diesmal nicht selber in die Hand genommen, sondern dafür einen Partyservice angeheuert: Lieferanten, Köche, Kellner, einen Discjockey, das komplette Programm. Die Angelegenheit wurde dadurch natürlich etwas unpersönlicher. Ali konnte sich erinnern, was für eine heiße Stimmung seinerzeit auf der *echten* Einweihungsfete mit den noch eigenhändig geschmierten Broten und selbstentkorkten Weinen geherrscht hatte. Aber schließlich erwartete man solchen Luxus von Shootingstars wie ihm.

Sie hatten zirka hundert Leute eingeladen. Im Gegensatz

zu früher auch viele Bewohner der Straße, entfernte Nachbarn, welche sie zwar in der Vorwelt zu einem viel späteren Zeitpunkt kennenlernen sollten, aber in ihrem Vorweltgedächtnis ja bereits kannten und deshalb einer Einladung für würdig befunden hatten. Seltsamerweise trugen die Männer in dieser Gruppe alle bis zum Kragen zugeknöpfte Jacketts. Die Tatsache, daß sie zur Party eines Künstlers eingeladen worden waren, schien sie nicht davon abgehalten zu haben, sich wie zur goldenen Hochzeit ihrer Großeltern zu kleiden. Daneben wirkten die anderen Gäste, allen voran Hardy, wie Ensemblemitglieder eines Zirkus. Eigentlich bestanden diese vorwiegend aus Idas Freundinnen und deren jeweiliger Begleitung. Ali besaß ja kaum Freunde, und seine wenigen Kneipenbekanntschaften, die jetzt hier waren, kamen aus derart minderbemittelten Verhältnissen, daß sie in dem ganzen von Porzellangebissen funkelnden Trubel sowohl von ihrem Outfit als auch Benehmen her wie Hilfskräfte des Partyservice wirkten.

Während Ali den Klängen von »Senza una donna« von Zuccherò und Paul Young lauschte, schlenderte er aus der Küche und überließ es dem sich zum Büfett drängenden Volk, mit der Peinlichkeit namens Hardy Link fertig zu werden. Dieser schüttete im Hintergrund immer noch seine Unflätigkeiten über die Gastgeber aus, was sich nach deftigen Scherzen eines Betrunkenen anhören sollte, in Wahrheit jedoch nichts anderes als schlecht kaschierte Mißgunst war. Er war schon halbbetrunkener zur Tür hereingekommen, schnell durch alle Räumlichkeiten gegangen, wobei er in Anbetracht der ganzen Pracht witzigerweise immer wieder so getan hatte, als müsse er sich übergeben, und dann schnurstracks zur Bar in der Küche geeilt. Irgendwann war er auf den Tisch geklettert, hatte sich seiner schwarzen Cordjacke entledigt, das Hemd

halb aufgeknöpft, so daß der haarige Globusbauch wie ein obszönes Teil zum Vorschein kam, und damit begonnen, seine berühmt-berüchtigte Hardy-Show abzuziehen.

Die Musik plätscherte aus dem Eßzimmer durch das ganze Haus, wo alle Möbel dicht an die Wände gerückt worden waren, um eine Tanzfläche zu schaffen. Der auf Schmusesound spezialisierte Discjockey hatte hier sein Mischpult und riesige Lautsprecher aufgebaut. Er lächelte bei seiner Schallplattenakrobatik so selig drein, als genieße er die Wonnen eines Valiumzäpfchens. Aber auch die Gäste schienen nicht weniger wonnetrunken. Damen in ihren hübschesten Kostümen mit fast bis zum Bauchnabel ausgeschnittenen Dekolletes, in Panthère-und-Bvlgari-Wolken gehüllt, ihre Gesichter auf bourdeauxrote Kußmünder reduziert, prosteten Ali zu. Einige unter ihnen blinzelten ihm sogar in eindeutiger Weise zu. Männer mit Tellerchen voller Meeresfrüchte in der Hand klopfen ihm auf die Schulter. »Fabelhaftes Haus! Gleicht ein wenig meiner Hütte in Essex«, sagten sie oder: »Der Weg nach Monaco ist wohl vorgezeichnet!«

Ali wandelte im Nebel der Zufriedenheit und wie in Zeitlupe durch sein in dämmriges Licht getauchtes, von zuccherosüßer Musik berieseltes und von glücklichen Bewunderern bevölkertes Reich, in der Gewißheit, daß sich die Dinge ab nun zum Guten, genauer gesagt, zum Normalen wenden würden. Er war nur leicht betrunken. Zwei Gläser Weißwein. Dabei würde es auch bleiben. Er hatte schon fast vergessen, was sich seit dem 27. März alles zugetragen hatte. Und wenn es ihm wieder einfiel, was selten geschah, so redete er sich ein, daß es Bilder eines Fiebertraums wären. In dieser Hinsicht war er inzwischen ein wahrer David Copperfield geworden: Er konnte unerwünschte Erinnerungen einfach wegzaubern.

Als sollte diese Taktik auch noch belohnt werden,

machte er bei seiner Runde ein paar willkommene Beobachtungen. Zunächst entdeckte er im Wohnzimmer Anton Wachs. Er saß auf dem schwarzen Le-Corbusier-Sofa wie erwartet zwischen zwei atemberaubenden und durch den Segen des Silikons noch atemberaubender gewordenen Blondinen, die er mitgebracht hatte. Mit dem pokalgroßen Cognacglas in der einen Hand, das er gemächlich schwenkte, der knüppeldicken Davidoff in der anderen und der wuchtigen Alain-Mikli-Brille auf der Nase wirkte er trotz seiner Greisenphysiognomie wie ein quietschfidel Playboy. Es hätte ein Schnappschuß aus einem Gesellschaftsmagazin sein können. Der einzige Schönheitsfehler bestand darin, daß auch er ein zugeknöpftes, an der rechten Seite stark ausgebeultes Jackett trug, was ihm eine äußerst unbequeme Haltung aufzwang. Die beiden Männer nickten einander bedeutsam zu, ihr Blick konstatierte: Alles bestens!

Ali staunte nicht schlecht, als er das Eßzimmer erreichte und auf dem Tanzparkett auch Lore von Mahlen und Haschim entdeckte. Eng umschlungen und sich gegenseitig augenscheinlich nur nette Dinge ins Ohr flüsternd, wiegte sich das Paar im Zentrum des Raumes. Ein schönes Bild. Bloß, daß der dünnbärtige Araber viel älter aussah, als er ihn in Erinnerung hatte. Seine Schläfen waren zur Gänze graumeliert, markante Falten hatten sich in das dunkle Gesicht gegraben. Ein Fremder hätte die beiden jetzt für gleichaltrig gehalten, obwohl die Dame zehn, vielleicht sogar fünfzehn Jahre älter sein mußte als ihr Liebhaber. Haschim war seinem schwülstigen Stil treu geblieben. Er trug einen changierenden dunkelblauen Anzug aus Seide. Was für einen Unsinn hatte er sich eigentlich zusammengesponnen, als er in jener Nacht die schreiende Nacktgestalt durch den Garten flitzen sah? Natürlich war es nur ein Sexspielchen gewesen, was sonst!

Er kehrte um, wich galant den umstehenden Grappaschluckern und Küßchen-Küßchen-Verteilern aus und gelangte wieder ins Berliner Zimmer. Und da begegnete er zwei Gästen, die ihn endgültig davon überzeugten, daß in seiner Realität alles mit rechten Dingen zuring. Der amtliche Waldschrat und seine Frau standen unsicher in einer Ecke und begafften die auf zwei Beinen wandernden Geldund Goldvorräte des Viertels. Man sah es ihnen an, daß sie zum ersten Mal einer Prasserei von solchem Ausmaß die Ehre gaben. Ali überlegte, wer sie wohl eingeladen hatte. Wahrscheinlich Ida, obwohl sie von seiner Aversion gegen diese Leute wußte. Vermutlich aber sollte es eine den Neuanfang symbolisierende Geste sein. Ali freute sich trotzdem über das Erscheinen von Familie Waldschrat. Und zwar deshalb, *weil* sie eben ganz offensichtlich die Familie war, an die er sich von früher erinnerte. Der Mann trug keinen Priesterrock, sondern ein Holzfällerhemd und eine verwaschene Jeans. Die Figur seiner Frau spottete jeder Beschreibung. Sie ähnelte ausgespritztem Schaumstoff, der zu unförmigen Hubbein getrocknet war. Die vielen Schwangerschaften hatten eindeutig Spuren hinterlassen. Mit ihrem griesgrämigen Ausdruck und ihrem Mineralwasser in der Hand sahen sie so aus, als würden sie heute abend noch eine Bürgerinitiative für die 100%-Steuer von Reichen ins Leben rufen.

Also hatte ihn seine Wahrnehmung wieder einmal getrogen, als er vor ein paar Wochen seinen Lieblingsfeind in ungewohnter Tracht und bei seinem seltsamen Verhalten beobachtet hatte. Obwohl ein Grund zur Besorgnis, fühlte er sich erleichtert, es fiel ihm geradezu ein Granitbrocken vom Herzen. Er hätte die beiden Miesepeter umarmen können.

»Du mußt etwas gegen diesen Vollidioten unternehmen!

Es kann nicht mehr lange dauern, und er provoziert eine Prügelei!«

Ida stand plötzlich vor ihm und schaute ihn fuchsig an. Sie hatte es wieder getan! Sie hatte sich von der jungen Ida ein Abendkleid *geborgt*. Das korallenrote im Sarongschnitt mit den schuppenförmigen Pailletten. Und nicht nur das Kleid, nein, sie hatte auch noch die Geschmacklosigkeit besessen, sich ihre straßbesetzten fliederfarbenen Pumps von Blahnik anzueignen. Andererseits *gehörten* die Sachen auch ihr. Die junge und die alte Ida waren ein und dieselbe Person. Nun ja, seit einem Monat vielleicht nicht mehr so ganz. Durch das helle, lediglich sparsam dunkle Akzente betonende Make-up, das Stunden in Anspruch genommen hatte, hatte bei ihr trotzdem eine Verjüngung stattgefunden. Seine Ida wirkte verführerischer als jede andere Frau im Haus.

»Was soll ich denn tun?« sagte Ali und seufzte. »Du kennst ihn doch, Hardy ist nun einmal eine Granate. Es gibt keine Party, die er nicht sprengt.«

»Ich dulde so etwas in meinem Haus nicht mehr.«

»Ach, schämen wir uns jetzt vor diesen Goldfasanen, die uns nicht einmal den kleinen Finger gereicht haben, als wir all das aufgeben mußten?«

»Nein, Ali, das haben wir früher getan. Schon vergessen? Ich möchte nur nicht mehr die Kontrolle verlieren über mein Leben, über das, was ich tue, und über die zweite Chance, die wir bekommen haben. Diesmal laß ich es nicht schleifen. Dieser gefährliche Säufer schadet uns nur. Du solltest ihn zur Räson bringen und dann so schnell wie möglich aus dem Haus schaffen, bevor er etwas Schlimmes anrichtet.«

Wie zur Unterstreichung ihrer Befürchtung gellte aus der Küche Hardys Stimme. Der Tonfall entbehrte mittlerweile

jeder Ironie:

»Ihr seht alle aus wie Affen, wißt ihr das, ihr Pfeffersäcke!« rief er. »Wie Affen, die sich bunte Jäckchen und Höschen angezogen und lustig angemalt haben und ihre Wärter nachmachen. Du da! Ja du, du siehst aus wie der größte Affe, wie ein Gorilla siehst du aus! Dahinten im Garten habe ich einen schönen Busch für dich gesehen, wo du hinschießen kannst! Dient auch hervorragend als Versteck bei der Paarung mit dem Affenweib von dem alten Trottel neben dir. Der Herr dieses Hauses aber ist ein gewitzter Pavian. Er macht sein Geld auf dem Rücken von toten Affen. Pfui Teufel! Würde mich nicht wundern, wenn er in der Nacht heimlich selbst auf Affenjagd ginge ...«

Echauffiertes Getuschel vermischt mit Lachern über den böartigen Clown, ja sogar da-capo-Rufe von selbst Angetrunkenen wehten durch den Gang zu den Seichtems herüber. Ali steckte den Kopf um die Ecke und linste wie ein Spion in die Küche. Hardy, der nun wie ein böartiger Buddha im Schneidersitz auf dem Tisch hockte, war inzwischen vom Glas zur Flasche übergegangen. Mit dieser in der Luft fuchtelnd, gab er seine Weisheiten zum besten. Die Baskenmütze hing ihm schief ins Gesicht, das rot angelaufen war und feist wie vor dem Auseinanderbersten wirkte. Die Leute um den Tisch herum studierten ihn mit einer Kombination von Abscheu und Amusement.

Plötzlich erhaschte er Alis Blick. Es war erstaunlich, wie gut seine Reflexe noch funktionierten ...

»Ja, dich meine ich, du Killer!« brüllte er durch den ganzen Raum. »Du hast dieses Haus auf Knochen aufgebaut! Das ist ein Totenhaus! Paß auf, daß die Toten dich nicht eines Nachts holen kommen. Dann nützt dir all der Ruhm und das Geld nichts mehr. Irgendwann fliegt der

Schwindel hier auf, das sage ich euch, ihr Affen. Hey, du Killer, komm her und trink einen mit deinem alten Freund!«

Er brach erneut in schmutziges Gelächter aus.

Ali zog sich wieder zurück. Daß dieser Flegel schon in wenigen Jahren Selbstmord begehen würde, hielt er nun für eine wahrlich segensreiche Sache. Ida schaute ihn wie eine Mutter an, deren Habe-ich-es-dir-nicht-gleich-gesagt-Spruch sich für den Zögling wieder einmal auf schmerzhafteste Weise bewahrheitet hatte.

»Was glaubst du, was ich dagegen unternehmen könnte, Ida? Was glaubst du wohl?« sagte Ali. Er ärgerte sich, weil er durch so etwas Blödes aus seiner tranceartigen Stimmung herausgerissen worden war.

»Du sollst dem ein Ende bereiten«, beharrte Ida.

»Dem wird schon die Flasche in seiner Hand ein Ende bereiten, glaub mir. Ich kenne ihn. Er ist jetzt auf dem Höhepunkt. Wenn die Flasche drei Finger breit leerer geworden ist, wird er müde werden. Dann verliert er an Originalität, vor allen Dingen aber an Stimmkraft. Und ein paar Schlückchen später hockt er auf einem Sessel und schnarcht.«

»Meinst du wirklich?«

Sie klang jetzt gnädiger. Offenkundig fand sie die Voraussage einleuchtend.

»Ja. Schau, es ist das letzte Mal, daß wir diesen Schwachkopf ertragen müssen. Wenn wir damals die Feier nicht schon Monate vorher angekündigt hätten, hätten wir ihn überhaupt nicht zu Gesicht bekommen. Ich werde ihn nämlich nicht mehr wiedertreffen, und ich habe die dunkle Ahnung, daß ihn auch sonst niemand wiedertreffen will. Also lassen wir es über uns ergehen. Es ist ein ekliger Abschied, ich weiß. Andererseits scheint er auch viele zu

amüsieren. Er ist eine richtige Lachnummer.«

»Gib mir einen Kuß!« sagte sie.

Es traf ihn wie ein Blitz. Etwas funkelte in ihren Augen auf, das ihn an früher erinnerte, an viel früher, als sie sich gerade kennengelernt hatten, als sie noch jung und unschuldig gewesen waren. Auch das Gesicht erhielt plötzlich einen frischen Glanz, der jedoch keineswegs von der Verjüngung durch das Make-up herrührte, sondern von einem mystischen Strom aus alten Tagen. Für einen Moment, dem Moment der sentimentalen Musik und der Erleichterung darüber, daß sie sich wieder über ganz alltägliche Dinge streiten konnten, für diesen Moment waren sie wieder zwei Liebende. Ali und Ida küßten sich, und da, ganz flüchtig nur, durchflutete sie das Gefühl der Liebe mit ihrer ganzen Macht, warm und voller Hoffnung, und in beiden Köpfen tauchte die Vision einer Zukunft auf, irgendeiner Zukunft, konturlos zwar, aber verheißungsvoll, und sie wurden vom Glück überwältigt. Natürlich wußten sie insgeheim, daß es für sie keine Zukunft gab. Aber auch in dieser Wehmut verbarg sich ein Stückchen Glück. Weil man sich nämlich dabei immer vorstellte, wie es gewesen wäre, wenn alles ganz anders gekommen wäre, wenn man das Glück wirklich für sich gepachtet hätte. Irgendwie machte schon die Vorstellung vom Glück ein bißchen glücklich.

In diesem Moment wurde die Wohnungstür aufgerissen, und ein Paar betrat das Berliner Zimmer, das für eine Feier dieser Art etwas untypisch war. Ali und Ida trennten sich voneinander und wischten sich verstohlen die Tränen aus dem Gesicht. Gaston Beauville, der die neunjährige Florence auf seine Hüfte gestützt trug, kam verschmitzt lächelnd und mit einer Filterlosen in der Hand auf sie zu. Er trug wie üblich Schwarz. Genauer gesagt: einen schäbigen Anzug, der sich jeglichen Modetrends entzog

und bei dem der Begriff klassisch auch nicht so recht weiterhelfen wollte. Wie üblich bedeckten Aschepartikel das Jackenrevers. Dafür wirkte das Mädchen um so strahlender und lebendiger. Sie war das Püppchen in Rosarot, in einem Püppchenkleid mit tausend Rüschen. Florence strahlte die Seichtens überschwenglich an. Sie waren von Anfang eine Ersatzfamilie für sie gewesen, vor allem Ida hatte für sie oft die Mutter gespielt, die sie nie gehabt hatte.

Ali senkte den Blick. Ihm schoß der Erinnerungsfilm durch den Kopf, der erst im Laufe der folgenden sechs Jahre entstehen würde. Darin würde aus dem kleinen Mädchen, das sich so gern von Onkel Ali die Biographien berühmter Maler erzählen ließ, allmählich ein unverschämt aufreizender Teenager. All ihre Ambitionen wie der Wunsch, eine ebenso grandiose Autorin wie ihre Lieblingsschriftstellerin Emily Bronte zu werden, würden in dieser Zeit zusehends verkümmern und schließlich gänzlich aus ihren Zukunftsplänen verschwinden. Statt dessen würde sie zunehmend ihre weibliche Seite entdecken und es in Fragen der Mode sowie neuesten Make-up-Tricks zu wahrer Meisterschaft bringen. Partys und die Herz-Schmerz-Dramen, die sich dort abspielten, würden ihr Interesse erheblich mehr fesseln als Literatur und die Aussicht auf ein Studium im Ausland. Ihre Schulnoten würden darunter leiden, und die Träume ihres Vaters in bezug auf die Zukunft seines über alles geliebten Kindes würden zerschellen wie kostbare Vasen bei einem Bombardement.

Ali jedoch war damals nicht so weise gewesen wie im Zustand der klaren Analyse heute. Im Gegenteil, Florences schleichende Verwandlung vom kunstsinnigen Mädchen zur frühreifen Circe hatte ihn seinerzeit fasziniert. Aus Kindern werden Leute, hatte er gedacht, ohne die

Verödung ihrer Begabungen zu erkennen. Und irgendwann war es zu viel der Faszination gewesen, als daß er der Versuchung hätte widerstehen können. Es hatte harmlos angefangen und sich unmerklich hochgeschaukelt. Die ganzjährig bauchfrei umherwandelnde Florence setzte sich weiterhin bei jeder Gelegenheit auf Onkel Alis Schoß, als sei sie immer noch das kleine Ding. Ihre Blicke wandelten sich von denen kindlicher Freude zusehends in solche unverhüllten Schmachstens. Sie warf sich vor ihm wie zufällig in Posen, welche eine verlockende Ahnung ihrer intimsten Körperstellen vermittelten. Und die Küsse, die sie ausgetauscht hatten, als sie noch eine kleine Prinzessin gewesen war, bekamen nun eine unmißverständlich andere Qualität.

Es passierte, als Gaston auf einer Geschäftsreise war und Florence aushilfsweise die Galerie beaufsichtigte. Er wußte nichts von seiner Abwesenheit und schaute kurz herein, um einige Details einer bevorstehenden Ausstellung abzustimmen. Und als sie sich gegenüberstanden, war beiden klar, daß es jetzt geschehen würde. Zu Beginn taten sie noch so, als wäre alles wie immer. Ein bißchen Konversation, bei der sie ihren Vater als den schlimmsten Diktator auf Erden anprangerte, weil er partout darauf beharrte, daß sie an den Disco-Wochenenden zur verabredeten Zeit zu Hause war. Dann Neckereien der verbalen Art: Sie zählte seine ersten weißen Haare und kam zu dem Schluß, daß sie für ihn vorsorglich einen Platz im Altersheim reservieren müsse. Danach gingen sie zu handgreiflichem Herumalbern über. Ali war anfänglich noch gehemmt, obwohl er gleichzeitig die Glut in sich aufsteigen spürte. Er wehrte ihre als kindliche Balgerei getarnten Umklammerungen halbherzig ab, doch sein Widerstand erlahmte rasch. Florence wollte

es jetzt wissen und setzte ihm stärker zu. Plötzlich lagen sie sich in den Armen. Es schien weder eine gedankliche noch körperliche Zuflucht zu existieren, schon gar keine, welche von einem der beiden erwünscht war. Und in den Augen beider spiegelte sich ein Feuer, das verheerend und gierig war, doch selbst für den darin Verbrennenden unwiderstehlich.

Er fiel über sie her wie das Monstrum aus dem Märchen, hielt sich erst gar nicht damit auf, sie auszuziehen, sondern zerriß kurzerhand ihren tüllartigen Fetzen von Kleid. So besinnungslos ließ er sich von der Lust übermannen, daß er sie nicht einmal bat, die Ladentür abzuschließen. Immerhin zogen sie sich, aneinander zerrend und saugend, hinter eine Säule zurück. Wie durch Zauberei war Florence in wenigen Sekunden entkleidet. Ja, er kannte ihren Körper, allerdings ihren Kinderkörper, hatte es doch unendlich viele Gelegenheiten gegeben, ihn ganz hüllenlos und mit Eimerchen und Schaufelchen in den Händen zu betrachten. Aber das war Vergangenheit. Unterdessen hatte dieser Körper eine ungeheuerliche Metamorphose durchlaufen. Aus ihm war inzwischen eine Waffe geworden, gegen die kein Mann eine vernünftige Verteidigung besaß. Die drallen, mit daumendicken Warzen bestückten Brüste, der ausladende Hintern, ein praller Honigtopf, der sich zu einer extrem schmalen Taille verjüngte, das sehr dicht behaarte Venusdelta, die ganze betörende Erscheinung, engelhaft und obszön zugleich, sie schien jetzt nur für diesen einen Zweck erschaffen. Und für Ali.

Er stemmte sie an den gespreizten Beinen gegen die Säule und stieß in sie hinein. Zu seiner Überraschung war sie trotz ihres Vampgetues noch Jungfrau. Sie genoß den Schmerz, seinen wildhämmernden Kolben und die Befriedigung darüber, daß sie ihr Ziel erreicht hatte. Blut

rann die Innenseite ihrer Schenkel herunter, aber es war diesmal nicht die Farbe des Leids. Ihr Stöhnen und sein Ächzen erfüllten den ganzen düsteren Raum, allein die krummen und schiefen Gesichter auf den abstrakten Gemälden an den Wänden schauten auf sie herab wie die »Modelle« seiner eigenen Bilder. Sie klammerte sich so fest an ihn, daß es ihn schon schmerzte, und für einen Moment ging ihm die Frage durch den Kopf, wie oft sie ihn wohl so inniglich festgehalten hatte, freilich in kindlicher Absicht.

Und noch etwas ging ihm plötzlich durch den Kopf. Eine Episode, die so fern von ihm und so weit weg in der Vergangenheit lag und die vielleicht erklärte, wie er auf den Geschmack gekommen war: *Marokko, Marrakesch, die Souks, der alte einäugige Krüppel, der ihn dorthin gelockt hatte, das finstere, stinkende Zimmer, das Mädchen mit den ozeangrünen, leuchtenden Augen auf der schmutzigen Pritsche ...* Tatsache war aber auch, daß sich etwas in ihm sträubte, dieser so einleuchtend klingenden Erklärung zuzustimmen. Es schien verrückt, doch er konnte sich nicht mehr daran erinnern, was damals in Marrakesch wirklich geschehen war, ob dort überhaupt irgend etwas geschehen war. Gaston hatte ihm die Reise empfohlen, nachdem er von den immer häufiger stattfindenden Krachen zwischen ihm und Ida nicht mehr die Augen schließen konnte. »Ali, du mußt ein bißchen Distanz gewinnen«, hatte er gesagt. »Spann aus, mach Urlaub, fahr nach Marokko, da ist es wunderbar!« Er hatte ihm dabei verschwörerisch zugezwinkert, als sei Ali über das Unausgesprochene schon im Bilde. Warum hatte er ausgerechnet zu Marokko geraten? Weil er in Wahrheit selbst ein gebürtiger Marokkaner war und über derlei spezielle Verköstigungen für Touristen dort Bescheid wußte? Fragen ... Aber es gab noch eine Frage, die alles

entscheidende, die mit Angst besetzte, die Frage, die er sich eigentlich nicht stellen mochte: *War er überhaupt jemals in Marokko gewesen?* Oder hatte er sich auch diese Episode nur ausgedacht, um die Sache mit dem Taucheralphabet und die nimmer endenden Schuldgefühle für sich plausibel zu machen? Wieder wußte er keine Antwort. Nicht nur die Zeiten schienen durcheinandergekommen zu sein, sondern sein gesamtes Lebensarchiv.

Eine bestimmte Erinnerung allerdings hätte nicht realer sein können, die Erinnerung daran, wie Gaston hinter ihr kleines Geheimnis gekommen war. Der Kardinalfehler bestand darin, daß sie es stets in der Wohnung hinter der Galerie trieben. Wenn Gaston auf Reisen war, versteht sich, und Gaston war dank der exzellenten Geschäfte mit Alis Bildern sehr oft auf Reisen. Gelegentlich stahlen sie sich auch in ein Hotel, wo sie als Vater und Tochter auftraten. Doch meistens zog es sie an die Geburtsstätte ihrer Sünde zurück. Er wußte nicht, ob Ida etwas ahnte, und wenn ja, war es ihm bei seiner zunehmend desolaten Lebenslage auch gleichgültig. Florence und er vermieden es, bei ihren stets wie Akkordarbeit in Sachen Lust ablaufenden Treffen über die Zeit vor ihrer ersten Vereinigung zu sprechen, die Zeit, als er noch der lustige Onkel Ali war und sie die kleine Prinzessin. Sie taten einfach so, als hätten zwei völlig Fremde zueinander gefunden. Das war klug, denn schließlich hätte es in beider Psyche leicht zu einem Knacks kommen können, wenn sie sich plötzlich vergegenwärtigt hätten, was der lustige Onkel und die kleine Prinzessin in dem viel zu kleinen Kinderbett gerade taten.

Als Gaston die Tür zu ihrem Zimmer öffnete, wohl deshalb, weil er dort Geräusche gehört hatte, befanden sie sich nicht einmal in einer allzu verfänglichen Situation.

Sie waren nur splitternacht. Der Hausherr war einem Streik des Flughafenpersonals zum Opfer gefallen und konnte seine Maschine nach New York nicht nehmen. Nach fünfstündiger Warterei in der Lounge war er wieder nach Hause zurückgekehrt – um *das* vorzufinden! Ali lehnte am offenen Fenster und rauchte eine Zigarette, Florence saß auf dem Bett und entfernte die Spuren ihres letzten Liebesakts mit Kleenextüchern vom Unterleib. Als die Tür aufgeschlossen wurde, drehten sich beide erschrocken um. Gastons konsternierter Gesichtsausdruck verriet, daß er im ersten Augenblick glaubte, einem höchst bizarren Traum beizuwohnen. Doch ganz allmählich verwandelte sich dieser Ausdruck. Glühender Zorn bildete sich in den Zügen des kaktusbärtigen Alten ab, dann Ohnmacht und schließlich nur noch Enttäuschung.

Ali sprang schnell in seine Hose und legte, weil ihm wirklich nichts Gescheiteres einfiel, ein dämliches Grinsen auf. Florence starrte mit offenem Mund und den Tüchern auf ihrem Schoß zu ihrem Vater auf.

»Gaston, lieber Gaston«, flötete Ali und gab sich betont leger, was aber leider so echt wirkte wie eine Zeile aus einem Schlager. Das coole Gehabe sollte dem Geschockten zeigen, daß derlei Vorkommnisse zum Leben eines Künstlers nun einmal dazugehörten. Bloß, daß daran weder Gaston noch er selbst glaubten. »Bevor du mir oder Florence den Kopf abhackst, sollten wir uns beide vielleicht hinsetzen, und dann erkläre ich dir bei einem Glas Rotwein ganz in Ruhe, wie es zu dem Ausrutscher kommen konnte, der übrigens viel harmloser ist, als es auf den ersten ...«

»Ich werde dich nicht anzeigen, Alfred Seichtem«, unterbrach ihn Gaston. Er stand immer noch neben seinen Koffern an der Türschwelle wie ein trauriger Vertreter. Aber in der Zwischenzeit war die Enttäuschung in seinem

Blick höchster Konzentration gewichen, geradeso, als sinniere er über die Lösung eines besonders diffizilen Problems.

»Ich werde dich deshalb nicht anzeigen, weil es vermutlich nichts nützen würde. Mademoiselle wollte es bestimmt so haben. Es ist nicht die Pubertät, da mache ich mir nichts vor, sie ist wie ihre Mutter! Mea culpa. Was mich aber wirklich traurig macht, Monsieur Alfred Seichem, ist, daß du auch nicht anders bist als ich. Doch selbst das wäre zu verkraften, denn ich bin an Enttäuschungen gewöhnt. Nein, das wirklich Schlimme an der Sache ist, daß du immer so getan hast, als wärest du etwas Besseres. Du bist allen gegenüber als der reine Künstler im Gegensatz zum Rest der dekadenten Meute aufgetreten, als einer, der über den Dingen steht, als ein Freund, der den Freund nicht hintergeht, als ein Lichtblick, sagt man das so? Du hast dich immer anders gegeben, *moan ami*. Ich jedenfalls wäre nie drauf gekommen, daß du heimlich die kleinen Töchter deiner Freunde fickst, und ich kann mir wirklich jede Menge Scheiße vorstellen. Ich werde dich nicht anzeigen, o nein, Alfred Seichem, ich werde etwas tun, das dich, solange du lebst, an mich erinnern wird. Schau dich in deinem Traumhaus noch einmal gut um, betrachte dein schickes Auto und die obszön hohe Summe auf deinem Konto. Bald nämlich wird es nichts mehr zu sehen geben. Ach, noch etwas, *mon ami*: Komm mir nie wieder unter die Augen. Denn sonst werde ich dich umbringen!«

Ali wußte nicht mehr so genau, wie er es geschafft hatte, aus der Galerie B. herauszukommen. Dafür wußte er nur allzugut, was draußen auf der Straße in ihm vorgegangen war: Selbstverständlich schämte er sich so, daß er sich am liebsten eigenhändig im allertiefsten Gewölbe der Welt eingemauert hätte. Doch wie er so ziellos durch die Straße

lief, mit dem Gefühl, als habe er durch eine unvorsichtige Bewegung die Atombombe gezündet, da mischten sich in die überwältigende Scham auch ganz allmählich nüchterne Überlegungen. Er fragte sich, ob Gaston seine Karriere wirklich torpedieren würde und wie er das wohl anzustellen gedachte. Sein langjähriger Förderer und Mäzen besaß in der Tat Eigenschaften, die einem Angst einflößen konnten. Er war trotz seines geschäftlichen Glückstreffers namens Seichtem ein verbitterter, vor allem aber undurchsichtiger Kauz geblieben. Florences enttäuschende Entwicklung hatte den Prozeß seiner innerlichen Versteinerung noch beschleunigt. Seine harten Worte ihm gegenüber waren eigentlich weniger die Folge des Entsetzens darüber gewesen, daß er seine minderjährige Tochter im Bett mit einem erwachsenen Mann erwischt hatte, als vielmehr der Bestätigung seiner schlimmsten Befürchtungen.

Ali versuchte sich zu beruhigen. »Die Zeit heilt alle Wunden« und ähnliche tröstliche Sprüche schwirrten ihm durch den Kopf. So wie er selbst allmählich Klarheit in seine Gedanken brachte, so würde auch der zornige Gaston nach und nach wieder zur Vernunft kommen, und sie würden wieder Frieden schließen. Objektiv gesehen blieb Gaston auch keine Alternative. Er verdiente nicht schlecht an ihm, praktisch hatte er das Monopol auf seine Werke. Und wenn Ali nach einer gebührenden Schamfrist mit einer steinerweichenden Entschuldigung an ihn herantreten, die gemeinsame gute alte Zeit heraufbeschwören und dabei von Weinkrämpfen der Reue geschüttelt sein würde, dürfte dem versteinerten Zausel auch nichts anderes übrigbleiben, als ihm zu verzeihen. Und Florence? Dieses Abenteuer gehörte endgültig der Vergangenheit an! Offen gesagt, hatte sie ihn in letzter Zeit langsam zu langweilen begonnen.

Alfred Seichthem ging an diesem Tag als unglücklicher Mann nach Hause. Aber auch als einer, der Hoffnung auf bessere Zeiten hegte. Der wolkenverhangene Himmel würde sich irgendwann aufklären, und die Sonne würde wieder herauskommen und ihn mit dem grellen Licht des Glücks bestrahlen, wie er es schon seit Jahren gewohnt war.

Doch die Sonne kam nicht mehr zum Vorschein. Sie verschwand für immer aus seinem Leben. Gaston Beauville reagierte auf seine Entschuldigungen nicht. Wenn Ali anrief, legte er auf, wenn er ihm tiefsinnige Briefe über Schuld und Sühne sandte, erhielt er keine Antwort, und wenn er ihn in der Galerie aufsuchte, war er nicht da. Die Gemälde, die er zu ihm bringen ließ, wurden ihm postwendend zurückgeschickt. Immer öfter wollten sich auch weder Zwischenhändler noch Käufer für seine Kunst finden. Museen sagten Ausstellungen ab, Bildbandverleger stornierten fest eingeplante Buchprojekte mit fadenscheinigen Ausreden, und Einladungen aus dem Ausland blieben aus. Ali ahnte, daß diese Intrige von Gaston gesponnen wurde. Er wußte nur nicht, wie er das machte. Bis er es zunächst in einem Kunstmagazin und dann in fast jeder Zeitung lesen konnte.

Man bezeichnete ihn mit einem Mal als einen Kopisten, als einen Meister des Ideen- und Stilklaus. Ihm wurde vorgeworfen, den österreichischen Maler und Graphiker Gottfried Helnwein zu imitieren, der mit ähnlichen morbiden Motiven, ja sogar mit Gemälden von Toten die Kunstwelt schockierte. Seichthem sei lediglich ein guter Handwerker, in der technischen Ausführung vielleicht sogar gewandter als Helnwein, so die einhellige Meinung. Er habe jedoch weder eigene originelle Einfälle noch seien ihm Sinn und Anspruch der Malerei bewußt. Der Todesstoß für seine Arbeit – und damit seine Existenz –

kam in der Regel im Schlußteil eines jeden Artikels. Der jeweilige Verfasser bemitleidete in einem halb sarkastischen, halb schadenfrohen Tonfall die Sammler und Institutionen, die in der kurzzeitigen Seichtem-Euphorie so viele Werke von ihm angehäuft hatten. Was konkret hieß: Finger weg von diesen Bildern, der Kerl ist gestorben! Am Anfang hatte Ali sich zu wehren versucht, hatte namhafte Anwaltskanzleien gegen derlei ruf- und geschäftsschädigende Publikationen aufgefahren und persönlich bei seinen potentiellen Abnehmern vorgesprochen. Doch die Meute der Kunsthändler und ihrer Kumpane von der Presse, die Gaston nach Lust und Laune mit manipulativen Informationen füttern konnte, war am Ende stärker gewesen. Und als zu allem Überfluß plötzlich auch noch eine Steuernachzahlung von zwei Millionen Mark ins Haus geflattert kam, da hatte Ali sich um Wichtigeres zu kümmern gehabt, als um seinen guten Ruf. So gesehen traf Monsieur Beauville an seinem Untergang weniger Schuld als seinen gottverdammten Steuerberater!

Aber Moment mal – das alles war ja gar nicht passiert! Nein, es handelte sich bei dem Horrorszenario um ein Gedankenspiel. Ali hatte sich weder mit Florence eingelassen und es sich infolgedessen mit Gaston verscherzt noch seinen künstlerisch-kommerziellen Stellenwert eingebüßt noch eine Zahlungsaufforderung mit einer Summe aus dem Reich der Märchen und Fabeln erhalten. Nein, nichts, rein gar nichts war passiert.

Weil wir uns erst im Jahre 1991 befinden, stellte Ali fest, und kehrte mit dem erleichterten Aufatmen eines erlösten Geisterbahnpassagiers am Ende der Strecke wieder auf seine Party zurück. Jener Gaston, der ihn in ferner Zukunft ruinieren würde, machte jetzt mit der freien Hand die Andeutung einer Umarmung und knatterte ihm ins Ohr:

»Jetzt hast du es endgültig geschafft, *mon ami!*« Er klappte sein schmutziggelbes Nikotingebiß weit auf und lachte dröhnend. Er freute sich aus ganzem Herzen für ihn. Und jene Florence, die ihn eines Tages in den dunkelsten Abgrund der Lust reißen würde, jedoch im gegenwärtigen Zeitpunkt noch ein unschuldiges Kind war, löste sich vom Arm ihres Papas und warf sich ihm um den Hals. Ali spürte Idas Blick, so daß er sich sofort verkrampfte, unsicher, wie er reagieren sollte. Als Florence ihm auch noch einen schmatzenden Kuß auf den Mund drückte, errötete er sogar.

»Du hast dir aber ein großes Haus gekauft, Onkel Ali!« sagte sie. »Darf ich dich hier öfter besuchen kommen als in der alten Wohnung?«

Bevor sich die Situation zu einer gigantischen Peinlichkeit auswuchs, half ihm ausgerechnet Ida aus der Klemme.

»Und ich, bleibe ich etwa ungeküßt, Florence?« sagte sie, ergriff das Mädchen und nahm es zu sich. Als sich seinerzeit die Tatsache nicht mehr hatte verleugnen lassen, daß die Geschäfte zum Stillstand gekommen waren, hatte er ihr die wahre Ursache des Desasters gestehen müssen. Sie erlitt einen Nervenzusammenbruch angesichts der Ungeheuerlichkeit, daß ausgerechnet das kleine Wesen, das sie wie an Kindes Statt angenommen hatte, ihr beider Leben zerstört hatte. Er kam deshalb aus dem Staunen nicht heraus, als sie gegenüber Florence, gegenüber der Familie Beauville überhaupt, nun dieses sanfte Verhalten an den Tag legte. Erst herzte sie das Mädchen in ihren Armen, dann küßte sie Gaston auf die Wangen. Sie schien mit der Vergangenheit so definitiv abgeschlossen zu haben wie mit der unheilvollen Zukunft.

»Willst du mal sehen, wie es einem ergehen kann, wenn man sich weigert, immer nur brav Limonade zu trinken,

mein Schatz?« scherzte sie mit Florence. »Komm mit, ich zeige dir einen verrückten Mann, der schon seit Jahren keine Limonade mehr getrunken hat.«

Sie zwinkerte den beiden Männern zu und trug das Mädchen in Richtung Küche, von wo aus Hardys Geschwafel gleich dem Gebetssingsang einer exotischen Religion zu ihnen schwappte.

Gaston trat an Ali näher heran und gab sich konspirativ. Er senkte die Stimme.

»Ein wirklich beeindruckendes Haus, Ali. Aber wenn du hier noch länger die Möbel hin- und herrückst statt den Pinsel zu schwingen, kannst du dir gleich in der Gegend einen Job als Hausmeister suchen. Ich habe mindestens zwanzig Käufer an der Hand, die sich nach neuen Werken von dir verzehren. Drei Großformate würden mir für den Anfang schon reichen.«

»Wieso nicht gleich zehn?«

»*Pardon?*«

»Folge mir, *mon ami!*«

Während Ali im Atelier die an die Wand gelehnten mannshohen Gemälde überall auf dem Boden verteilte, humpelte der schrumpelgesichtige Galerist zwischen ihnen hindurch und musterte jedes einzelne Exemplar wortlos mit der Konzentration eines Beamten von der Spurensicherung. Er beugte sich vor, trat dann wieder etwas zurück, nahm fortdauernd eine andere Perspektive ein, blieb an Details hängen und kniff nachdenklich die Augen zusammen, bis er sich auch schon wieder dem nächsten Werk zuwandte. Schon wegen des gleichbleibenden Motivs ähnelten die Bilder einander, und doch war jedes von ihnen ein Original. Die auf die Zaunstäbe gestützte Gestalt, deren Gesicht wie durch die Tücke des Lichteinfalls oder der Perspektive stets

unkennlich blieb, schien jedesmal eine andere Botschaft auszustrahlen. Die Farben grün, blau und grau, düster und ein wenig schmutzig gehalten, prägten abwechselnd jeweils ein einzelnes Gemälde und trugen so zusätzlich zur atmosphärischen Vielfalt bei.

Nach zirka einer halben Stunde blieb Gaston mitten in Seichtems frischem Œuvre stehen, schnaufte, als habe er mit Hanteln trainiert, und schüttelte den Kopf.

»Das ist kein gutes Material, das ist ganz und gar kein gutes Material«, sagte er dann so selbstvergessen, als spreche er zu sich selbst.

Der Künstler spürte, wie sich ein Riß in seiner Herzwand auftat. Er hatte von vornherein geahnt, daß sein bißchen Talent schon vor Jahren einen tödlichen Infarkt erlitten hatte. All die Mühe war umsonst gewesen.

Gaston jedoch riß mit einem Mal den Kopf hoch, öffnete sein Nikotingebiß und schickte einen brüllenden Lacher zur Decke. Danach winkelte er das kurze Bein hoch und schlug sich klatschend auf den Schenkel.

»Nein, das ist kein gutes Material, *mon ami*«, rief er dem Verdutzten zu, der wie das Opfer eines Erschießungskommandos bleich an eine Wand gelehnt stand.

»Das ist geniales Material!« fuhr Gaston fort. »Das ist Material von höchster künstlerischer Qualität! Und obendrein kommerziell! Das ist ein Traum von einem Material. Ali, diesmal hast du dich selbst übertroffen!«

Der Riß in Seichtems Herz schloß sich wieder, und in seinem Gesicht wollte sich gerade ein Ausdruck der Freude breitmachen, da hatte Gaston die Lobhudelei schon wieder hinter sich gelassen, humpelte wie ein Getriebener zwischen den Bildern hindurch und kratzte sich heftig am Kopf.

»Mal überlegen, wie wir am meisten Kapital daraus schlagen können«, sagte er, und wieder klang es, als spreche er zu sich selbst. »Es handelt sich um eine Serie. Und jeder Sammler von Rang wird scharf sein auf eine Serie von Seichtem. Aber genau deshalb werden wir sie am Anfang nicht als solche ankündigen. Erst wenn wir ein paar Exemplare an diesen und jenen veräußert haben, werden wir die Bombe platzen lassen. Ali, ich prophezeie dir, sie werden sich in ihrem Vollständigkeitswahn gegenseitig zerfleischen. Wir können dadurch die Preise verdreifachen, ach was, verfünffachen!«

Ali grinste. Langsam fand er zu seiner gelösten Stimmung zurück.

»Laß gut sein, Gaston, ich habe dich zu einer Feier eingeladen und nicht zu einer Geschäftsbesprechung.«

Er ging zu ihm und legte ihm eine Hand auf die Schulter.

»Nun ja, wer auf einem solchen Schatz hockt, hat wohl allen Grund zum Feiern. Etwas würde mich trotzdem interessieren, mein Freund: Mir kommt der Mann auf den Bildern irgendwie bekannt vor, obwohl du dir ganz offensichtlich viel Mühe gegeben hast, seine Identität zu verschleiern. Kenne ich das Modell?«

Ali fühlte eine leichte Trübung in seiner gerade aufgekommenen beschwingten Stimmung. Gastons Frage war für ihn ein Stich, der in ihm eine längst verheilt geglaubte Wunde wieder aufriß.

»Du meinst, die Gestalt ähnelt mir?«

»Nein, sie sieht dir kein bißchen ähnlich. Wie kommst du darauf? Sie erinnert mich nur von ihrer Statur und Haltung, ja, von ihrer ganzen angedeuteten Erscheinung her an jemanden, den ich zu kennen glaube.«

Ali hielt es für angebracht, das Thema zu wechseln. Allein die Vorstellung von der wahren Antwort auf

Gastons Frage brachte sein Fundament zum Schwanken. Es war paradox, er kannte den Mann auf den Bildern und kannte ihn doch nicht. Als er ihn gemalt hatte, war er davon ausgegangen, daß er es selber wäre. Schließlich war dieser kuriose Unfall doch ihm zugestoßen, oder etwa nicht? Jedenfalls beinahe. Und trotzdem lauerte in seinem Hinterkopf eine andere Version der Angelegenheit, jene Version, die er während des Malens, tja, sollte er sagen *vergessen* hatte? Und Gaston war ihm auf die Spur gekommen. Wie damals, als er ihn und Florence erwischte hatte.

»Vergiß den Mann auf den Bildern, Gaston«, sagte Ali und legte ihm auch noch die andere Hand auf die Schulter. Beide standen nun über den Gemälden ringsum wie Türme, welche durch Brücken miteinander verbunden sind.

»Ich wollte dir etwas sagen, was ich schon lange loswerden wollte. Ich wünschte, es hätte eine Möglichkeit gegeben, es früher zu tun. Ich wollte mich bei dir entschuldigen.«

»Wofür?«

In Gastons erstauntem Gesicht vervielfachten sich die mediterranen Falten.

»Ich weiß nicht«, erwiderte Ali und wußte tatsächlich nicht, wie er es unter den gegebenen Umständen ausdrücken sollte. »Das Leben führt bisweilen ein Eigenleben, es entgleitet einem wie etwas Glitschiges, obwohl man dachte, man hätte die Kontrolle darüber. Und auch wenn es unser eigenes Leben ist, sind wir oft bloß dessen Zuschauer. Wir alle machen Fehler, die wir später bereuen. Die meisten Dinge im Leben gehen kaputt, weil man sich keine Gedanken um die Zukunft macht. Um die Zukunft einer Freundschaft zum Beispiel.«

»Aber wovon redest du denn, *mon ami*?« sagte Gaston und legte seine Hände ebenfalls auf Alis Schultern. »Du bist mir keine Entschuldigung schuldig. Du bist mein Freund und dazu mein bestes Pferd im Stall, wie man so sagt. Du hast dir nie etwas zuschulden kommen lassen. Im Gegenteil. Du beschämst mich mit deinen Worten. Oder besser gesagt, du gibst mir Rätsel auf.«

»Ich will damit sagen, Gaston, daß ich heute, also mit meinem Erkenntnisstand von heute, ich meine, wie ich heute bin, daß ich dir niemals weh tun würde. Ich würde dir niemals weh tun, Gaston ...«

Plötzlich vernahmen sie Schritte. Sie wandten sich um und sahen Ida die Wendeltreppe hochsteigen.

»Ali, du mußt unbedingt kommen!« sagte sie. Ihr kunstvolles Make-up konnte nicht verbergen, daß ihr Gesicht inzwischen kalkweiß geworden war. »*Er* macht irgendwas im Garten.«

Kapitel 17

Als Ali in die Küche gestürmt kam, wurde ihm die Sicht von einem Pulk von Leuten mit ihm zugewandtem Rücken versperrt. Es kam ihm so vor, als habe sich die gesamte Festgesellschaft hier versammelt. Sie drängten sich dicht an dicht vor den offenstehenden Glastüren und stießen sich mit den Ellenbogen an, um einen günstigen Ausblick auf den Garten zu ergattern. Es herrschte Volksfeststimmung. Aufheulendes Gelächter, plumpe Witzeleien und anfeuernde Zurufe überblendeten einander. Und über den Köpfen die hochgestreckten Hände mit den Champagner- und Cocktailgläsern.

Ali bahnte sich hastig den Weg durch die Menge, indem er die Gaffer rabiat zur Seite riß. Ida folgte ihm wie eine hysterische Mamsell mit zitternden Gliedern, nur Gaston hatte beschlossen, oben zu bleiben und den kostbaren Schatz noch einmal unter die Lupe zu nehmen. In Erwartung des Superjackpots hätte von ihm aus die Welt außerhalb des Ateliers ruhig untergehen können.

Schließlich stand Ali in der vordersten Reihe der Zuschauer und spähte in den Garten, der durch die aus dem Haus dringende Festbeleuchtung und Lampionketten an den Bäumen fahl erleuchtet war. Er glaubte sich angesichts des Spaßes, der die Gäste so in seinen Bann zog, vor Entsetzen einem Erstickungsanfall nahe! Hardy Link kniete in der Ferne vor dem kleinen Hügel, schaufelte mit bloßen Händen pausenlos Erde hinter sich wie das Rad eines Dampfers Wasser und brüllte unter irrem Gelächter recht zutreffende Dinge. »Hier liegen die toten Affen begraben!« rief er so laut, daß es im Häuserkarree widerhallte. Und:

»Der ruchlose Affe Alfred Seichem macht seine Affenbrüder heimlich tot und verscharrt sie in seinem Garten!« Es hörte sich an wie die Kabarettversion der grausigen Wahrheit. Zu Füßen des Wahrheitsverkünders, den freilich keiner als solchen erkannte, stand eine angebrochene Tequilaflasche. Es war erstaunlich, zu welch phänomenaler Klarsicht Alkohol manchmal verhelfen konnte.

Trotz des Schreckens, der bei Ali akute Atemnot sowie einen Schweißausbruch am ganzen Körper verursachte und ihm kurzfristig nicht nur die Sprache, sondern auch das Denken verschlug, ermahnte er sich, die Sache so rasch wie möglich unter Kontrolle zu bekommen. Er war sich nicht sicher, ob seine feinen Gäste sich weiterhin in Heiterkeitsausbrüchen ergehen würden, wenn der gute Hardy die ersten halbverwesten Gliedmaßen aus dem Erdhaufen ausbuddelte.

»Wie, zum Teufel, kommt er dahin?« entfuhr es ihm, ohne darauf eine vernünftige Antwort zu erwarten.

»Das habe ich auch nicht so richtig mitbekommen«, entgegnete Ida, die sich nun an seine Seite vorgekämpft hatte.

»Es war ein riesiges Durcheinander in der Küche, hauptsächlich natürlich wegen Hardys Showeinlagen. Er muß irgendwann rausgelaufen sein und sich den Hügel als wirkungsvollere Bühne ausgesucht haben. Das ist übrigens schon seine zweite Flasche Tequila.«

»Schaff die Leute hier weg, lenk sie irgendwie ab!« befahl Ali, stieg von der kleinen Terrasse die Eisenstufen hinab und eilte über den Rasen. Ein hastig zurückgeworfener Blick verschaffte ihm die beruhigende Gewißheit, daß Ida diese Aufgabe ganz ordentlich bewältigte. Die Arme ausgebreitet, um Verständnis

bittend, lächelnd und Verheißungsvolleres im Innern des Hauses versprechend, drängte sie die Schaulustigen aus der Küche zurück. Diese gehorchten ihr, wenn auch schmallend und unter Protest. Er wandte sich wieder Hardy zu. Dessen in schwarzen Cord gehüllter, gewaltiger Rücken hob und senkte sich so gleichmäßig und unermüdlich wie eine Maschine. Und im monotonen Rhythmus dieser Maschine schaufelten auch die Hände die Erde unablässig nach hinten. Dort, wo die Erdklumpen landeten, waren schon zwei ansehnliche Haufen entstanden. Die Baskenmütze auf seinem Kopf vibrierte fiebrig, als sei sie ein Meßgerät, welches das Tempo der Maschine anzeigte.

»Hardy!« bellte Ali, »Hardy!«

Er hatte ihn endlich erreicht und begab sich in die Hocke. Die durch den ersten Schock hervorgerufene Atemnot kehrte nun beim Anblick von Hardys Arbeitsresultat mit doppelter Stärke zurück. Ali glaubte vor Bestürzung tatsächlich, augenblicklich ersticken zu müssen, als er sah, wie groß und tief das Loch an der Vorderseite des Hügels bereits war. Es fehlte nicht mehr viel, und der Schürfer hätte in dem Grab für sich selbst ein passendes Plätzchen finden können.

»Du verdammter Idiot, bist du denn jetzt vollkommen übergeschnappt!« herrschte Ali Hardy an, doch es klang weniger einschüchternd als panisch. Kalter Angstschweiß rann ihm über das ganze Gesicht. Sein Blick war auf die emsig baggernden Hände in der Erde fixiert. »Was denkst du dir eigentlich dabei?«

»Ich suche nach toten Affen, verehrter Herr Seichtem, du größter Maler des Jahrtausends!« lallte Hardy in einem spöttischen Tonfall, ohne mit der Buddelai innezuhalten. Auch er war schweißgebadet und verströmte den Gestank eines Bisons, der obendrein gerade in einem Keller mit

Schnapsfässern gewütet hat. Sein Granatapfelgesicht, an dem die schweißgetränkten Haare und buschigen Augenbrauen klebten, schien um das Doppelte aufgedunsen und verlieh ihm das Aussehen eines entflohenen Irrenhausinsassen. Die Hose, die Jacke, das nun bis zur Gänze geöffnete Hemd waren vollständig von feuchter, frischer Erde befleckt.

»Reiß dich endlich zusammen, Mann, und benimm dich wieder wie ein normaler Mensch! Mußt du dich vor all diesen Leuten zum Gespött machen und mich gleich mit?«

»Aber wieso denn, Killer?« sagte Hardy und ließ sich nicht stören. »Ich decke nur auf. Du hast deinen Erfolg einem Pakt mit dem Teufel zu verdanken. Oder der größten Hure in dieser Stadt!«

Er brach in ein Hohngelächter aus, das sich allerdings eher wie das Grunzen eines Schweins anhörte. Aus seinen Mundwinkeln floß Sabber. Da ergriff Ali plötzlich seine Arme, hielt sie fest und versuchte, ihn am Graben zu hindern. Doch der Angegriffene schien darauf vorbereitet gewesen zu sein. Sein aufgesetzt fröhlicher Ausdruck wechselte schlagartig zu eisiger Wut. Er entwand sich blitzschnell Alis Griff und versetzte ihm einen Schlag auf den Brustkorb. Ali stockte diesmal wirklich für lange Sekunden der Atem, und er faßte sich mit schmerzverzerrtem Gesicht an die Stelle, wo der Hieb ihn getroffen hatte.

»Du hast dich lange nicht gemeldet«, sagte Hardy und nahm seine Grabungsarbeit wieder auf, als wäre nichts geschehen. Dann öffte er Ali nach: »»Vielleicht sollten wir später noch mal telefonieren. Sagen wir, Ende der Woche.« Erinnerst du dich noch? War das vor einem Monat? Oder vor eineinhalb? Wenn ich von dieser Scheißveranstaltung nicht vorher Bescheid gewußt hätte, hättest du mich überhaupt nicht eingeladen, stimmt's? Und

du wirst mich auch nicht mehr anrufen, stimmt's? Du willst mich nie mehr Wiedersehen, stimmt's, Ali Baba, stimmt's?»

Ein Anflug von Traurigkeit streifte sein Granatapfelgesicht. Alis Mitgefühl hielt sich in Grenzen. Abgesehen von seinen Atembeschwerden beherrschte ihn nur noch ein Gedanke: daß sein ehemaliger Kumpel mit seinen Grabungen noch Erfolg haben könnte. Er blickte aus den Augenwinkeln diskret über Hardys Schulter Richtung Haus. Die hell erleuchtete Küche war bis auf einen langbeschürzten Kellner leer. Ida hatte exzellente Arbeit geleistet. Man hörte nur noch das Baßgebrumm der Musik aus dem Eßzimmer und gelegentlich schrilles Gelächter.

Ali schnappte sich die neben dem fleißigen Maulwurf stehende Tequilaflasche, überwandt seinen Ekel und genehmigte sich einen kräftigen Schluck. Bei dem Gedanken, daß er damit die Speichelreste dieses grunzenden Schweins und wer weiß was noch alles in sich aufnahm, hätte er sich beinahe übergeben.

»Wie kommst du, um Himmels willen, auf so eine bescheuerte Idee, alter Freund?« sagte er und streckte Hardy die Flasche entgegen, das einzige Angebot, das der nicht würde ablehnen können. Und tatsächlich hörte er kurz zu graben auf, nahm ihm die Flasche ab und trank ausgiebig. Danach ächzte er so laut und qualvoll, als hätte in seinen Eingeweiden eine Detonation stattgefunden.

»Unser Leben ist nun einmal verschieden, aber das heißt doch nicht, daß wir keine Freunde mehr sind«, fuhr Ali fort, entriß ihm die Flasche und tat so, als würde er wieder trinken. In Wahrheit verstopfte er mit der Zunge die Öffnung. Er reichte die Flasche wieder zurück, die der Totengräber bereitwillig annahm. »Herrgott, du müßtest mal in meiner Situation sein. Dann würdest du es dir

bestimmt zweimal überlegen, ob du wirklich mit mir tauschen willst. Der Druck von Gaston, das ewige Jetten rund um die Welt, der Streß mit den Finanzen, die Steuer, ich kann dir verraten, das kann einen ganz schön fertigmachen. Erfolg ist eine schöne Sache, aber nur wenige kennen auch die Kehrseite der Medaille.«

Hardy lächelte bitter, als durchschaue er den plumpen Trost, und arbeitete unbeirrt weiter.

»Aber früher hast du trotz deines garstigen Jochs immer noch Zeit gefunden, an der Seite deines *alten Freundes* Wüschelrutengehen mit deinem Schwanz zu spielen oder?«

Ali spürte, daß er die Sache etwas beschleunigen mußte. Irgendwann war auch der stärkste Bär außer Gefecht gesetzt, man mußte das Betäubungsgeschoß nur richtig dosieren. Er linste noch einmal unauffällig nach hinten zur Küche, wo der Kellner den Raum gerade mit einem großen Tablett voller Weingläser verließ. Ali rückte näher an Hardy heran und legte ihm einen Arm um die Schulter. Er hielt ihn nun richtig fest an sich gedrückt. Dann nahm er die Flasche und führte sie ihm an den Mund. Hardy wehrte sich nicht, sondern soff begierig wie ein Säugling seine Milch.

»Alles wird wieder so sein wie früher, Hardy, vertrau mir. Schon nächste Woche ziehen wir wieder zusammen los, ganz wie früher«, sprach er beruhigend auf ihn ein. Dabei rückte er unmerklich immer näher an ihn heran, so daß sie vom Haus aus gesehen das Bild zweier Kumpels abgaben, die in trauter Harmonie miteinander picheln. Obwohl Hardy zwischendurch genug zu haben schien, hielt Ali ihm die Flasche unerbittlich an die Lippen. Der alte Säugling schluckte wohl oder übel weiter, Schnaps rann ihm aus den Mundwinkeln und über das Kinn und erreichte schließlich seinen freiliegenden, haarigen Bauch.

Dann endlich hatte Ali ein Erbarmen.

»Wir sind beide aus der gleichen Position gestartet, du Hurensohn!« sagte Hardy. Er sprach jetzt wieder klar, dafür jedoch sehr langsam. Auch seinen Bewegungen haftete etwas Gemächliches, ja Bleiernes an, und er streichelte die Erde eher, als daß er darin grub. »Ich war sogar auf dem vorderen Platz. Aber du, du hast Glück gehabt, hast im Lotto gewonnen, hast diesen Scheiß mit den Toten zur Weltsensation aufgeblasen, und die Leute haben es gefressen. Jetzt hast du alles, und ich habe nur Schulden. Dabei bist du auch nicht besser als ich. Das ist ungerecht!«

»Irrtum, Hardy, das ist sehr gerecht. Die meisten Menschen begehen im Laufe ihres Lebens eine Reihe von kleinen Sünden. So wie du. Das registriert Gott aber nicht, das ist für ihn Kleinkram, es ist für ihn uninteressant. Gott ist immer nur von denjenigen fasziniert, die große Sünden begehen. Wie von mir. Weißt du auch, warum? Damit er sich später raffinierte Strafen für sie ausdenken kann. Ist einfach unterhaltender für ihn. Du hättest dich von Anfang an auf große Sünden spezialisieren müssen, wenn du eine große Nummer hättest werden wollen, vielleicht hättest du dann auch im Lotto gewonnen.«

»Ich habe keine Ahnung, was du mit diesem Quatsch meinst, Killer.«

»Das macht nichts, Hardy. Hauptsache, ich enttäusche dich nicht als Gastgeber. Prost!«

Ali setzte die Flasche erneut an Hardys Mund und preßte die andere Hand gegen dessen Hinterkopf, so daß eine ideale Abfüllposition gewährleistet war. Hardys Widerwillen konnte man nur daran erkennen, daß er den Kopf adagio schüttelte. Seine rotgeränderten Augen dagegen starrten seinen fürsorglichen Freund weiterhin

erwartungsvoll an, als giere er nach der Druckbetankung. Ali hob die Flasche etwas höher als beim letzten Mal an und verstärkte den Druck. Als in der Flasche nur noch ein knappes Viertel übriggeblieben war, gönnte Ali sich und Hardy wieder eine Pause.

Hardy kniete jetzt vor der Grube und wankte mit dem Oberkörper. Sein Kopf, auf dem die Baskenmütze mittlerweile so schief saß, daß sie jeden Moment abzustürzen drohte, sackte ein wenig zur Seite und sein Blick bekam etwas Jenseitiges. Sein Mund stand offen und eine undefinierbare trübe Flüssigkeit rann in dünnen Fäden über sein Kinn. Die Hände streichelten nicht einmal mehr die Erde, sie spielten nur noch gedankenverloren damit. Sie lasen einige Krümel auf und ließen sie dann zwischen den Fingern rinnen. Die Mütze fiel endlich herunter und entblößte eine verschwitzte Halbglatze. Hardy wirkte jetzt wie der Mönch einer höchst suspekten Sekte.

Ali glaubte sich von seinem Ziel nur noch eine Haaresbreite entfernt. Gleich würde der Bär umkippen und für eine kleine Ewigkeit die Augen schließen. Falls er nicht längst eine Alkoholvergiftung hatte und einige Jährchen vor dem vorgesehenen Termin Bekanntschaft mit dem Koma schließen würde. Aber das schien unwahrscheinlich, schließlich hatte Ali in der Vergangenheit oft genug mit eigenen Augen beobachten dürfen, wie der gute Freund schon manch härtere Nacht unbeschadet überstanden hatte. Wenn er am nächsten Tag aufwachen würde, was sich für ihn etwa so anfühlen dürfte, als habe er Pest und Cholera gleichzeitig, würde er sich an den Ausklang des Abends wohl kaum mehr erinnern. Es war sogar anzunehmen, daß er bezüglich Alis Feier einen Filmriß haben würde. Eine solche Hammerdosis würde selbst einem Elefanten das Gedächtnis verwüsten. Ali mußte jetzt nur noch dafür

sorgen, daß die Kellner Hardy gleich oben ins Schlafzimmer verfrachteten. Dort konnte er bis zum Ende der Party in seinem Säufernirwana schweben. Danach würde er ihn nach Hause fahren und für immer sich selbst überlassen.

»Killer, du Killer ...«, murmelte Hardy. Es war das letzte Wehklagen des harpunierten Wales, der sich noch etliche Kilometer weitergeschleppt hatte, doch nun allmählich seine Lebensgeister erlöschen spürte. Die beiden Männer blickten einander unverwandt in die Augen, und in beiden Augenpaaren spiegelte sich die Wahrheit über ihr künftiges Schicksal. Es war keine schöne Wahrheit, die sie da sahen.

»Mit dir stimmt etwas nicht, Killer«, sagte Hardy. Anscheinend besaß er immer noch ein paar Tropfen im Tank.

»Nein, du bist anders, nicht du selbst. Noch vor einem Monat, da ...«

Wieder rann die trübe Flüssigkeit aus seinem Mund.

»Und jetzt ... Du bist anders, wie ausgewechselt bist du. Irgendwas, du hast irgendwas gemacht. Dieses Haus, es riecht seltsam, nach Tod irgendwie. Und dieser Hügel, beschissen seltsamer Hügel, Hügel am Ende des Gartens, du hast einen schönen Garten, und ich schaue auf ein verkrüppeltes Gebüsch an der Schnellstraße, wo Penner hinkacken, dieser Hügel, es liegt was vergraben darunter, die toten Affen, hast sie einfach kaltgemacht, die Affen ...«

»Nichts liegt hier vergraben, Hardy, rein gar nichts«, sagte Ali und lächelte ihn so zärtlich an wie der Haifisch den Wal, der in einer überdimensionalen Wolke aus Blut treibt.

»Und was ist das?«

Ali dachte zuerst, daß es sich lediglich um eine weitere gelallte Belanglosigkeit handelte. Doch dann spürte er den

Ernst in Hardys durchbohrendem Blick, und ohne daß dieser Blick irgendwohin deuten mußte, senkte er instinktiv den Kopf. Hardy hielt einen aus der Erde ragenden Fuß in der Hand. Er steckte in einem schlammverdrechten Doc-Martens-Boot, und unter dem ebenfalls vollkommen verdrechten Hosenbein sah man ein kleines Stück der Wade. Sie war pechschwarz und irgendwie schuppig, als löse sie sich Schicht für Schicht langsam auf. Ein süßlicher, üblerregender Gestank wehte Ali plötzlich in die Nase.

Großer Gott, wann hatte diese Halbleiche den Fuß dieser Volleiche aus der Erde gefummelt! Es hatte nur einer Minute der Unaufmerksamkeit bedurft, und Hardy hatte trotz seiner Ausfälle das vollbracht, was er, Ali, die ganze Zeit zu verhindern versucht hatte. Es war unfäßbar! Einfach unfäßbar, wie gemeingefährlich dieser Kerl war! Selbstverständlich traf auch den echten Totengräber die Schuld. Es war wahrlich keine gute Idee gewesen, den schweren Bibo im bescheidenen Mausoleum der jungen Seichtems unterzubringen. Doch noch unverzeihlicher war es wohl gewesen, diesen Fehler im zurückliegenden Monat nicht korrigiert und die Leiche *umgebettet* zu haben, um im Bestatterjargon zu bleiben. Jetzt rächte sich Alis Verdrängungstaktik. Jedenfalls war es nun zu spät.

Oder vielleicht doch nicht?

Ali spürte solch namenlosen Zorn wie seit der tagelangen Verfluchung Gottes nach Patricks Tod nicht mehr. Er ergriff mit wutverzerrter Miene die Tequilaflasche und rammte sie mit voller Wucht in Hardys geöffneten Mund. An dessen Gesichtsausdruck änderte das freilich auch nicht mehr viel.

Er schwankte weiterhin zwischen kosmischer Gleichgültigkeit und fragender Konzentration. Mit flacher Hand gegen den Flaschenboden drückend, leerte Ali den

Rest Tequila in Hardys Kehle. Nun endlich änderte sich an dessen Gesichtsausdruck doch etwas. Die Augen seines alten Freundes rollten himmelwärts, so daß nur noch das Weiß der Augäpfel zu sehen war, und aus dem Mund floß statt der trüben Flüssigkeit etwas Blut. Ali mußte ihm im Zustoßen der Flasche wohl die Schneidezähne gebrochen haben. Dann sagte Hardy geradezu behaglich »Ahhh!«, ließ von Bibos Fuß ab, der wie ein geheimnisvolles Zeichen aus der Erde herausragte, legte seinen Kopf auf Alis Schulter, schmiegte sich richtiggehend an ihn, schloß die Augen und fing auf der Stelle an zu schnarchen.

Es war in der Tat nicht zu spät gewesen. Denn durch den entlarvenden Fund hatte sich, verglichen zu vorher, eigentlich nichts Wesentliches geändert. Nach einem derart monströsen Vollrausch würde es schon an ein Wunder grenzen, wenn Hardy sich am nächsten Tag noch an seinen eigenen Namen erinnerte, geschweige denn an irgendeinen verwesten Fuß. Und wenn er es doch täte, so würde er es dem Delirium tremens zuschreiben – notfalls würde Ali selbst dafür sorgen, daß er es so sah. Falls er ihn überhaupt wiedertraf, was etwa so wahrscheinlich schien, wie daß Hardy jemals im Lotto gewann. Er war also mal wieder davongekommen. Vorläufig jedenfalls.

Während der ganzen Zeit hatte Ali sich vorgestellt, welches Bild sie von hinten für einen imaginären Beobachter in der Küche abgaben. Jener hätte von dort aus selbst während der heftigen Aktion nichts weiter als die traulich Rücken an Rücken beisammen knienden Freunde wahrnehmen können. Dabei wollte es Ali auch belassen. Er schüttete den verräterischen Fuß schnell wieder mit Erde zu, dann, soweit es ging, auch die Grube. Dann wischte er Hardy mit einem Taschentuch das Blut von den Lippen und setzte ihn dann geradezu zärtlich auf dem Rasen ab. Nachdem er sich noch einmal nach verräterischen Spuren

umgesehen hatte und zu seiner Beruhigung nichts entdecken konnte, stand er auf, wandte sich zum Haus und ging zurück, um die Kellner um Hilfe zu bitten.

Und wieder stellte sich die Atemnot ein. Und der kalte Angstschweiß auf seiner Stirn. Und die Befürchtung, Gottes strafende Faust könnte jeden Moment auf seinen Schädel niedergehen. Oben auf der Terrasse stand eine schlanke männliche Gestalt, die sich gegen die leuchtende, leere Küche wie ein Scherenschnitt abhob. Die linke Hand des Mannes steckte ganz lässig in der Hosentasche, während in seiner rechten eine Zigarette glimmte. Das Bild ließ Ali unwillkürlich an die dubiose Figur in einem Agentenfilm denken. Es war ganz offensichtlich, daß der Mann zumindest die Schlußphase seines Treibens beobachtet hatte. Wie gründlich, würde sich gleich herausstellen. Ali wurde das Gefühl nicht los, daß er schon die ganze Zeit dort gestanden, sich aber immer wieder aus dem Bereich des Lichts zurückgezogen hatte, wenn er sich seinerseits von ihm beobachtet gefühlt hatte.

Ali zwang sich, trotz der Überraschung ruhig zu bleiben. Weder stockte er im Gehen noch gestattete er sich, daß seine genervte Miene in eine Angstfratze umschlug. Je näher er der Terrasse kam, um so mehr erhielt die Schattengestalt Dreidimensionalität und Farbe. Es handelte sich um einen wie gekaut und wieder ausgespuckt aussehenden jungen Mann, vielleicht Anfang Dreißig. Er war unrasiert, und seine Haut war auffallend blaß. Dunkle Augenränder und gesprungene Lippen deuteten auf einen ungesunden Lebenswandel hin. Seine Frisur entzog sich jeglicher Zuordnung; die ungepflegten brünetten Haarbüschel wucherten wie Unkraut in alle Himmelsrichtungen. Er trug einen hellen Sommeranzug, zerknittert und mit Flecken übersät, und eine ebenfalls fleckige Krawatte, deren Knoten er gelockert hatte. Obwohl in seinem Gesicht keine

ausgeprägten Falten zu erkennen waren, machte er einen recht verlebten Eindruck. Dennoch umspielte ein Schalk seine Augen, geradeso, als könne er über alles, was ihm unter die Augen kam, nur lachen.

»Ihr Freund schluckt wohl für sein Leben gern, was?« sagte er und zog inbrünstig an der bis fast zur Kippe heruntergebrannten filterlosen Zigarette. Während Ali die Eisenstufen hochstieg, bemerkte er, daß Mittel- und Zeigefinger der Hand vom Nikotin bereits gelb verfärbt waren. Er kannte den Mann nicht, und ein untrügliches Gefühl sagte ihm, daß Ida ihn ebenfalls nicht kannte. Und so, wie er aussah, schien er auch nicht aus der Gegend zu stammen. Wieso war er dann auf seiner Party?

»Schlucken ist kein Ausdruck«, sagte Ali und stöhnte: ganz der gutmütige Gastgeber, der die charakterlichen Defizite seiner Gäste mit Engelsgeduld erträgt.

Aus der Nähe stellte er nun fest, daß der unheimliche Agent noch ungesunder aussah als angenommen. Entweder bestand seine Hauptbeschäftigung darin, sich uneingeladen auf wildfremden Partys herumzutreiben oder ... Plötzlich beschlich Ali ein böser Verdacht.

Wieder schien der Mann in sich hineinzugrinsen. »Was hat Ihr Freund dort am Hügel eigentlich gesucht?«

»Ach, kümmern Sie sich doch bitte um Ihren eigenen Kram, ja!« platzte es aus Ali heraus. Er blieb stehen und schaute ihm geradewegs ins Gesicht. »Wer sind Sie überhaupt? Wer hat Sie eingeladen?«

Der blasse Mann zuckte zusammen, sein Grinsen verschwand. »Oh, entschuldigen Sie bitte vielmals, Herr Seichtem«, sagte er, nahm die Hand aus der Hosentasche und streckte sie Ali entgegen. »Kasimir Kreuzer jr. Sie wissen schon, Mordkommission.«

Kapitel 18

Ali wußte nicht, wieviel oder ob Junior überhaupt etwas gesehen hatte. Aber er war Polizist und wußte seine Eindrücke in folgerichtige Zusammenhänge zu bringen. Daß Junior den Hügel entdeckte, diese bizarre Erhebung, die so gar nicht zum schmucken Garten eines vermögenden Malers passen wollte, hätte Ali gerne vermieden. Die skurrilen Vermutungen eines Besoffenen waren eine Sache, das Addieren und Kombinieren von Fakten eines Kommissars jedoch eine ganz andere. Er würde wissen wollen, was es mit dem Hügel auf sich hatte, und der Hausherr würde ihm etwas von einem Komposthaufen erzählen. Aber der Kommissar würde ihm nicht glauben, dieser Hügel würde immer im Zentrum seines Interesses und seiner Ermittlungen stecken wie der sprichwörtliche Stachel im Fleisch.

Vielleicht aber sollte er nicht gleich allzu schwarzsehen. Was hätte Junior von seiner entfernten Warte aus schon erkennen können? Im schlimmsten Fall wie ein Maler einen anderen Maler mit ein bißchen Gewalt betrunken machte. Waren derartige Scherze in diesen Kreisen so unüblich? Wohl kaum. Wenn Junior tatsächlich so ein großer Kunstliebhaber war, wie er es am Telefon von sich behauptet hatte, dann mußten ihn Biographien anderer Künstler gelehrt haben, daß dieser Menschentyp zu noch derberen Späßen aufgelegt war. Und die Sache mit dem Hügel, nun ja, so wahnsinnig konnte nicht einmal ein Polizist aus einem B-Movie sein, daß er annahm, der Verdächtige hätte eine Leiche in seinem eigenen Garten vergraben. Es gab schließlich kein Motiv und keine Zeugen, und an diesen beiden Nüssen würde Junior so

lange zu knacken haben, bis seine Theorien schließlich daran zerbrachen.

Ali bat zwei Kellner, die gerade mit Tablett voll leerer Gläser die Küche betraten, sich um Hardy zu kümmern. Sie sollten ihn ins Haus zurücktragen, nach oben ins Schlafzimmer bringen und ins Bett stecken. Er sagte das geradezu besorgt, damit der Herr Kommissar hinsichtlich seiner Gefühle gegenüber seinem lieben Freund Hardy auch ja keine Zweifel hegte.

»Wieso haben Sie Ihr Erscheinen vorher nicht angekündigt?« fragte er Kreuzer jr., immer noch auf der Terrasse stehend, ohne ihn anzuschauen. Sein mitfühlender Blick hing an den Kellnern in der Ferne, die nun am Fuße des Hügels über die adäquate Methode in Streit zu geraten schienen, wie sich das Walroß am besten ins Haus verfrachten läßt.

»Hatten wir nicht abgemacht, daß Sie mich erst anrufen würden, wenn Sie mich treffen wollen?«

»Aber das habe ich ja, Herr Seichtem.« Kasimir verlor nun seine lässige Selbstsicherheit und schien ganz unglücklich über das offensichtliche Mißverständnis. Oder er tat nur so. »Jemand war am Telefon und sagte, daß hier heute eine Party stattfinden würde und Sie ganz sicher zu Hause wären.«

»Ach so, da haben Sie sich einfach gedacht: Geh' ich mal ganz locker auf die Party vom großen Seichtem! Sie hätten sich denken können, daß derjenige am Telefon irgendein Hanswurst vom Partyservice war. Kann es sein, daß Sie ein Freund von Überraschungsbesuchen sind, Herr Kommissar?«

»Sie sind viel zu mißtrauisch. Ich suche nur nach einer Leiche, die wahrscheinlich irgendwo heimlich verscharrt worden ist.«

Volltreffer! »... *irgendwo heimlich verscharrt ...*« Womöglich im Garten, was! Entweder spekulierte Junior wild herum und versuchte jeden, der als Verdächtiger in Frage kam, aus der Reserve zu locken, oder es war seine Art, Dinge von sich zu geben, welche ans Hellsehen grenzten. Ali hielt es für keine so großartige Idee mehr, mit ihm gemeinsam die Aussicht auf den neckischen Hügel zu genießen, und begab sich in die Küche. Kasimir Kreuzer jr. folgte ihm mit gesenktem Kopf. Dennoch spürte Ali, daß seinem Gehabe etwas Falsches, ja geradezu Einstudiertes anhaftete. Er steuerte die an der rechten Längsseite provisorisch auf Klappptischen aufgebaute Bar an. Während er zwei Gläser mit Weißwein einschenkte, beobachtete er aus den Augenwinkeln den lästigen Spion. Der typische Herzinfarkt-Kreislaufkollaps-Kandidat. Junior wirkte wie jemand, der rund um die Uhr unter Volldampf arbeitete, bis er, wie man so sagte, im besten Mannesalter tot umfallen würde. Seine schäbige Kleidung, die fahle Haut, Folge von Fast food, drei Schachteln Zigaretten am Tag und wenig Schlaf, die ungekämmten Haare, das ganze verwahrloste Aussehen zeichnete ihn als einen Getriebenen aus, der den Treuherzigen nur mimte.

»Ich möchte sie nicht am Feiern hindern«, sagte Ali versöhnlich und reichte ihm ein Glas. In der Zwischenzeit hatte sich Junior eine neue Zigarette angesteckt. »Denn selbstverständlich sind Sie herzlich eingeladen. Bringen wir also das Frage-Antwort-Spiel schnell hinter uns.«

»Es geht um die Rekonstruktion der Geschehnisse, nachdem Bibi sich von seinen Freunden getrennt hat«, sagte Junior. »Wir haben die Strecke von der Kneipe bis zu ihrem Haus, ein Weg von zirka zwanzig Minuten, gründlich ausgekundschaftet und auch viele Zeugen befragt. Es hat sich dort in der fraglichen Nacht nichts Ungewöhnliches ereignet. Und es spricht auch nichts

dafür, daß Bibo sein Ziel nicht erreicht haben sollte. Wo haben Sie sich also zu dieser Zeit, das heißt etwa gegen Mitternacht aufgehalten, Herr Seichtem?«

»Ich war in meinem Büro im ersten Stock und bin einige Rechnungen durchgegangen. Deren Anblick mich übrigens in der Tat oft an Mord denken ließ. Meine Frau lag längst im Bett.«

»Hat es an der Haustür geklingelt?«

»Nein.«

»Vielleicht haben Sie es nicht gehört.«

»Ausgeschlossen. Probieren Sie es aus. Sie werden feststellen, daß diese Klingel sogar den Krach hier übertönt.«

»Kann es sein, Herr Seichtem, daß die zur Straßenseite hin liegende Kellertür noch vor einem Monat kein Schloß besaß?«

»Warum?«

»Nun, die Leute von der Vierer Bande erzählten mir, daß sie beim Umzug auch einige Sachen in den Keller getragen hätten. Dabei wäre ihnen aufgefallen, daß an der Tür das Schloß fehlte. Bevor ich heute zu Ihrer Party kam, habe ich mir deshalb die Freiheit genommen, von draußen einen Blick auf diese Tür zu werfen. Mittlerweile hängt dort ein funkelnelneues und, mit Verlaub, übertrieben massiges Schloß. Sie werden die Sicherheitslücke irgendwann selbst erkannt und dann etwas dagegen unternommen haben. Vielleicht, so habe ich mir gedacht, und halten Sie mich jetzt nicht für verrückt, ist Bibo in jener Nacht in seinem betrunkenen Zustand direkt in den Keller gegangen und hat die Lampe dort abgestellt, vielleicht sogar im Garten. Sagen wir mal, um Sie am nächsten Tag zu überraschen.«

Alis Unterkiefer war angesichts dieser geradezu gespenstischen Kombinationsgabe in Versuchung herunterzuklappen. Er konnte es jedoch gerade noch im letzten Moment verhindern und auch seine übrigen von Entgleisung bedrohten Gesichtszüge rechtzeitig unter Kontrolle bekommen. Mühsam brachte er sogar ein aufgesetztes Lächeln zustande, das Spott über die vorgestellte Theorie ausdrücken sollte, aber nichts als Hilflosigkeit offenbarte. Der Kerl war kein Kunstliebhaber, er haßte Kunst, er hatte gelogen. Sein eigentliches Metier war das Sezieren von Lügen. Er besaß keine Phantasie, denn Phantasie war wie ein Luftgeist, der in jede beliebige Richtung entschweben konnte. Nein, Kasimir Kreuzer jr. blieb hübsch der Schwerkraft verhaftet, zog immer das Naheliegendste, die langweilig wahrscheinliche Vorgehensweise des langweiligen Durchschnittsmenschen in Betracht und gelangte so zum Kern der Wahrheit.

»Leider muß ich Sie doch für ein wenig verrückt halten, Herr Kreuzer jr.«, sagte Ali und nahm einen großen Schluck aus seinem Weinglas. »Ihre hanebüchene Hypothese über Bibos Abenteuer in meinem Keller enthält nur solange einen Funken an Glaubwürdigkeit, solange Sie die Sache mit der Klingel außer acht lassen. Ich war oben in meinem Büro, er hätte einfach klingeln können. Daran gibt es nichts zu deuteln. Außerdem: Was ist dann im Keller oder im Garten mit ihm passiert? Hat er dort einen Hirnschlag erlitten? Und wo ist die Leuchte?«

Das mit der Leuchte sagte er nicht ohne eine gewisse Schadenfreude. Er hatte nämlich Ida nach Anton Wachs' erstem Besuch, wo das Ding noch mitten auf dem Rasen alle Blicke auf sich gelenkt hatte, angewiesen, es schnellstens verschwinden zu lassen. Noch am Nachmittag hatte sie das gute Stück in seine Einzelteile zerlegt und

dann in die Mülltonne geworfen. Sie dürfte also längst auf der Deponie ruhen.

»Ja, die Leuchte«, sagte Junior nachdenklich und zog heftig an seiner Zigarette. »Sie ist *irgendwie* gefunden worden.«

Ali wurde jäh von den zwei ächzenden Kellnern abgelenkt, die mit Hardy in ihrer Mitte in die Küche gestolpert kamen. Jeder hatte sich einen Arm des leblosen Säufers um den Hals gelegt, und so schleiften sie ihn ins Haus. Es war an ihren verkniffenen Gesichtern abzulesen, daß sie ihre Last verfluchten. Hardys Kopf baumelte wie eine überreife Frucht auf seinen Brustkorb, seine geschwollenen Augenlider waren geschlossen, die Füße verhakten und stießen sich an jedem Tisch- und Stuhlbein, doch der schlaff herabhängende Körper schien die Stöße gar nicht zu registrieren. Hardy ähnelte mit seinem schwarzen Cordstofflook und seinen über die Schulter der mißgelaunten Kellner ausgebreiteten Armen einem sardonischen Engel. Ein ausgeschlagener einzelner Zahn, an der Wurzel blutig, fiel ausgerechnet in jenem Moment aus seinem Mund auf den Boden, als Kreuzer jr. sich der merkwürdigen Prozession zuwandte, und blieb dort wie ein weiteres Beweisstück liegen.

»Entschuldigung, ich habe Sie nicht verstanden«, sagte Ali, weil es erstens der Wahrheit entsprach und zweitens der Ablenkung dienen sollte.

»Die Leuchte ist in einem gewissen Sinne gefunden worden«, entgegnete Junior.

Ali wägte kurz ab, ob er sich erneut für panikartige Atembeschwerden oder doch lieber für ein gemütliches Abgleiten in den Wahnsinn entscheiden sollte.

»In einem gewissen Sinne?« wiederholte er, während er dem auf- und abschwingenden Hintern Hardys hinterher

schaute, der in dem engen Durchgang zum Berliner Zimmer verschwand. »Können Sie das vielleicht so erklären, daß auch ich es verstehe?«

Man sah es Junior an, daß ihm nun ziemlich unbehaglich zumute wurde. Er kratzte sich nervös die stoppeligen Wangen und verstärkte die Inhalierfrequenz an der Zigarette.

»Also, dieser Ricardo, der hat einen bösen Kicker auf Sie ...«

»Ricardo? Wer ist denn das schon wieder?«

»Ricardo ist der junge Mann, der ein bißchen zu viele Quentin-Tarantino-Filme gesehen hat – und der nach Bibos Verschwinden bei Ihnen angeklopft hat. Ich habe ihm das auszureden versucht, habe ihm versichert, daß wir uns schon um die Sache kümmern würden. Aber Sie können sich wohl selbst vorstellen, aus was für einem Holz diese Kerle geschnitzt sind. Jedenfalls hat dieser Verrückte Sie, ich meine, Ihr Haus, eine Weile, wie soll ich mich da ausdrücken, ausspioniert.«

»Wie bitte?«

Ali fiel bei dem Gedanken ein Stein vom Herzen, daß er und Ida nach Bibo niemanden mehr umgebracht hatten. So komisch das auch klang.

»Unter anderem hat er auch Ihre Mülltonne vor dem Haus durchwühlt. Und dabei eine alte Leuchte darin gefunden. Allerdings ziemlich demoliert.«

»Ist so etwas überhaupt erlaubt?« wollte Ali wissen, ganz der clevere, mit der Rechtsbelehrung des Fernsehens aufgewachsene kritische Bürger.

»Nein, ist es nicht«, gestand Junior und grinste. »Und um Ihnen ein noch besseres Argument zu Ihrer Verteidigung zu liefern: Er wußte selbst nicht mehr so

genau, ob es sich um die besagte Leuchte handelt, so sehr war das Ding in seine Einzelteile zerlegt.«

Ali grinste befreit zurück.

»Was glauben Sie, was ich und meine Frau nach dem Umzug alles wegschmeißen mußten, Herr Kreuzer. Wissen Sie, wenn man wie wir aus bescheidenen Verhältnissen kommt und dann in ein solches Schloß umzieht, da glaubt man zuerst, daß das alte Leben irgendwie unverändert weitergehen würde, nur eben in größerem Maßstab. Doch das ist ein Trugschluß. Alles ändert sich! Und viele alte Möbel von früher, die einem im Lauf der Jahre so ans Herz gewachsen sind, wirken in der neuen Umgebung plötzlich völlig fehl am Platz. O ja, wir haben eine Menge alter Leuchten in die Mülltonne geworfen.«

»Tatsächlich? Ricardo hat aber nur eine einzige Leuchte gefunden.«

»Was wollen Sie damit nun wieder sagen?«

»Daß er Ihre Mülltonne mehrmals durchwühlt hat.«

»Also gut, dann waren es eben keine Leuchten, sondern – jetzt reicht's mir aber langsam! Worauf wollen Sie eigentlich hinaus? Glauben Sie etwa im Ernst, ich hätte diesen komischen Möbelpacker umgebracht? Aus was für einem Grund denn? Weil ich ihn im Keller erwischt habe, wie er den Schimmel von der Mauer gekratzt hat?«

Ali glaubte, einen recht hohen Grad an Entrüstung geboten zu haben, der Junior seine Grenzen aufzeigen dürfte. Die Dinge waren endlich in aller Deutlichkeit ausgesprochen worden. Sollte der Kommissar weiter insistieren und mit seinen lediglich auf irgendwelchen Vermutungen basierenden Ermittlungen fortfahren, würde er andere Seiten aufziehen und ihm mit juristischen Mitteln drohen. Freilich erst nach der Beseitigung des

kleinen Hügels im Garten.

»Nun beruhigen Sie sich erst einmal, Herr Seichthem«, sagte Kreuzer jr. und klopfte ihm mit konzilianter Geste auf den Rücken. »Ich versuche doch nur, Puzzlestücke zusammenzufügen, die einfach nicht zusammenpassen wollen. Ich stochere im Nebel, ohne eine bestimmte Vorstellung davon zu haben, was ich dabei finden könnte. Es ergibt alles keinen Sinn. Ihr neugewonnener Intimfeind Ricardo erzählte mir nämlich, daß Sie sich mit Bibó und den anderen sehr gut verstanden haben, bevor die Sache passiert ist. Aber ich werde das Gefühl nicht los, daß Bibós letzte Spuren tatsächlich hier enden. Vielleicht deshalb, weil ich nichts anderes in der Hand habe als die Angabe des Verschwundenen, daß er hierher wollte. Tja, manche Rätsel bleiben für immer ungelöst. Haben Sie vielleicht Ihren Personalausweis greifbar?«

»Ja«, sagte Ali und langte automatisch zu seinem Portemonnaie in der Gesäßtasche. Dann hielt er abrupt inne.

»Weshalb?«

»Ich muß über unser Gespräch einen Bericht verfassen für die Akten. Darin muß auch die Ausweisnummer der befragten Person enthalten sein.«

»Kein Problem.«

Ali griff erneut nach dem Portemonnaie, ließ jedoch seine Hand plötzlich wieder nach vorne schnellen, als hätte er dort einen elektrischen Schlag bekommen. Ihm war im letzten Augenblick ein sehr mißlicher Umstand eingefallen. Irgendwann in den letzten Jahren, vielleicht '98 oder '99, hatte er seinen abgelaufenen Personalausweis erneuern müssen. Einem Polizisten aus dem Jahre 1991 würde deshalb das Ausstellungsdatum des neuen Ausweises recht spanisch vorkommen. Ali glaubte

über diese Ungereimtheiten allmählich den Überblick zu verlieren. Es war wie ein Juckreiz, der, sobald an einer Stelle des Körpers weggekratzt, sich an anderer Stelle wieder einstellte. Er leerte sein halbvolles Glas in einem Zug.

»Mir fällt gerade ein, daß ich den Ausweis doch nicht dabei habe. Muß wohl irgendwo in den noch unausgepackten Kartons stecken. Aber das sollte ja wohl auch noch Zeit haben. Und müssen Sie Ihre Arbeit unbedingt auf meiner Einweihungsparty erledigen?«

Ali bedachte Junior mit einem tadelnden Blick.

»Verzeihung, Verzeihung«, sagte Junior, drückte seine Zigarette in einem Aschenbecher aus und fingerte danach sofort nach der Zigarettenpackung in der Jackentasche.

»Natürlich hat es Zeit. Sie können mir die Nummer telefonisch durchgeben, wann es Ihnen beliebt. Was wollte nun Ihr Freund denn dort am Hügel?«

»Es ist eine Tragödie«, entgegnete Ali und machte ein der Tragödie entsprechendes Gesicht. »Mein alter Freund Hardy ist ein kranker Mann. Er kann die Trinkerei einfach nicht lassen. Erst hat er hier ordentlich getankt und dann die Leute belästigt. Danach lief er mit einer vollen Flasche Tequila in den hinteren Teil des Gartens. Da befindet sich wohl der Komposthaufen des Vorbesitzers. Jedenfalls erlitt er da einen suffbedingten Tobsuchtsanfall und verletzte sich mit der Flasche am Mund. Wahrscheinlich ist er auch gestürzt und hat sich dabei einen Zahn ausgeschlagen. Ich habe eine halbe Stunde gebraucht, um ihn zu beruhigen. Wundern Sie sich nicht, Herr Kommissar, wenn aus meinem Bekanntenkreis bald der nächste Tote gemeldet wird.«

»Komisch«, sagte Junior, steckte sich eine neue Zigarette an und blickte ungerührt ins Leere. »Das sieht

gar nicht aus wie ein Komposthaufen.«

»Also jetzt ist endgültig Schluß mit polizeilichen Ermittlungen, Kommissar Kasimir Kreuzer jr.!« sagte Ali ein klein wenig zu launig. Er schob den lästigen Gast sanft aus der Küche in Richtung der Musik. »Sie sollten endlich feiern! Wie gefällt Ihnen übrigens die Party?«

»Wunderbar! Bis auf die merkwürdige Sache, daß über die Hälfte Ihrer Gäste eine Waffe unter dem Jackett trägt. Es ist aber wohl der falsche Zeitpunkt zu fragen, ob sie auch alle einen Waffenschein besitzen.«

Er war übrigens tatsächlich kein Kunstliebhaber, schon gar kein Bewunderer des Malers Alfred Seichthem. Rauchschwaden absondernd begab er sich zu den übrigen Gästen und dem unermüdlich laufenden »Senza una donna«, ohne Ali um eine Signatur gebeten zu haben.

Kapitel 19

Kasimir Kreuzer jr. konnte einem wirklich Furcht einflößen. Der Mann war mit allen Wassern gewaschen, und hätte er auch nur ein bißchen mehr in der Hand gehabt als eine kaputte Lampe aus der Mülltonne und schlaue Mutmaßungen, hätte er Ali ohne mit der Wimper zu zucken zur Strecke gebracht. Vielleicht würde er es auch noch tun, schneller als ihm lieb war. Aber letzten Endes handelte es sich im Fall Junior um eine konkrete Art der Furcht. Es war eine Furcht, die den Verstand verschlang, nicht die Seele. Die wahre Furcht jedoch, welche das eigene Ich auffraß wie ein schreckliches Monstrum aus einem Alptraum, war die vor dem Verlust der Wirklichkeit. Verrückte merkten nicht, wenn ihnen die Realität abhanden kam. Die Glücklichen. Nur die Unglücklichen merkten es, diejenigen, die nicht verrückt geworden waren. Noch nicht. So wie Ali.

Kasimirs letzte Bemerkung hatte in Ali eine Furcht solcher Natur ausgelöst. Zu Beginn der Feier, als er seine Gäste begrüßt und sich unter sie gemischt hatte, war er nur allzu bereit gewesen, die Augen vor den vorne ausgebeulten Jacketts zu verschließen. Er hatte das Ganze als eine Absonderlichkeit abgetan, die er vor zehn Jahren auf der *richtigen* Feier bei seinen Gästen zufällig nicht wahrgenommen hätte. In Wirklichkeit jedoch hatte er bereits da das erste leise Heraufziehen der existentiellen Furcht gespürt, ohne sich erklären zu können, warum. Stimmt das? Nein, auch diese Auslegung stellte sich bei genauerer Betrachtung als ein Selbstbetrug heraus. Er hatte von Anfang an gewußt, daß seine eingeladenen Nachbarn allesamt bewaffnet waren! Es hatte keinen Sinn

mehr, den Kopf in den Sand zu stecken, Ali mußte den Dingen auf den Grund gehen. Doch dies konnte er nur tun, wenn man ihm die Wahrheit sagte – die Wahrheit über die Damalstür!

Als er im Wohnzimmer stand, das in der Zwischenzeit ebenfalls vom tanzenden Volk okkupiert worden war, schnappte Anton Wachs seinen verzweifelten Blick trotz des Durcheinanders gleich einem aufmerksamen Oberkellner auf. Und bevor Ali sich zu ihm zu bemühen brauchte, stellte Wachs das Cognacglas auf dem Glastisch ab, verließ seine inzwischen ordentlich beschwipsten Blondinen auf dem Sofa und kam mit einem Blick zu ihm geeilt, der in etwa »Dreh jetzt nicht durch!« meinte.

»Kann ich kurz mit dir reden?« fragte Ali, als Wachs sich zu ihm durchgekämpft hatte und ihn besorgt durch seine wuchtige Onassis-Brille beäugte. Der Rauch der fetten Davidoff zwischen seinen Fingern stieg ihm in die Nase, und dieser altväterliche Geruch beruhigte ihn tatsächlich ein wenig, ließ in ihm das Gefühl von Geborgenheit in einer in Unwirklichkeit zerfließenden Welt aufkommen. Weniger beruhigend wirkte freilich Wachs' zugeknöpftes Jackett, das durch die stehende Haltung seines Besitzers an der linken Seite erst recht so aussah, als verberge sich darunter ein kleiner Busen.

Wachs nickte, und gemeinsam verließen sie das Zimmer und gingen in die Küche. Zu Alis Überraschung machte der Nachbar hier aber nicht halt, sondern begab sich nach draußen in den Garten.

»Es gibt gewisse Dinge zu klären, bei denen ich deine Hilfe ...«, setzte Ali an, im Glauben, daß man nun weit genug von neugierigen Ohren entfernt wäre. Doch Wachs lief einfach weiter, zwar beschwingten Schrittes, aber auch recht entschlossen. Er stieg über die kniehohe Mauer in seinen eigenen Garten und steuerte die Rückseite des

Hauses an. Ali folgte ihm etwas verwundert und spähte immer wieder aus den Augenwinkeln zu den tanzenden Schatten an den erleuchteten Fenstern im Erdgeschoß seines eigenen Hauses. Statt wie bei ihnen in die Küche führte Wachs' Hintereingang in einen riesigen Wintergarten. Eigentlich war es eher ein Tropengewächshaus, in dem er zahllose exotische Pflanzen, vornehmlich Palmen, hegte, die er von seinen vielen Reisen mitgebracht hatte.

Er gelangte über eine Betontreppe nach oben und öffnete eine Tür aus Panzerglas. Seltsamerweise war sie nicht abgeschlossen, obwohl Wachs sich bei ihrer ersten Begegnung als ein Mann mit chronischem Sicherheitsfimmel ausgegeben hatte. Davon zeugten auch die drei klobigen Schlösser an der Tür, eines davon sogar elektronisch und mit Tastenkombination. Drinnen schlug die von einem Belüftungssystem künstlich erzeugte feuchte Luft Ali wie ein Hieb entgegen, der ihm kurz den Atem nahm. Er konnte sich erinnern, daß er und Ida seinerzeit einige Male hier zu Besuch gewesen waren und sich der Illusion einer Stippvisite im Regenwald hingeeben hatten, während sie von Wachs mit kühlen Drinks versorgt worden waren. Jetzt lag die ganze botanische Pracht im Halbdunkel, und unheimliche Schatten und ein beklemmendes Rascheln trugen dazu bei, daß man sich tatsächlich wie in einem Dschungel wähnte. Strahlenpalmen mit fächerförmigen Blättern von der Größe von Lastwagenreifen, Seychellenußpalmen, deren Früchte weiblichen Hintern glichen, dickbäuchige Flaschenpalmen, hohe Kokospalmen und strubbelige afrikanische Ölpalmen schienen hier um jeden Zentimeter Boden zu kämpfen. Wildwuchernde Farne und lianenartige Gewächse spönnen alles Grün ein, bizarre Früchte lugten zwischen knorrigen Ästen hervor. Der von

verschlossenen Blüten übersäte Ort ähnelte in dieser Nachtstimmung dem vergessenen Irrgarten eines Maharadschas, dessen Gespenst hinter jeder Pflanze aufzutauchen drohte.

Unmittelbar vor den Treibhausfenstern standen ein paar Stühle und ein großer Tisch aus Bambus. Während Wachs die Tür schloß, ließ sich Ali auf einen Stuhl sinken und runzelte die Stirn, als er auf dem Tisch einen silberfarbenen Revolver mit schwarzem Holzgriff erblickte.

»Warum diese Heimlichtuerei?« sagte er. Er gab sich Mühe, die Waffe vor sich nicht anzustarren.

»Ist deine Frage denn nicht äußerst diskret, Ali?« erwiderte Wachs und beugte sich ein wenig zu ihm hin. Trotz des verschatteten Gesichts konnte Ali darin jede einzelne der abgrundtiefen Altersfurchen erkennen. Anton Wachs war ein Greis, daran gab es keinen Zweifel. Hinter den dicken Brillengläsern schienen keine Augen mehr zu existieren, sondern nur noch kleine schwarze Gucklöcher.

»Ähm, ja, meine Frage ist diskret und, wie soll ich sagen, auch etwas ungewöhnlich. Und ich möchte, daß du mir eine ehrliche Antwort darauf gibst.«

Wachs verzog sich hinter die Rückenlehne des Stuhls, so daß er aus seinem Blickfeld verschwand. Ali wurde schleichend von dem Gefühl ergriffen, daß sie nicht allein waren. Er ließ unmerklich seinen Blick über das Pflanzendickicht streifen, doch außer dem trüben Widerschein der Lampions aus seinem eigenen Garten und zu Silhouetten reduzierten Palmwedeln konnte er nichts erkennen.

»Kann es sein, daß du unter deinem Jackett eine Waffe trägst, Anton?«

»Ja, ich trage eine Waffe.«

Seine rauhe Stimme klang sachlich wie bei einer Aussage vor Gericht.

»Und kann es weiter sein, daß der männliche Teil der Nachbarschaft auf dem Fest ebenfalls bewaffnet ist?«

»Das stimmt. Die Frauen tragen ihre Pistolen in den Handtaschen. Und die hübsche Smith & Wesson auf dem Tisch ist für dich.«

Ali sah sich im Geiste in einen Strudel hineingesogen werden und versuchte verzweifelt und vergeblich, nach einem rettenden Zweig zu greifen. Panik und Übelkeit zugleich stiegen in ihm auf, und der finstere Palmenwald begann sich um ihn herum zu drehen wie ein dämonisches Karussell. Er wußte, dieses Gespräch war der Anfang von etwas Entsetzlichem.

»Warum?« fragte er ächzend. Eigentlich hätte er erwähnen müssen, daß ihm dieser delikate Umstand vor zehn Jahren auf der *richtigen* Einweihungsparty gar nicht aufgefallen sei. Aber das ging natürlich nicht. Außerdem hatte er jetzt die dunkle Ahnung, daß sich derlei Unstimmigkeiten im Lauf der Unterhaltung von selbst erledigen würden.

»Warum?« wiederholte Wachs philosophisch. Plötzlich schoß sein runzeliges Gesicht aus der Finsternis hervor, stoppte nur ein paar Zentimeter vor Alis vor Anspannung zuckenden Pupillen und starrte sie an. Aus dem halbgeöffneten Mund entwich der milchige Zigarrenrauch und verhüllte die Erscheinung wie Nebel.

»Schau mich an, Ali, schau mich an! Wie sehe ich aus?«

»Nun ja, um die Wahrheit zu sagen, du siehst ziemlich alt aus.«

Wachs grinste böse.

»Bravo! Aber ich sehe nicht bloß alt aus, lieber Nachbar,

ich bin auch alt. So wie du auch einige Jährchen mehr auf dem Buckel hast, als es eigentlich sein dürften, nicht wahr?«

»Was, was willst du damit sagen?«

»Menschenskind, glaubst du, du bist der einzige, der durch diese Tür gekommen ist?«

Er verschwand wieder in den Schattenwald, und als Ali der von Rauchkringeln eingehüllten Gestalt nachschaute, da gesellte sich zu seinem gerade eben erst erlebten Schrecken ein zusätzlicher. Er entdeckte durch eine kleine Lücke im Dickicht einen weiteren Bambusstuhl. Er war zwar nur wenige Meter weit entfernt, doch die Lücke erlaubte lediglich einen winzigen Ausschnitt auf den oberen Teil der Rückenlehne. Darüber war ein Stück eines Hinterkopfes zu sehen, ebenfalls vom Tabakrauch verschleiert. Jemand hörte ihnen also zu, jemand, der Bescheid wußte, der auf sie gewartet hatte und der sich vielleicht noch zu Wort melden würde.

»Diese Tür, Ali, vollbringt nicht nur Gutes, man muß sie im Auge behalten«, hörte er wieder Wachs Stimme. Durch die feuchte Luft war Ali inzwischen schweißgebadet. »Aber dazu später. Willst du meine Geschichte hören? Von mir aus höre ich mir auch gerne deine an, wenn du anfangen möchtest. Ich habe allerdings den Verdacht, daß beide Geschichten sich stark ähneln.«

»Erzähl ruhig erst einmal deine Geschichte, Anton, auch wenn mir momentan wenig nach Geschichtenhören ist.«

»Ruhig, keine Angst, man kann sie unter Kontrolle kriegen, die Tür, man muß nur auf der Hut sein. Wir haben Erfahrungen gesammelt hier in der Straße. Ich wünschte, wir müßten unser bißchen Leben nicht damit vergeuden, Erfahrungen zu sammeln. Später ist man immer klüger, sagt man. Aber irgendwie ist man später auch immer

dümmen, weil die erlittenen Schmerzen das Beste in einem zerstört haben: die Hoffnung auf Glück! Ich scheiß auf die Lebenserfahrung des Alters! Ich bin Anton Wachs, ein erfolgreicher Architekt im Jahre 1991. Meine Zukunft sieht glänzend aus, weil meine Vergangenheit glänzend war. Und doch weiß ich, daß die folgenden zehn Jahre mich ruinieren, mir meine Selbstachtung stehlen und mich in einen Halbirren verwandeln werden.«

»Unsere Geschichten ähneln sich in der Tat, Anton. Eigentlich brauchst du gar nicht weiterzuerzählen.«

In Ali keimte allmählich der Drang auf, aus dieser stickigen Hölle auszubrechen und dann so weit wegzulaufen, bis er den ganzen Stadtteil hinter sich gelassen hätte.

»Wieso? Erträgst du den Gedanken nicht, daß dein Martyrium gar nicht so einzigartig war? Wir leben im Zeitalter des Geldes, Ali. Deine Kunst und meine Architektur, dein Idyll mit Ida und mein Urgemüse, sie sind nur die Oberfläche unseres Wesens, bloße Reklame für die Außenstehenden. Aber das ist alles nur Fassade. Was uns im tiefsten Kern wirklich ausmacht, ist das Geld. Es zählen weder Klassenzugehörigkeit noch Charakter, Menschen unterscheiden sich heutzutage nur noch durch die Höhe der Summe auf ihrem Konto voneinander. Alles andere ist Dreck, feinsinniges Getue fürs Publikum, wobei wir uns als Publikum völlig selber genügen. Wenn jemand Götterstatuen aus Bali sammelt oder sich als glühender Opernliebhaber ausgibt, so bedeutet das nichts anderes, als daß er genügend Kohle angehäuft hat, um sich solchem Trallala zu widmen. Ich dachte, ich wäre anders, bis mir die Katastrophe die Augen für meine Lebenslüge geöffnet hat. Schlimmer als die schlimmste Sünde ist in unseren Tagen, ein finanzieller Verlierer zu sein.«

Ali bemerkte, daß der schemenhaft sichtbare Hinterkopf

nickte.

»Ich habe mich mit Russen eingelassen, mit zwielichtigen Geldgebern, die auf schnelle und bombige Rendite aus waren«, fuhr Wachs fort. Wie sein Äußeres schien jetzt auch seine Stimme von Schatten verdüstert. »Wir wollten in Marbella eine komplette Kleinstadt für reiche Urlauber aus dem Boden stampfen. Noch während der Rohbau entstand, nahmen mich die dortigen Gewerkschaften und die Baustoff-Mafia in den Schwitzkasten. Ich mußte ohnmächtig zusehen, wie der ganze Spaß das Dreifache der anfänglich kalkulierten Summe überstieg. Meine russischen Freunde brachten mich nicht um, in dieser Beziehung waren sie wirklich human. Sie wollten nur ihr verlorenes Geld zurück. Sonst würden sie mit mir Dinge anstellen, die ich nicht einmal in einem Horrorfilm gesehen hätte, sagten sie. Ich wurde regelmäßig abgeholt, um mein gesamtes Vermögen Stück für Stück an sie zu überschreiben. Die Firmen, die Häuser, Aktien, Bargeld, Gold, Schmuck, alles weg! Einen Tag, nachdem ihr ausgezogen seid, bin ich aus meinem Haus ausgezogen, Ali. Im Gegensatz zu euch allerdings mit einer Bauruine im Süden und fünfzig Millionen Dollar Schulden im Schlepptau.«

»Sind die Sicherheitsvorkehrungen und die Waffen wegen der Russen?« wollte Ali wissen.

Wachs lachte.

»Warum spielst du immer noch den Dummen, Alfred Seichem? Ist es denn so schwer, der Wahrheit ins Gesicht zu sehen? Bist du so verängstigt, daß du einfach nicht hören willst, daß es etwas kostet, wenn man dem Schicksal ins Handwerk pfuscht, und zwar einen grausamen Preis? Es gibt keine Russen! Ich bin nicht pleite und bis über die Kiemen verschuldet! Nein, wie ich schon sagte, ich bin Anton Wachs, ein erfolgreicher

Architekt im Jahre 1991. Und immens wohlhabend. Die Katastrophe wird erst in den kommenden Jahren eintreten. Das heißt, sie wird es nicht, weil ich die Zukunft kenne und mich im wahrsten Sinne des Wortes auf kein Russisches Roulett mehr einlassen werde.

Ich habe die Tür wahrscheinlich auf die gleiche Weise entdeckt wie du, doch wesentlich schneller. Nach dem Auszug streunte ich wie eine ausgesetzte Katze tagelang in dem Viertel herum, verzweifelt und kurz vor dem Selbstmord, aber im Unterschied zu einer wirklichen ausgesetzten Katze wußte ich, wo mein Heim lag, mein verlorenes Heim, mein verlorenes Leben. Und dann, eines Morgens, es war noch dunkel, da sah ich die Gasse, das magische Licht und die Tür. Nur langsam begriff ich das Wunder, das mir zuteil geworden war, und die Möglichkeiten, die mir damit offenstanden. Aber als ich mein zehn Jahre jüngeres Ich an der Haustür sah, wie er in seinem besten Cerruti-Anzug in seinen Bugatti stieg, in der bornierten Gewißheit, daß ihn nur ein Dritter Weltkrieg von seinen Schätzen und kostspieligen Spielzeugen trennen könnte, da kannte mein Haß auf diesen Mann keine Grenzen mehr. Er war ich, sicher, und doch war er so dumm, so verantwortungslos und so zum Erbrechen selbstgefällig.

Ich überfiel ihn noch in derselben Nacht, den selbstverliebten Eremiten, und tötete ihn. Aber ich gönnte ihm keinen leichten Tod. Nein, vorher ging ich noch mit ihm in den Keller und folterte ihn, ja, das tat ich, stundenlang, ich steckte ihm sogar ein glühendes Schüreisen in sein verdammtes Arschloch. Ich folterte ihn so lange, bis er wahnsinnig wurde und irre lachend ins Jenseits röchelte. Er liegt immer noch da unten – unter einem perfekt gegossenen Boden aus Beton.«

Von Alis Kinn tropften unablässig Schweißperlen und

schlugen auf dem Bambustisch auf. Sein weißes Festhemd wies von den Achseln beginnend großflächige feuchte Stellen auf. Sein Haar hatte jegliche Fassung verloren und hing ihm in nassen Strähnen ins Gesicht. Er sah jetzt tatsächlich wie im Dschungel ausgesetzt aus. Er hatte vorher gedacht, daß seine eigene Geschichte das Äußerste an Schauerpotential besäße, war jedoch in der letzten halben Stunde eines Besseren belehrt worden. Er wußte nicht, was er sagen sollte, bis auf die eine Frage, die ihm auf den Nägeln brannte.

»Gibt es mehr von ... unserer Sorte?«

»Ja, Nachbar, viel mehr als du denkst«, sagte der Mann hinter der Pflanzenlücke. Er hatte einen komischen Akzent. Ali hörte, wie er aufstand, seinen Stuhl zur Seite rückte und dann mit langsamen Schritten um die Palmen herum auf ihn zu kam.

Vor ihm erschien eine Gestalt, die zu identifizieren ihm die Lichtverhältnisse erschwerten. Der Mann steckte in einem türkisblauen Rüschenhemd aus Seide, das matt schimmerte, und einer Seidenhose, die ebenfalls einem Theaterfundus entliehen zu sein schien. Seine blendend weißen Zähne bissen auf eine mit Schnörkeln versehene Zigarettenspitze. Die linke Seite seines Oberkörpers schmückte ein umgehängter schwarzer Holster, in dem ein riesiger Revolver steckte.

Ali kniff die Augen zusammen, um weitere Details zu erkennen. Es dauerte einige Zeit, doch als er das berühmtberüchtigte Menjoubärtchen ausmachte, gelang es ihm endlich, den Fremden in einer Schublade seines Personengedächtnisses unterzubringen: Es war Haschim!

»Und was hat dir so sehr das Herz gebrochen, daß du Lore von Mahlen umbringen mußt, Haschim?« fragte Ali. »Hat sie die hübschen Seidenhöschen, die sie dir

gekauft hat, wieder zurückverlangt und dir dann den Laufpaß gegeben?»

Das immerwährende Branden des Grauens war nur noch durch Zynismus zu ertragen.

»Ja, Herr Seichtem, das hat sie. Aber ich habe nicht Lore umgebracht, sondern *sie und ich* haben dieses Dreckschwein von Haschim erledigt!«

»O Verzeihung!« Diesmal meinte er es nicht zynisch.

Haschim ließ sich auf dem Stuhl ihm gegenüber nieder und schwenkte den Kopf in Richtung Garten, über dem wieder ein kobaltblauer Nachthimmel mit tausenden von Sternen glühte. Er wirkte in dem aufsteigenden Rauch der Zigarette grenzenlos traurig, geradeso, als sei kürzlich ein ihm sehr nahestehender Mensch gestorben. Was ja in einem gewissen Sinn auch stimmte. Ali verstand nun selbst nicht mehr, daß er eben auf der Feier die Schummelei nicht gleich durchschaut hatte. Denn der Orientale hatte in der Tat nichts mehr von einem käuflichen Liebhaber an sich. Die Zeit, die leidvolle wohl, hatte seinem Gesicht sämtliche Attribute des einstigen exotischen Schönlings geraubt. Es war eingefallen, und zusammen mit den ergrauenden Haaren und der leicht geknickten Körperhaltung erinnerte Haschim ihn an die ausgezehrten jämmerlichen Figuren, die ihm in Marokko an jeder Straßenecke einen falschen Kelim oder sonstigen Tinnef andrehen wollten.

»Haschim war undankbar und hat sie ausgenutzt«, sagte Haschim. »Aber man muß fairerweise sagen, daß er es nicht anders kannte. Er hatte schon seit seiner Jugend immer von Frauen gelebt, von Frauen, die doppelt so alt waren wie er. Es fing an mit kleinen Geschenken, die sie ihm machten, und steigerte sich bis zur gemeinsamen Kontovollmacht. Sie mochten seine verständnisvolle Art,

die reifen Täubchen, und seine süßen Komplimente. Und im Bett gab er den Verwöhner. Dann lernte er Lore von Mahlen kennen, und da war es vorbei mit der Routine, sie wurden ein richtiges Paar. Es war diesmal anders. Er lernte viel von ihr, was Stil heißt zum Beispiel, oder daß es nicht schadete, hin und wieder mal ein gutes Buch zu lesen. Lore trimmte ihn auf einen Gigolo mit Geist und Kultur, und er liebte sie dafür. Aber es gibt doch diesen Spruch: Ein Mann, der keine Fehler macht, macht wahrscheinlich gar nichts. Auf Haschim umgemünzt, hätte er gelautes: Ein Mann, der früher gar nichts gemacht hat, macht wahrscheinlich auch in der Zukunft gar nichts. Er blieb ein Gigolo, trotz Stil und Kultur.

Und dann beging er einen schlimmen Fehler. Er stahl aus ihrem Musterkoffer Rohdiamanten. Er hatte sie nicht zum ersten Mal bestohlen, doch diesmal fiel sie nach der Entdeckung auf seine Ausreden nicht mehr herein und schmiß ihn raus. Haschim besann sich wieder auf sein Handwerk, ältere Damen zu verführen und auszunehmen. Doch in der Zwischenzeit hatte sich der Wind gedreht. Die reifen Damen hatten keine Haschims mehr nötig, sie sahen selbst wie junge Hasen aus und gebärdeten sich auch so – und hatten Erfolg damit!

So verlegte sich Haschim auf einen Berufszweig, von dem er nicht den blassesten Schimmer besaß: Er wurde Drogendealer. Allerdings nur für ein paar Monate. Dann wurde er unter Kopfschütteln der Rauschgiftfahnder über so viel Dummheit verhaftet und wanderte für Jahre in den Knast.

Dort hatte er genug Zeit, über seine Fehler nachzudenken. Vor allen Dingen aber wurde es ihm schmerzlich bewußt, wie sehr er Lore geliebt und das Leben an ihrer Seite genossen hatte. Am Abend nach seiner Entlassung ging er zum Ort der verlorenen Chancen

zurück, um ihr das zu sagen. Er hatte keine Hintergedanken, er wollte sich bei ihr nur für die schönste Zeit seines Lebens bedanken und sich für sein mieses Verhalten entschuldigen. Und plötzlich war da dieses Licht – und die Tür! Er verstand sofort, daß an der Welt, die er betreten hatte, etwas nicht stimmte. Deshalb klopfte er nicht an, sondern schlich sich durch den Garten in das Haus. Er fand Lore und sein eigenes junges Ich im Bett schlafend vor. Er weckte sie, und da sie noch ganz benommen war, folgte sie ihm in die Küche, im Glauben, es wäre der schlafende Mistkerl an ihrer Seite. Er legte die Karten offen auf den Tisch, erzählte ihr das Unglaubliche und warnte sie vor dem jungen Haschim. Sie war seltsam gefaßt und ging auf das eigentliche Wunder nicht ein. Schließlich konnte er sie davon überzeugen, daß eine Zukunft mit einem alten geläuterten Haschim besser wäre als eine tränenreiche mit dem jungen. Sie wurden sich einig und dann ...«

»Den Rest kenne ich«, sagte Ali und stand auf. »Ich habe euch vom Balkon aus beobachtet. Wie habt ihr ihn getötet?«

Er ging ans Fenster und blickte nach draußen auf den nur im Ansatz erkennbaren Hügel in seinem eigenen Garten.

»Tja, das war ein wenig improvisiert. Aber es hat auch Spaß gemacht. Ihr ebenso! Sie hatte von diesem Lügner und Ausbeuter die Nase bereits ziemlich voll. Nach ein paar höchst amüsanten Vorschlägen kamen wir schließlich auf die Reinigungsmittel in der Besenkammer. Bereits fünf Minuten später riß ich den Mund meines schlafenden Doppelgängers auf und rammte ihm den großen Öltrichter aus der Garage in die Gurgel. Die tapfere Lore schüttete eine ganze Flasche Natriumhydroxid hinein, auch *Rohrfrei* genannt. Eine Lauge, die im Magen eines Menschen etwa denselben Schaden anrichtet wie ein eingeklemmter

Torpedo, der detoniert, bevor er das U-Boot verläßt. Sie hätten mal sein Gesicht sehen sollen, als er notgedrungen schluckend die Augen öffnete. Der ganze Kopf wirkte, als würde er mit roter Farbe aufgepumpt, er verdoppelte förmlich sein Volumen, die geweiteten Augen, die Nase, die Wangen, alles blähte sich auf. Er wollte aus dem Bett hochfahren, doch der alte Haschim hatte sich in weiser Voraussicht auf seinen Brustkorb gesetzt, so daß er um den edlen Tropfen nicht herumkam. Am Ende entwischte er uns doch, allerdings mit gutgefülltem Magen. Wir folgten ihm Scherze machend in den Garten, um eventuellen Zeugen aus der Nachbarschaft keinen Anlaß zum Eingreifen zu geben. Als wir ihn fanden, lag er zusammengekrümmt unter einem Baum und massierte seinen Bauch. Aus seinem Mund sickerte blutiger Schaum, versetzt mit glibberigem Zeug. Er wollte noch etwas sagen, aber dann hielt er diese Welt wohl doch nicht berühmter letzter Worte für würdig. Er ruht jetzt in einem wunderschönen Tannenwald. Wenn man ihn findet, wird er längst verwest sein.«

»Wie viele Leute in der Straße sind von *der Sache* betroffen?«

Ali wandte sich zu Wachs, der sich während Haschims Erzählung im Labyrinth der Palmen verborgen hatte und nun plötzlich wieder zu ihm trat. Der Greis blieb stumm und starrte ihn nur an. Ali brauchte nicht lange zu rätseln, weshalb er die Antwort schuldig blieb, denn er konnte sich die Frage selbst beantworten. Ein neuerlicher Schauer durchströmte sein Bewußtsein, und er wußte, daß *sämtliche* Bewohner der Straße vom fragwürdigen Segen der Damalstür profitiert hatten! Sie alle waren Zombies ihrer Vergangenheit, Gescheiterte, die sich mit ihrem Schicksal einfach nicht abgefunden hatten. Ein Pech aber auch, daß man nur ein popeliger Millionär war, den schon

so etwas Dämliches wie eine Scheidung an den Rand des Ruins bringen konnte, und kein Milliardär, wo es doch heutzutage vor Milliardären nur so wimmelte. Die Gier, die verdammte Gier, sie hatte auch ihn in die Mördergrube getrieben. Dabei war er doch Künstler, zuständig für – das Trallala. Es war ein Grund zum Weinen, aber ein Entrinnen aus dem Tal der Tränen gab es nicht.

»Manche von uns sind schon vor vielen Jahren durch die Tür gekommen, sie sind quasi Pioniere«, sagte Anton Wachs. »Ob sie ihre zweite Chance genutzt und diesmal alles anders gemacht haben, ist natürlich eine andere Geschichte. Dieser Ort der Vergangenheit ist ein anderer als der in der Erinnerung, weil man selbst ein anderer ist. Er wird beherrscht von einer unergründlichen Gefühlsleere. Wir sind zwar von dem Risiko namens Leben und dem damit verbundenen Schmerz ausgeschlossen, aber, wer weiß, vielleicht ist der Schmerz das wahre Leben. Es ist jedenfalls schwer zu beantworten, ob es sich hier tatsächlich angenehmer leben läßt als in dem Alptraum, dem wir entflohen sind. Doch keiner von uns möchte durch die Tür wieder zurück. Du auch nicht, schätze ich. Wir fürchten uns davor, sogar die hartgesottesten unter uns geraten in Panik bei dem Gedanken. Der Weg zurück ist ein Tabu, merk dir das, Ali.

Und es gibt noch seltsamere Dinge zu berichten. Einige haben sich mit ihren zweiten Ichs arrangiert. Ja, du hast richtig gehört. Sie brachten es nicht übers Herz, sie zu töten. Und umgekehrt vermochten die jungen Doppelgänger nicht, die Alten wieder in ihr Verderben zurückzuschicken. Sie existieren irgendwie nebeneinander, kooperieren, inszenieren für die Außenwelt eine grausame Verwechslungskomödie. Frag mich bloß nicht, wie sie das anstellen. Du siehst, nicht alle

hier sind Mörder. Obwohl es in diesem Viertel fast keinen einzigen Garten geben dürfte, in dem nicht mindestens eine Leiche begraben liegt. Eine weitere Ursache des hohen Blutzolls sind sogenannte Folgeerscheinungen. Unachtsamkeit, längst vergessene Kleinigkeiten beim Eintritt. Du hast es bei dem Zwischenfall mit diesem Spediteur am eigenen Leibe erfahren. Ja, Ali, wir haben es alle beobachtet in jener Nacht, durch den Türspalt und hinter zugezogenen Gardinen. Doch keine Sorge, das passiert öfter hier, das ist normal – falls das Wort normal auf unsere Situation überhaupt zutrifft.«

»Aber die Tür«, sagte Ali gedankenvoll, und dabei fühlte er sich weit, weit weg, besser gesagt, er wünschte sich, daß er weit fort wäre. »Die Tür, warum ist sie da, was steckt dahinter, Gott, ein Zauber?«

Wachs verzog ärgerlich das Gesicht und bedachte ihn mit einem verächtlichen Blick. Wenn Ali ihn beleidigt hätte, hätte er nicht erboster reagieren können.

»Ich weiß es nicht, niemand weiß es! Sie ist nun mal da, einfach da, und wir haben uns für sie entschieden! Basta! Hör auf, darüber nachzudenken, keine Ursachenforschung, verstanden! Je mehr du grübelst, um so schneller wirst du den Verstand verlieren. Es gab solche Fälle von Wahnsinn, von Ausbruchsversuchen, von Leuten, die es nicht mehr aushielten und sich Fremden anvertrauen wollten. Wir mußten sie unauffällig beseitigen, weil die Gefahr zu groß war, daß irgendein Psychiater oder ein Polizist ihren Worten Glauben schenken könnte. Denn außerhalb der Straße geht alles seinen normalen Gang. Es ist eine ganz normale Welt da draußen mit einem Polizeiapparat und Gesetzen, die für jeden gelten. Nicht auszudenken, was geschähe, wenn uns die anderen auf die Spur kämen. Für sie sind wir gewöhnliche Mörder, auch wenn wir genaugenommen ja ›nur‹ uns selbst getötet

haben. Ach, noch etwas: Komm bloß nicht auf die Idee, von hier wegzuziehen. So etwas sehen wir nicht gerne. Wir sind eine verschworene Gemeinschaft, für immer und ewig aneinandergekettet, ob es uns paßt oder nicht. Wir können es uns nicht leisten, uns gegenseitig aus den Augen zu verlieren. Jeder überwacht jeden in dieser Straße, das ist unser unerschütterliches Grundprinzip, und diejenigen, die mit Gedanken an eine wie auch immer geartete Flucht spielen, brauchen sich nur ihre eigenen Taten zu vergegenwärtigen, um zu ahnen, welche Strafe darauf steht. Wir alle sind bereit, vor unaussprechlichen Grausamkeiten im Nachbargarten die Augen zu verschließen. Weil wir aus leidvoller Erfahrung wissen, daß es bisweilen notwendig ist. Nur eins werden wir niemals, niemals zulassen: Verrat! Es würde das Dasein der ganzen Straße aufs Spiel setzen.«

»Okay«, sagte Ali und warf Wachs ebenfalls einen erzürnten Blick zu. Das Entsetzen über das, was er hier gehört hatte, schlug allmählich in verzweifelte Wut um.

»Dann beantworte mir endlich die eine Frage, wegen der wir uns bis in diese beschissene Sauna verkriechen mußten! Weshalb seid ihr alle bewaffnet? Angst vor einem Polizeirollkommando? Wollt ihr euch allen Ernstes den Weg freischießen, wenn die Bullen anrücken?«

Wachs drehte sich weg und nuckelte wieder bedächtig an seiner Zigarre.

»Nein, das ist nicht der Grund. Wir besitzen noch einen anderen wunden Punkt, eine offene Wunde, die sich, solange wir hier leben, nicht verschließen wird«, sagte er und begab sich langsam zu Haschim, der sich nach seinem gelassenen Ausdruck zu urteilen nicht viel aus diesen technischen Einzelheiten machte. Er zog gut gelaunt an seiner Zigaretzenspitze und wippte bei übereinandergeschlagenen Beinen mit einem Fuß.

Wahrscheinlich würde ich dieses falsche Paradies auch mit dem echten verwechseln, wenn ich gerade ein paar Jahre Knast hinter mir hätte, schoß es Ali durch den Kopf.

»Wenn wir durch die Tür gegangen sind, lassen wir auf der anderen Seite etwas von uns zurück«, fuhr Wachs fort.

»Und wir bringen einiges durcheinander.«

»Was willst du damit sagen? Was lassen wir dort zurück?«

»Uns, Ali, uns selbst lassen wir in der richtigen Gegenwart zurück.«

»Du meinst ...«

»Ja, wenn wir in diese Welt treten, geht das Leben auf der anderen Seite ganz normal weiter, nichts verändert sich darin. Der Eintritt in die Vergangenheit bedeutet nicht, daß wir aus jener Welt einfach verschwinden. Nein, wir hinterlassen dort ebenfalls Kopien, ein drittes Ich, unser altes Ich, das ahnungslos weiterexistiert und in seiner eigenen Hölle weiterschmort. Ich will es dir ganz genau erklären, Alfred Seichtem. Was für ein Jahr haben wir jetzt draußen, 2000, 2001? Nachdem du und deine Frau die Tür passiert haben, ist im Jahre 2001 keine Lücke von zwei Menschen entstanden. Ihr seid als eure Doppelgänger in dieser Zeit immer noch vorhanden, bloß daß sie die Tür nicht entdeckt haben. Noch nicht! Und das ist der springende Punkt, denn irgendwann werden sie es tun, vielleicht schon heute nacht, vielleicht in zwei Wochen, in zwei Jahren, vielleicht sogar in zehn Jahren. Das ist unsere Erfahrung und unsere permanente Furcht. Sie werden irgendwann kommen, daran gibt es keinen Zweifel. Es handelt sich um einen Generationskonflikt, könnte man sagen. Und genauso wie du und Ida den jungen Ali und die junge Ida beiseite geschafft habt, werden eure zurückgebliebenen Ichs euch zu töten

versuchen. Deshalb die Waffen und die Alarmanlagen und die gegenseitige Überwachung! Ali und Ida werden irgendwann kommen, verlaß dich drauf, Ali, und sie werden mit größerer Brutalität zuschlagen, als ihr es getan habt. Vielleicht bringen sie euch mitten auf der Straße um. Denn dieses Paar hat weniger Skrupel als ihr und weniger Hemmungen. Während nämlich eure Leidensphase von relativ kurzer Dauer war, mußten sie viele, viele Jahre lang das Verhängnis ihrer früheren Fehlentscheidungen erdulden. Sie sind erheblich verbitterter, kaputter, zorniger und für solche verlockenden Lösungen empfänglicher als ihr. Sie sind wahre Monster, und weil ein verpfushtes Leben Menschen auch äußerlich entstellt, dürften sie einen ziemlich schrecklichen Anblick bieten. Und sie werden vor nichts zurückschrecken.«

»Sprichst du aus eigener Erfahrung?« wollte Ali wissen. In Anbetracht dieser Aussichten war in seine Gedanken schnell wieder Nüchternheit eingekehrt.

»Ja, ich bekam eines schönen Nachts Besuch. Er hatte keine Zähne mehr, nur noch Lumpen am Leib und stank nach Pisse. Ein zerzauster alter Irrer mit einem Hammer in der Hand.«

»Was hast du mit ihm gemacht?«

»Ich habe ihn erschossen und seine Leiche ebenfalls im Keller einbetoniert. Wird langsam eng da unten.«

»Wie geht ihr mit einer neuen Generation um, wenn es ihr gelingt, die hiesige zu vernichten und ihre Stelle einzunehmen?«

»Wir tun so, als wäre nichts geschehen, schauen weg, verlieren kein Wort darüber. Denn welche moralische Rechtfertigung besitzen wir, daß wir über Neuankömmlinge den Stab brechen könnten? Wir sind doch selbst alle Eindringlinge, Fremde und haben mit den

gleichen barbarischen Mitteln wie sie um unseren Platz in der sogenannten guten alten Zeit gekämpft. Das Ganze ist ein ewiger Kreislauf, ein auf stetigem Verdrängen basierendes System. Wir können nur warnen, uns untereinander und diejenigen, die neu zu uns stoßen. Daß sie aufpassen müssen, daß sie sich bewaffnen und ihr Haus einbruchssicher ausstatten sollen. Haschim hat es schnell kapiert. Bei dir haben wir uns mit der unangenehmen Botschaft etwas Zeit gelassen, weil wir dachten, daß ein Künstler wohl etwas sensibel ist und mehr Zeit braucht, um die Wahrheit zu akzeptieren.«

Ali nahm die Waffe vom Tisch, klemmte sie in den Hosenbund und streifte das Hemd darüber. Dann ging er, ohne die beiden anderen weiter zu beachten, zur Glastür und öffnete sie. Schon halb draußen, doch die Klinke noch in der Hand, hielt er inne.

»Was ist, wenn ich die neue Generation erledigte, bevor sie mich erledigt? Wäre der Alptraum dann ausgestanden?«

»Nein«, sagte Anton Wachs hinter seinem Rücken, und seine Stimme klang ein bißchen schadenfroh. »Denn durch ihren Eintritt in unsere Welt hat sie in der alten ihrerseits Doppelgänger von sich erzeugt. Nach der Vernichtung der einen Generation käme die nächste. Irgendwann!«

Kapitel 20

Hardy Link aus dem Haus zu schaffen hätte sogar Herkules ins Schwitzen gebracht. Zwar half Ali einer von den letzten verbliebenen Kellnern, und auch Ida unterstützte ihn, soweit es ging, doch einen 200-Pfänder vom Schlafzimmer durch die Gänge zu schleifen und dann die Wendeltreppe hinunterzubugsieren, verlangte allen Beteiligten das Höchstmaß an Kraftanstrengung ab. Als sie mit dem Schlafenden, dessen Kopf wie eine ausranierte Abrißbirne schlaff herunterbaumelte, unten im Berliner Zimmer angelangt waren, schien der Hauptteil der Arbeit erledigt. Sie brauchten ihn nur noch vor die Tür zu schleppen und ins Auto zu verfrachten.

Es war inzwischen drei Uhr vorbei. Im Haus hielten sich nur noch ein kleiner Rest der Partyservicetruppe und ein paar von Idas betrunkenen Freunden auf, die sich durch keinen Wink mit dem Zaunpfahl vertreiben ließen. Wegen ihres stark herabgesetzten Humorniveaus stießen die letzteren bei jedem noch so lauen Kalauer gackernde Lacher aus, während die ersteren erschöpft die mobilen Warmhaltegeräte, Stehtische und die zusammenklappbare Bar nach draußen trugen. Den wie ein demoliertes Akkordeon zwischen ihnen hängenden Hardy stützend, legten Ali und der Kellner eine Verschnaufpause ein.

»Schließ alle Fenster und Türen, wenn der letzte draußen ist«, flüsterte Ali Ida vertraulich ins Ohr. »Ich bin in eineinhalb Stunden wieder zurück. Und dann werde ich dir eine Menge zu erzählen haben.«

»Da schlafe ich schon«, entgegnete Ida und verdrehte aufreizend die Augen. »Weck mich bloß nicht, es sei denn, du hast wirklich noch etwas Bedeutendes mit mir vor.«

Sie lächelte gespielt lüstern. Sie glaubte allen Ernstes, daß er sie zum Abschluß des Festes wie in der guten alten Zeit noch beglücken würde. Er verwünschte jetzt schon den Moment, wenn er ihr bei seiner Rückkehr die grausige Wahrheit über ihr frischbezogenes Paradies anvertrauen würde. Und über die ersten Pläne zur Flucht aus diesem Paradies, die zu schmieden er schon begonnen hatte.

»Ich meine es ernst«, sagte er noch einmal eindringlich.

»Schließ sämtliche Türen ab, dreh den Schlüssel mehrmals um, und schau überall nach, ob die Fenster auch wirklich geschlossen sind.«

In ihrem Gesicht sah man den Anflug eines schwarzen Schattens, der ihre Ausgelassenheit zu verdunkeln begann. Sie ahnte nichts Gutes. Doch er hatte nun keine Zeit, ihr zu erklären, daß aus der zweiten Chance, so wie es geplant gewesen war, wohl nichts mehr werden würde. Er nickte dem Kellner zu, und gemeinsam schleppten sie die nach Tequila stinkende Last ächzend und fluchend aus dem Haus. Zum Glück war die Ente nur ein paar Meter entfernt geparkt, und nachdem sie Hardy auf dem Rücksitz abgelegt hatten, und er den bevorstehenden Muskelkater des Kellners mit einem »Lassen Sie sich von meiner Frau ein Trinkgeld geben« gelindert hatte, fuhr er endlich los.

Hardy wohnte in einem kastenartigen Betonbau außerhalb der Stadt, der einen auffälligen Kontrast zu den heimeligen Altstadtmotiven seiner Gemälde bildete. Direkt neben dem Gebäude befand sich eine Schnellstraße ohne Schallschütz, auf der Tag und Nacht gehörschädigender Verkehr donnerte. Er würde etwa eine halbe Stunde bis dahin brauchen, und noch eine weitere halbe Stunde würde es vielleicht in Anspruch nehmen, sich mit dem bleischweren Kerl ins Haus zu quälen und ihn ins Bett zu stecken. Falls er den Hausschlüssel in Hardys Taschen nicht finden würde, mußte er sich

natürlich mit der Smith & Wesson, die er immer noch im Hosenbund stecken hatte, selber wohl oder übel eine Kugel durch den Kopf jagen. Wenn jedoch alles reibungslos verlaufen würde, hätte er eine Last weniger im Leben. Denn er würde Hardy nie mehr Wiedersehen. Er gedachte ohnehin, nun viel Ballast abzuwerfen. *Die verschworene Gemeinschaft* würde sich noch wundern!

Schnell hatte er die Stadt hinter sich gelassen und kämpfte sich durch die vielen Abbiegerauffahrten zur Schnellstraße vor. Die Scheinwerfer der ihm entgegenkommenden Wagen erschienen ihm in der Finsternis wie die grell leuchtenden Augen seiner unendlich vielen Doppelgänger, die in einer endlosen Kolonne die Tür passierten. Sie starrten ihn an, vorwurfsvoll, mißgünstig, weil er alles besaß und sie nichts, und weil er entschlossen war, nichts abzugeben. Man sah es ihnen an, daß sie auch an die Reihe kommen wollten und daß ihnen dafür jedes Mittel recht war. Ihre Gedanken, voller Haß und Mordlust, waren seine eigenen Gedanken, weil er das gleiche empfunden hatte, als er an jenem Morgen sein junges Ich erblickt hatte. Er konnte diese auf ihn zutrottenden Zombies, die um so häßlicher und deformierter aussahen, je weiter sie sich hinten in der Kolonne befanden, verstehen. Nur gönnen konnte er ihnen nichts, um keinen Preis der Welt!

»Dieser Fuß, dieser scheißverdammte Fuß, nein, der gehört nicht 'nem Affen, was Killer?« sagte Hardy Link.

Ali glaubte im ersten Moment, daß es ein Widerhall seines verrückten Gedankenflugs wäre. Doch dann vernahm er von hinten ein gequältes Hüsteln und leises Gelächter. Er verstellte den Rückspiegel und versuchte so auf den Rücksitz zu sehen. Außer dem einzelnen Scheinwerferlicht eines ihm in weiter Entfernung folgenden Motorrads in der Heckscheibe konnte er jedoch

nichts erkennen. Offenkundig war Hardy zu schwach, um sich aufzurichten. Dennoch wurde Ali mit absoluter Gewißheit klar: Das Gedächtnis seines alten Freundes war so vollkommen intakt wie ein Speichermedium im staubfreien Labor, Alkoholvergiftung hin, Alkoholvergiftung her. Der Dreckskerl war auf dem Rücksitz wieder zu sich gekommen, und obwohl er anscheinend nicht einmal aufrecht sitzen konnte, war dieses delikate Detail das erste, was ihm sofort wieder in den Sinn gekommen war. Demzufolge bestand auch keine Chance, daß er die Sache unter *natürlichen Umständen* je wieder vergaß. Es bereitete Ali plötzlich Schwierigkeiten, die dunkle Straße im Auge zu behalten, und die ihm entgegenfliegenden Lichter der Wagen erinnerten ihn nun mit einem Mal an glühende Speere, die sich ihm geradewegs in die Augen hineinbohren wollten.

»Fühl mich krank, Killer. Krankenhaus, bring mich ... Wieviel hast du da drin, im Hügel? Warum? Scheiße, kann nicht mal kotzen! ...«

Er keuchte, und seine Aussprache hatte etwas Lispelndes, weil ihm inzwischen die Schneidezähne fehlten. Ali fühlte sich jetzt genötigt, doch etwas zu sagen.

»Bleib ruhig liegen, Hardy, bald bist du zu Hause.«

»Zu Hause? Hab kein Zuhause. Du hast ein Zuhause. Piekfein und arschteuer. Wie viele Affen mußt du dafür in den Hügel tun, Killer? Wie geht das überhaupt? Man tötet Leute und wird berühmt und reich, kapier' ich nicht. Gott, so schlecht war mir noch nie ...«

»Hardy, hör auf zu quatschen, und versuch lieber noch zu schlafen. Wir sind bald da.«

»Bald da – am Arsch hängt der Hammer! Ich weiß Bescheid. Keine Sorge, verrate nix. Mir doch egal. Bist mein Freund, wieder mein bester Freund. Kannst mir was

borgen, vielleicht ein paar Tausender für den Anfang. Erst fährst du mich ins Krankenhaus, und dann borgst du mir was. Schulden, du verstehst? Dann vielleicht mehr. Wollt mir schon immer ein Boot zulegen, so bißchen rumsegeln über die Meere, bin Kapitän im Herzen, du verstehst? Ahoi! Diese Toten in deinem Hügel, ich habe sie nicht gesehen, Psst! Ehrensache, weiß gar nicht, wovon Sie reden, Herr Wachtmeister, haha, wir sind wieder Freunde, dreißigtausend Mark Schulden, mir ist so komisch, komm bloß nicht auf dumme Gedanken ...«

Doch Hardy irrte sich, wenn er sich in der Rolle des cleveren Erpressers sah. Er besaß nämlich einen Makel, den ein Erpresser auf gar keinen Fall haben durfte: Geschwätzigkeit. Wenn Ali ihm für sein Schweigen auch nur einen Hunderter zusteckte, würde er flugs in die nächste Kneipe rennen und jedem, der es hören wollte oder nicht, in allen Einzelheiten erzählen, für welchen Dienst er den Hunderter bekommen hätte. Bei Lichte besehen hatte er vielleicht noch einen zweiten Makel: Er war unersättlich. Das heißt, er würde im Besitz von Geldsummen, die seine überschaubaren Bilanzen überstiegen, komplett durchdrehen. Er würde ruck, zuck alles ausgeben, ja mit ziemlicher Sicherheit neue Schulden aufnehmen und dann schnell wieder bei ihm auf der Matte stehen. Er war das sprichwörtliche Faß ohne Boden und der Schrecken ohne Ende in Personalunion. Abgesehen davon, daß es ohnehin an Idiotie grenzen würde, wenn Ali mit jemandem, der von dem Wort Promille für sich nur das Pro gelten ließ, einen Pakt einginge.

Ali merkte, daß er inzwischen automatisch in Straßen abbog, die von Hardys einsamer Betonklause wegführten. Eigentlich hatte er über Umwege bereits eine Kehrtwendung gemacht. Und er mußte sich gestehen, daß es die ihm bisher unbekannte Liebe seines Freundes zur

See war, die ihn dazu inspiriert hatte. Er fuhr nun plötzlich in Richtung Fluß, zu einer bestimmten Stelle, wo er und Ida früher das Leben in vollen Zügen genossen hatten. Er war sich sicher, daß sein frisch aufgekeimter Plan von Erfolg gekrönt sein würde, und diese Zuversicht basierte auf dem einen Nebensatz, den er bei Kasimir Kreuzer jr. hatte fallen lassen:

»Wundern Sie sich nicht, Herr Kommissar, wenn aus meinem Bekanntenkreis bald der nächste Tote gemeldet wird.«

Ja, so wie sich Hardy auf dem Einweihungsfest benommen hatte und so wie ihn überhaupt alle kannten, würde es kaum für Erstaunen sorgen, wenn er seinen erst in ein paar Jahren stattfindenden Selbstmord etwas vorziehen würde. Er würde sowieso früh sterben, umständehalber nun eben ein bißchen früher. Ein kleiner Dialog aus der Zukunft entspann sich in seinem Kopf:

»Sie haben ja selbst gesehen, in welchem Zustand Hardy schon am Anfang der Party war, Herr Kommissar. Danach fuhr ich ihn nach Hause. Plötzlich wacht er auf, brüllt zusammenhangloses Zeug, veranstaltet einen riesigen Aufstand und greift mir von hinten ins Lenkrad. Er wollte unbedingt aussteigen, fragen Sie mich nicht, warum. Ich habe versucht, ihn zu bändigen, beruhigend auf ihn eingeredet. Umsonst. Am Ende mußte ich ihn mitten auf der Straße rauslassen. Ich hatte ein schlechtes Gewissen dabei, aber was blieb mir für eine Wahl? Er verschwand dann schnell in der Dunkelheit.«

»Wieso fuhren Sie in Richtung Fluß? Herrn Links Wohnung liegt doch außerhalb der Stadt.«

»Na, versuchen Sie mal in die richtigen Straßen abzubiegen, während ein Elefant von hundert Kilo in einem Citroën 2CV tobt.«

Perfekt!

Eine halbe Stunde und viele gelallte Drohungen von Hardy später gelangte Ali an den Fluß. Er bog in eine stark abschüssige Straße ab, die an einer Kairampe endete, welche wiederum Übergangslos ins Wasser hineinführte. Wenn man verrückt genug war, konnte man seinen Wagen ins Wasser setzen, indem man einfach geradeaus fuhr. Zu beiden Seiten der Straße erhoben sich einige Bauten der auf Tourismus eingestellten gastronomischen Betriebe. Im Sommer wurden ihre Vorhöfe zu Biergärten umfunktioniert, und Ali konnte eigentlich die vielen schönen Erinnerungen kaum zählen, die er und Ida in den glücklichen Sommern ihrer Vergangenheit in diesen Gärten gesammelt hatten. Lediglich eine enge Uferpromenade für Spaziergänger und Fahrradfahrer trennte die Straße von der Rampe. An warmen Tagen waren hier zahllose Menschen unterwegs, die gewöhnlich bis Mitternacht ausharrten. Doch es war nun fast vier Uhr morgens, und die Frühlingswärme, die es auch tagsüber kaum über zwanzig Grad geschafft hatte, hatte sich endgültig verflüchtigt.

Ali schaltete den Motor ab, löschte die Scheinwerfer und ließ den Wagen ganz langsam die Straße hinuntergleiten. Wie erhofft, war keine Menschenseele zu sehen. Der Fluß vor ihm glitzerte leicht im Widerschein der Sterne. In der Ferne ragte eine kleine unbewohnte Insel als romantische Silhouette hervor. Aus dem Hintergrund vernahm er Hardys Gebrabbel, aber wegen des Maximums an Konzentration, die er sich abverlangte, konnte er jetzt kein einziges Wort verstehen. Der Wagen passierte lautlos wie ein Gespenst quer die Promenade, und ein hastiger Blick nach links und rechts bestätigte Ali, daß sich auch hier niemand aufhielt. Dann ging es die Kairampe abwärts, und er trat vorsichtig auf die Bremse. Die hinter ihm liegende

Straße und die Gebäude verschwanden langsam aus seinem Rückspiegel. Nur wenn jemand unmittelbar oben am Rand der Promenade gestanden und hinuntergeschaut hätte, hätte er erkennen können, was hier vor sich ging.

Als der Wagen wenige Meter vor den leise plätschernden Wellen angelangt war, zog Ali die Handbremse. Rampe und Wasser bildeten an dieser Stelle eine Einheit, es war unmöglich zu unterscheiden, wo das eine aufhörte und das andere begann. Am Fuße der Seitenmauern wuchs je ein gußeiserner Poller empor. Ali stieg aus, ging nach hinten, öffnete die Tür und umschloß Hardys Brustkorb mit seinen Armen. Es war viel zu dunkel, um aus dessen Gesicht den Grad der Vergiftung abzulesen. Aber offenkundig hatte er sich nicht heimlich übergeben, denn die Granatapfelvisage schimmerte im Sternenlicht so rein wie eh und je.

»Sind wir schon im Krankenhaus?« fragte Hardy und entblöste dabei eine riesige Lücke in der oberen Zahnreihe.

»Mann, lange halte ich das echt nicht mehr aus.«

Ali sah, daß seine Baskenmütze unter den Sitz gefallen war. Er hob sie auf und setzte sie Hardy wieder auf den Kopf.

»Viel besser«, sagte er dann. »Wir sind am Ort deiner Träume angelangt, Hardy. Wir gehen jetzt auf das Boot, das du dir schon immer gewünscht hast.«

»Boot? Will kein Boot. Krankenhaus ...«

Ali zog ihn mit einiger Mühe aus dem Wagen, und das Unglaubliche geschah: Hardy konnte, sich auf ihn stützend, wacklig auf eigenen Beinen stehen. Ali umschlang seine Taille und zerrte ihn in Richtung Wasser. Der Benommene schleppte sich unter Ächzen und Stöhnen vorwärts, wobei er immer wieder verwirrt den Kopf

verdrehte und die Sterne betrachtete.

»Scheiße, wo sind wir hier?« fragte er schließlich, als sie mit den Füßen im Wasser standen.

Ali gab keine Antwort und schob ihn vorwärts, nunmehr mit Gewalt. Das Wasser drang durch seine Schuhe, schwappte über seine Füße und kroch ihm schließlich die Hosenbeine hoch. Die schockartige Kälte schien ihnen beiden aus jeweils unterschiedlichen Gründen nichts auszumachen: Hardy spürte sie in seinem Zustand nicht, und Ali war sie egal. Sie wateten die Schräge immer weiter herunter, wobei sich Hardy wie ein widerspenstiger Hypnotisierter benahm, der zwar die Befehle des Meisters ausführte, jedoch trotz seines ferngelenkten Bewußtseins mitbekam, daß an seinem Handeln etwas nicht stimmte.

»Ist merkwürdig hier, alles so merkwürdig«, sagte er. »Genauso merkwürdig wie die Sache, daß du diese Leute in deinem Garten vergraben hast. Früher hast du so was nie getan. Nicht, daß ich's wüßte. Müssen wir irgendwohin schwimmen?«

Er sagte das sehr leise und ohne Hoffnung, ja wie ein stilles Gebet, als ahne er sein bevorstehendes, unausweichliches Schicksal, ohne die Kraft aufbringen zu können, sich dagegen aufzubäumen. Es hörte sich an wie die letzten Worte eines zum Tode Verurteilten auf dem Weg zur Hinrichtung. Deshalb schwieg Ali. Das Wasser ging ihnen jetzt bis zu den Knien, und Ali wußte, daß das Endstück der Rampe in Kürze erreicht sein würde. Er trieb Hardy weiter voran, doch dieser verlangsamte sein ohnehin gemächliches Tempo immer mehr, bockte geradezu. Er mußte ihn gewaltsam schieben und stoßen, damit er einen Fuß vor den anderen setzte.

Oberschenkel, Hüfte, Bauch, Taille, mehr als die Hälfte ihrer Körper befand sich inzwischen unter dem

Wasserspiegel. Ali hielt den entscheidenden Augenblick für gekommen; die Rampe würde sowieso bald enden. Er stellte sich innerlich auf ein Handgemenge ein. Hardy würde sich bestimmt wehren, und alter Bär, der er war, würde er noch einmal alle seine Kräfte aufbieten, um dem Tod zu entkommen. Doch letzten Endes würde es nichts nützen. Der Bär war des Kampfes müde geworden.

Sie blieben stehen. Das pechschwarze Wasser plätscherte neckisch unterhalb ihrer Brust. Hardy schaute sich noch einmal um. Nichts als Dunkelheit. Und vollendete Stille. Die Kairampe im Hintergrund nur unwesentlich heller, ein bloß aus Schattenwänden bestehender Durchlaß in die totale Finsternis. Sein Blick fuhr zu den Sternen auf, und da plötzlich erschien auf seinem aufgedunsenen Gesicht der Anflug eines unbestimmten Lächelns.

»Du würdest mir doch nichts antun, oder, Killer?« sagte er, ohne den Kopf zu senken und Ali anzusehen.

»Nein, Hardy, das würde ich nie tun. Du bist mein Freund.«

»Ja, wir sind Freunde, die besten Freunde. Ich hatte nie einen Freund. Bis ich dich kennengelernt habe. Wir gleichen uns. Irgend etwas verbindet uns, als gäbe es da ein altes Geheimnis, das nur wir beide kennen. Sehen wir uns wieder, Killer?«

»Natürlich, Hardy, sehr bald sogar.«

Ali nahm Hardys Kopf in beide Hände und drückte ihn langsam nieder. Seltsamerweise brauchte er gar keine Kraft auszuüben, denn statt sich zu wehren, gab Hardy bereitwillig nach und ließ sich langsam ins Wasser sinken. Ali war überrascht, und doch ließ er sich nichts davon anmerken und behielt seine Hände auf dem Ochschädel seines besten Freundes.

»Aber, aber, Herr Seichtem, die Badesaison is' doch noch gar nicht eröffnet!«

Ali glaubte eine Stimme direkt aus dem Zentrum seines ausgebrochenen Wahnsinns vernommen zu haben. Nicht zuletzt deshalb, weil ihm die Stimme bekannt vorkam, sie also durchaus seine eigene sein konnte. Dann aber – Hardy war schon bis zum Halsansatz im Wasser – erkannte er in seinem Tun ein völlig eigennütziges, das heißt ganz und gar kein wahnsinniges Motiv und fand auch, daß die Stimme überhaupt nicht wie seine eigene geklungen hatte.

Er ließ von Hardys Kopf ab und wandte sich zur Kairampe um, von wo aus die Worte gekommen waren. Die Finsternis gab nichts preis. Dort in der Ferne, wo seine Ente stand, herrschte weiterhin das Schattenreich. Er hob den Blick und sah am oberen Ende der Zufahrt den Umriß eines Motorrads. Dann senkte er den Blick wieder, und aus dem Schattenreich trat eine Gestalt hervor.

»Ist was?« sagte Hardy, weil er die Unterbrechung seiner eigenen Hinrichtung gespürt hatte. »Läuft was schief?«

Ali watete durch das Wasser zurück, eher erbost als wirklich bestürzt. Und je mehr er sich dem Schatten näherte und Einzelheiten erkennen konnte, desto mehr wurde es ihm zur furchtbaren Gewißheit: Neben seinem Wagen erwartete ihn Ricardo, der Latino-Verschnitt! Er trug nun eine Motorradjacke über seinem Netzhemd. Allerdings war das auch die einzige Veränderung, was sein Aussehen betraf, denn selbst in dieser allgegenwärtigen Schwärze behielt er die Ray-Ban-Sonnenbrille auf der Nase.

»Sie unverschämter Kerl!« rief Ali, während er Wasser aufwirbelnd auf ihn zu watete. »Beschatten Sie mich etwa?«

Es war eine rhetorische Frage, sie bedurfte keiner

Antwort. Hinter seinem Rücken erhob sich Hardy aus seiner knienden Stellung und machte Anstalten, ihm zu folgen. Doch dabei gaben seine Beine ständig nach, so daß er jedesmal in den Fluß zurückplumpste. Er geriet kurzzeitig unter Wasser, schaffte es jedoch wieder aufzutauchen und sich in einer slapstickhaften Kombination aus Gehen und Planschen fortzubewegen.

»Wer ist denn dieser Typ?« rief auch er jetzt. »Wo kommt denn dieser Typ plötzlich her, Ali?«

Ali wußte, wo dieser Typ plötzlich herkam. Sein ganz persönlicher Spion hatte ihn auch in dieser Nacht bespitzelt. Auf dem Motorrad, dessen Scheinwerferlicht er im Rückspiegel gesehen hatte, hatte er gesessen. Und wie er selbst war er am Schluß mit abgeschaltetem Motor und Licht die Straße heruntergekommen, so daß Ali von seiner unmittelbaren Anwesenheit nichts mitkriegen konnte.

»Was wollen Sie eigentlich von mir?« stellte er noch eine überflüssige Frage, als er wieder trockenen Boden unter seinen Schuhen spürte. »Wissen Sie, daß ich Sie dafür anzeigen könnte?«

Ricardo brach in ordinäres Gelächter aus. Die Brillengläser spiegelten den Sternenglanz, doch sonst war er nur eine Kontur. Ali stand gänzlich durchnäßt und ratlos am Wasserrand, während Hardy in seiner tölpelhaften Fortbewegungstechnik erst die Hälfte der Strecke zum Ufer bewältigt hatte. Der Spion lümmelte in einiger Entfernung vor einem der Poller an der Seitenmauer.

»Ich würde an Ihrer Stelle das Maul nicht so weit aufreißen, was Drohungen anlangt, Meister«, sagte der Latino-Verschnitt, nachdem er genug gelacht hatte. Jetzt knirschte sein Tonfall geradezu vor Frostigkeit. »Ich könnte mir nämlich vorstellen, daß sich ein bestimmter Polizist brennend dafür interessiert, was hier gerade

abläuft.«

»So? Was läuft denn Ihrer geschätzten Meinung nach hier ab?«

Ali kam sich selber lächerlich vor, doch gleichgültig, was er in dieser Situation sagte, es würde lächerlich klingen.

»Is' so, Meister, und jetzt spitzen Sie mal ganz steif die Öhrchen: Sie haben scheinbar ein Problem, was Ihnen verstärktes Arschjucken verursacht. Keine Ahnung, was für eins, aber es muß schon ein gewaltiges sein. Sie haben den guten alten Bibo abgemurkst, weil er Sie bei der Lösung dieses Problems gestört hat, und waren gerade eben dabei ...«

Ali tat einen Schritt auf ihn zu – und schon im selben Moment vernahm er ein zischendes Geräusch, das mit einem Klacken endete. Gleich darauf sah er in Ricardos Hand etwas aufblitzen: Der Kerl hatte das größte Springmesser gezückt, das Ali je gesehen hatte! Das Ding mußte mindestens vierzig Zentimeter lang sein.

»Vorsicht, Meister!« sagte Ricardo und schwang das Messer wie einen erhobenen Zeigefinger hin und her. »Wenn Sie mir zu nahe kommen, können Sie sich den Arsch künftig bei Ihren Ahnen kratzen. Darauf mein großes Indianerehrenwort!«

Hardy kam auf allen vieren aus dem Fluß gehechelt und richtete sich ganz langsam auf. Er wankte stark, und aus seinen durchtränkten Kleidern tropfte das Wasser hörbar auf den Boden. Er wirkte ziemlich desorientiert.

»Was ist hier los, verdammt?« sagte er aus milchigen Augen schauend. »Ist das 'ne Strandparty oder was?«

»Is' so, Sie haben es bei mir nicht mit Herrn Gutmütig wie bei Bibo zu tun. Daß Sie es wissen, Meister!« fuhr Ricardo fort, ohne Hardy zu beachten. Er ließ Ali nicht aus

den Augen. »Anderseits wissen meine Kumpels und ich natürlich, daß Bibo nicht von den Toten aufersteht, wenn Sie Ihren juckenden Arsch den Schwulis im Knast als Vergnügungspark feilbieten. Trotzdem müssen Sie Buße tun, und das wird bestimmt nicht billig. Auch darauf mein großes Indianerehrenwort. Meine Kumpels und ich denken da nicht gerade an 'ne Waffel Eis für jeden, wenn Sie verstehen, was ich meine.«

»Redet er mit dir, Ali?« sagte Hardy und legte wankend einen Arm um seine Schulter, eigentlich hielt er sich daran fest. »Läßt du dir gefallen, daß er so mit dir redet, Ali?«

Da Ali nicht reagierte, wandte er sich zu Ricardo.

»Redest du mit meinem Freund, mit meinem besten Freund, du Knirps?«

»Halt die Fresse, Fettwanst!« sagte Ricardo.

»Was hast du gesagt?«

»Du sollst deine verdammte Fresse halten, Fettwanst!«

Hardy verdrehte die Augen und stürmte plötzlich wie aus einem Katapult abgeschossen auf den Messerschwinger zu. Der zuckte verblüfft zusammen und riß das Messer nach hinten, um mit Schwung zuzustoßen. Doch seine Reaktion kam Bruchteile einer Sekunde zu spät. Hardy prallte wie eine führerlose Lokomotive mit voller Wucht auf Ricardo, Messer und Ray-Ban-Brille flogen im hohen Bogen durch die Luft, und ineinandergekrallt fielen beide nach hinten um. Dabei entstand kurz ein hohles Geräusch, als versetze man einer leeren Pfanne einen Fausthieb. Danach kehrte gespenstische Stille ein, und weil Ali von seinem Standpunkt aus lediglich reglose Umrisse erkennen konnte und weil die Gefallenen selbst nach einer guten Weile immer noch keinen Mucks von sich gaben, wurde die Sache noch unheimlicher.

Ali lief zu ihnen und sah in dem düsteren Licht, daß Hardy wie ein sehr dominanter Liebhaber auf Ricardo lag. Dessen Kopf war ein wenig aufgerichtet, als würde er von einem Kissen gestützt.

»Mensch, für so eine Kinderkacke bin ich echt zu alt«, sagte Hardy schließlich und hustete erbärmlich. Dann rollte er unerträglich langsam von seinem Opfer herunter. Ricardo starrte mit offenen Augen zu den Sternen. Aus einem Mundwinkel rann ein Blutfaden zum Kinn herab. Ali sah jetzt, daß Ricardo mit dem Hinterkopf auf einen der Poller gestürzt war. Er bückte sich und hob den Kopf, so daß er die Aufschlagstelle untersuchen konnte. Es war dort eine richtige Delle entstanden. Ali fuhr mit den Fingern durch die von Blut matschig gewordenen Haare und ertastete, daß die Kopfhaut wie eine Membran nach innen nachgab. Der Schädelknochen war kaum zu erfühlen.

»Scheiße, Hardy, du hast den Kerl umgebracht!«

»Ach was, der steht gleich wieder auf«, sagte Hardy, an der ganzen Angelegenheit etwa so interessiert wie ein Narkotisierter.

»Nein, der steht nicht wieder auf, du Vollidiot, er ist tot, er ist auf diesen blöden Poller gefallen und ...«

Hardy die Sachlage zu erklären war etwa so sinnvoll, wie einem Schwachsinnigen den Dezimalbruch zu erklären. Das wurde Ali mit einem Mal bewußt. Er mußte überlegen.

Überlegen und dann einen Plan fassen. Ricardos Tod mußte für die Nachwelt einen Sinn ergeben, vor allem für Kasimir Kreuzer jr. Einen Sinn, der Nahrung für neue Hypothesen bot. Jedenfalls mußte der Verdacht von seiner eigenen Person abgelenkt werden und sich immer mehr im Reich wilder Spekulationen verlieren. Und so schlimm die

Situation auch war, so hatte sie doch einen recht erfreulichen Nebenaspekt: Er war einen weiteren Ballast losgeworden. Ricardo hatte schon genug Schaden angerichtet, und er war brandgefährlich gewesen, viel gefährlicher als Hardy, der Erpresser in der Tölpelversion. Auch ein gewichtiger Klotz am Bein, doch ein noch kalkulierbares Risiko. Wenn man vielleicht zwischen den beiden eine Beziehung ...

Ali fühlte, wie sich sein Puls immer weiter verlangsamte. Der dringend gesuchte Sinn schien jetzt in greifbarer Nähe. Hardy lag immer noch neben Ricardo, der mit aufgerissenen Augen fasziniert die Sterne betrachtete, und stammelte zusammenhangloses Zeug. Die Attacke schien ihm den Rest gegeben zu haben. Vermutlich würde er nicht mehr ins Wasser zurückzubewegen sein.

Da plötzlich kam Ali eine Idee, die ihm auf verdrehte Art nicht nur logisch erschien, sondern auch als der einzige Ausweg. Er hatte das sichere Gefühl, daß er jetzt so und nicht anders handeln mußte, obwohl er den Ausgang dieser Entscheidung überhaupt nicht abschätzen konnte. Er zog die Hemdschöße aus der Hose, ergriff damit den Revolver aus dem Hosenbund und entsicherte ihn. Er war selbst überrascht darüber, wie leicht und selbstverständlich ihm das vorkam. Dann trat er ein paar Schritte zurück, richtete die Waffe auf Ricardo und gab drei Schüsse auf seine Brust ab. Hardy, der neben dem Toten lag, schreckte zusammen, preßte beide Hände auf seine Ohren und krümmte sich.

»Ich dachte, der ist schon tot«, sagte er, als die Schießerei vorbei war und glotzte Ali verdattert an.

Ali ging nicht darauf ein. Es mußte jetzt alles sehr schnell gehen. Er nahm den Revolver und wischte ihn gründlich ab. Dann begab er sich zu Hardy, kniete sich

hinter ihm hin und richtete ihn am Oberkörper etwas auf. Er drückte die Waffe durch den Stoff des Hemdes in Hardys rechte Hand, klemmte auf die gleiche vorsichtige Weise seinen Zeigefinger an den Abzug und hob mit der anderen Hand seinen Arm hoch. Hardy zielte mit der Waffe nun auf seinen eigenen Ochsenschädel.

»Und was kommt jetzt?« wollte Hardy wissen.

»Das Ende einer wunderbaren Freundschaft!« antwortete Ali und drückte mit den Zeigefinger des Freundes ab. Der Schuß verhallte zwischen den Mauern der Kairampe nur langsam, und als dann wieder die Stille zurückkam, hörte man nur noch das leise Sickern von Rinnsalen, das Blut zweier Männer in Richtung Fluß.

Unterwegs nach Hause wurde Ali von maßloser Traurigkeit überfallen. Sie fuhr in ihn hinein wie ein düsterer Geist und schnürte ihm das Herz zu. Er fing unwillkürlich an zu weinen. Die Tränen schossen ihm so stark in die Augen, daß ihm zeitweilig die Sicht auf den entgegenkommenden Verkehr genommen wurde. Aber er weinte weder über Hardy noch über Ricardo noch über die anderen armen Teufel, die er ins Jenseits befördert hatte. Er weinte nicht einmal über sich selbst, daß er in diese elende Lage geraten war, daß aus ihm inzwischen ein Killer geworden war, einfach Abschaum. Nein, er weinte über Patrick, seinen lieben Jungen, seinen Sohn. Wenn er am Leben geblieben wäre, wäre er heute fast sieben Jahre alt geworden. Er wäre schon in die Schule gegangen, hätte zu lesen und zu schreiben begonnen, hätte Hobbys gehabt und gewisse charakterliche Eigenschaften, die ihn von allen anderen Menschen unterschieden, ihn einzigartig machten. Sie beide hätten sich richtig unterhalten können, über alles mögliche, aber auch über ernsthafte Dinge. Über seine Traumberufe, über seine Freunde, über seine Triumphe und Niederlagen, über seine Welt. Vielleicht

hätte er irgendwelche Wichtigtuer aus dem Fernseher imitiert, bestimmt sogar, und er, Ali, hätte sich dann vor Lachen den Bauch halten müssen. Sie wären zusammen in den Urlaub gefahren oder zu Fußballspielen oder einfach auf den Mond. Er hätte vielleicht altkluge Sprüche abgesondert oder mit einer Gitarre seinen Popidolen nachgeeifert. Und vielleicht hätte ihn ein wunderhübsches Mädchen heimlich schon geküßt, weil er selbst auch so wunderhübsch, so wunderhübsch ...

Der Wunsch, daß Patrick noch am Leben wäre, wurde in Ali übermächtig, drohte ihn in Stücke zu zerreißen. Er sehnte sich mit einem Mal so sehr nach seinem Sohn, daß er alles dafür gegeben hätte, ihn wieder zurückzuholen. Nicht nur Vermögen, Haus, Karriere, das gute Leben. Nein, er hätte dafür noch größere Opfer in Kauf genommen. Wenn er seinen Sohn noch einmal hätte sehen können, wäre er sogar durch die Tür zurückgegangen, obwohl er wußte, daß dahinter der schrecklichste aller Schrecken auf ihn lauerte. Und wie er so schluchzte und jammerte und in Gedanken den allerhöchsten Preis für die Erfüllung des Wunsches abwägte, da beschlich ihn allmählich die Ahnung, daß dieser Wunsch tatsächlich in Erfüllung gehen würde.

Kapitel 21

Der Anruf kam am späten Nachmittag. Ali hatte ihn erwartet und von seinem Verlauf und Ausgang abhängig gemacht, was er Ida erzählen würde. Er hatte am Morgen nach dem Fest ihr gegenüber kein Wort über seine Erlebnisse in Wachs' Gewächshaus und später an der Kairampe verloren. Er hatte das Gefühl, daß er sie mit diesen Hiobsbotschaften auch gar nicht weiter behelligen mußte. Denn ihr in sich gekehrtes Verhalten verriet ihm, daß sie den heraufziehenden Sturm selbst bereits ahnte. Sie war, ohne zu frühstücken, nur mit einem Becher Kaffee in der Hand zu ihrer Gartenarbeit geeilt und hatte es seitdem vermieden, sich mit ihm zu unterhalten, trotz seiner Andeutungen am Abend zuvor.

Natürlich hatte er nicht gewußt, ob der Anruf tatsächlich kommen würde. Statt dessen hätte er auch gleich einen Besuch erhalten können, einen Besuch, der ihn *abholte*. Doch eine innere Stimme hatte ihm verraten, daß der Tanz mit einem Anruf beginnen würde. Den ganzen Tag hatte er sich in sein Atelier verkrochen und so getan, als würde er an Skizzen für neue Gemälde arbeiten. In Wahrheit wußte er, daß es keine neuen Gemälde mehr geben würde. Nicht in diesem Haus.

»Ali, Telefon!« schallte Idas Stimme schließlich von unten.

Er stieg die Wendeltreppe herab und sah auf dem Mosaiktisch den Hörer, den Ida dort abgelegt hatte. Sie war wieder im Garten verschwunden, ohne auf ihn zu warten.

»Sensationelle Neuigkeiten, Herr Seichtem!« hörte er einen aufgeregten Kreuzer am anderen Ende der Leitung,

als er den Hörer ans Ohr klemmte.

»Ach, Sie schon wieder«, sagte er gespielt genervt.

»Es tut mir leid, daß ich Sie wieder belästigen muß. Aber die Ereignisse haben sich seit gestern nacht überschlagen. Ihr Freund Hardy Link ist tot! Er liegt mit einem Loch im Kopf unten am Fluß. Wußten Sie das?«

»Was? Nein, ich ...«

»Haben Sie ihn nach der Feier noch nach Hause gefahren?«

»Ja«, sagte er spontan entgegen seinem Plan, ihm das Märchen von dem im Wagen randalierenden Elefanten aufzutischen, der einfach unterwegs in die Nacht geflohen sei. Es erschien ihm rein gefühlsmäßig plötzlich stimmiger so.

»Das habe ich mir schon gedacht«, sagte Junior wichtiguerisch. Ali freute sich über seinen offenbar intuitiv richtigen Schachzug.

»Bevor ich Ihnen erzähle, was heute nacht geschehen ist, möchte ich Ihnen ein paar besorgniserregende Dinge über Ihre Nachbarn erzählen. Obwohl ich keine Ergebnisse aus laufenden Ermittlungen verraten darf, denke ich, daß ich zu Ihrer eigenen Sicherheit diesmal eine Ausnahme machen muß. Zunächst einmal bitte ich Sie wegen meiner plumpen Verdächtigungen um Verzeihung. Bevor sich das Dickicht gelichtet hatte, mußte ich mit der Machete wohl oder übel in alle Richtungen schlagen.«

»Es sei Ihnen verziehen!« sagte Ali und grinste.

»Freuen Sie sich nicht zu früh. Vermutlich befinden Sie und Ihre Frau sich in Gefahr. Ich sagte Ihnen gestern, daß die meisten Ihrer Partygäste bewaffnet sind. Die ausgebeulten Jacketts der Männer sahen verdammt nach Schulterholstern aus. Und da ich davon ausging, daß Sie

Ihre künftigen Nachbarn eingeladen haben, habe ich noch in der Nacht die städtische Waffenscheinkartei überprüft. Und jetzt halten Sie sich fest: Kein einziger Bewohner dieser Straße besitzt einen Waffenschein!«

»Nun mal langsam, Herr Kreuzer jr. Ist Ihnen schon mal der Gedanke gekommen, daß sich Ihr Röntgenblick vielleicht getäuscht haben könnte? Ich meine, wahrscheinlich befanden sich unter den Jacketts gar keine Waffen.«

»Doch. Da bin ich ganz sicher. Aber wer weiß – vielleicht wurden einige ja mal überfallen oder Opfer eines Einbruchs und haben sich deshalb Waffen besorgt. Oder sie arbeiten in gefährlichen Berufen. Man muß alles in Betracht ziehen. Also habe ich gründlich recherchiert und unter anderem das Computersuchprogramm aufgefördert, jene im Zusammenhang mit den fraglichen Adressen stehenden Kriminalfälle der letzten Jahre aufzulisten. Und jetzt halten Sie sich wieder fest: Das Ergebnis ist gleich Null! Diese Leute dort scheinen nicht nur alle Musterbürger zu sein. Keiner in der Straße ist je Opfer eines Verbrechens geworden, und mit Ausnahme einer Diamantenhändlerin haben auch alle völlig harmlose Berufe.«

»Na also!«

»Bis auf einen. Der hat aber dafür wirklich ein ganz großes Ding gedreht. Ein Arzt für Kinderchirurgie, der vor zirka fünf Jahren nur ein paar Häuser von Ihnen entfernt gewohnt hat. Bis dahin völlig unauffällig. Raten Sie mal, mit welchem Delikt er ins Visier der Ermittler geriet.«

Ali kräuselte resignativ die Stirn und stöhnte.

»Vielleicht Waffenschmuggel?«

»Volltreffer! Das müssen Sie sich einmal vorstellen, ein angesehener Arzt! Die Akte sagt, daß Fahnder von

Interpol bei der Telefonüberwachung osteuropäischer Banden auf seinen Namen gestoßen sind. Es ging um einen Transfer von Waffen in ungewöhnlich hoher Stückzahl und Qualität. Pistolen, Pump-Guns, Sturmgewehre, Doppelflinten, Handgranaten, kiloweise Patronen, sogar Raketenwerfer standen auf dem Bestellzettel. Und dieser Arzt war offenkundig der Abnehmer, obwohl man ihm bis zuletzt nichts Eindeutiges nachweisen konnte. Der Deal ist über die Bühne gegangen, das ist aktenkundig, aber trotz schärfster Überwachung hat man nicht herausfinden können, wo die Ware abgeblieben ist.«

»Was wurde aus dem Arzt?« fragte Ali scheinheilig.

»Er ist danach verschwunden«, erwiderte Kasimir. »Keiner weiß, wohin. Wenn Sie mich fragen, haben Ihre lieben Nachbarn ihn um die Ecke gebracht und dann die Leiche in einem Säurebad aufgelöst oder so etwas Ähnliches. Er hatte seinen Zweck erfüllt hat, sie hatten die Waffen, und als ihnen ihr Weihnachtsmann zu gefährlich wurde, mußte er weg.«

»Okay, meine Nachbarn sind jetzt bis an die Zähne bewaffnet. Und was bedeutet das?«

»Das bedeutet, daß es sich bei diesen Leuten um eine mörderische Vereinigung handelt. Welche Ziele sie verfolgt, ist ungewiß. Vielleicht Wirtschaftskriminalität von großem Umfang. Vielleicht Rauschgift. Vielleicht ist sie auch eine fanatische Sekte, die auf die Landung von UFOs voller Marsmenschen wartet, was weiß ich. Und es ist außerdem ein Rätsel, weshalb sie in dieser einen Straße alle aufeinanderhocken. Aber eine Friedensmission verfolgen sie sicher nicht, das können Sie mir glauben. Meine Theorie ist folgende: Bibó ist in jener Nacht durch die offenstehende Kellertür tatsächlich in Ihren Garten gelangt. Und dort muß er etwas gesehen haben, was diesen

Kerlen mißfiel. Anzunehmen, daß er Zeuge eines weiteren Mordes auf einem der Nachbargrundstücke wurde. Man hat ihn getötet, ihn auf die übliche Weise verschwinden lassen und dann die Lampe, die er Ihnen bringen wollte, in Ihrer Mülltonne deponiert. Die Polizei sollte sie dort finden und Sie des Mordes verdächtigen. Nur dumm, daß nicht wir auf die Idee gekommen sind, sondern Ricardo.«

»Wie ist Hardy gestorben?« sagte Ali.

»Selbstmord. Kopfschuß mit einem Revolver, der keine Registriernummer besitzt. Ich wette einen Jahresverdienst, daß er Teil der Weihnachtsbescherung aus dem Osten ist. Vorher hat Herr Link aber Ricardo umgebracht.«

»Wie bitte?«

»Ja, er hat ihm dreimal in die Brust geschossen.«

»Aber Hardy kannte meine Nachbarn doch gar nicht. Er hat sie zum ersten Mal auf der Feier gesehen, und selbst da durch einen trüben Tequilaschleier.«

»Das ist in der Tat ein Punkt, an dem wir nicht weiterkommen. Aber vielleicht hatte er sie doch gekannt. ›Manchmal tun verzweifelte Menschen in verzweifelten Situationen verzweifelte Dinge‹, hat einmal ein bedeutender Mann gesagt. Hat Hardy Link Schulden gehabt?«

»Jetzt, wo Sie es sagen ...«

»Und war er eher ein labiler Typ?«

»Wer die aufgehende Sonne mit einem Glas Schnaps statt einer Tasse Kaffee begrüßt, ist wohl kaum stabil zu nennen.«

»Dann ergibt es vielleicht doch einen Sinn. Link muß diese Leute schon vorher gekannt haben. Vielleicht hat er für sie bereits einige schmutzige Sachen erledigt. Und als Ricardo in der Gegend aufgetaucht ist und überall zu

schnüffeln begann, geriet die Bande in Panik. Sie reaktivierten Link höchstwahrscheinlich deshalb, weil der Sie kannte und sich nicht verdächtig machte, wenn er sich in Ihrer Straße herumtrieb. Er sollte Ricardo aus dem Verkehr ziehen. Er hat sich auf der Party viel Mut dafür antrinken müssen. Nachdem sie ihn nach Hause gebracht haben, muß er zum Fluß gefahren sein.«

»Dafür spricht einiges. Als ich ihn in seiner Bruchbude abgeliefert hatte, machte er wieder einen ziemlich nüchternen Eindruck«, phantasierte Ali für Junior weiter.

»Er traf sich dort unter dem Vorwand eines Geschäftes mit Ricardo. Aber als er den tödlichen Auftrag zu Ende gebracht hatte, erkannte er die Tragweite seiner Tat und wurde von Schuldgefühlen überwältigt. Betrunken, wie er war, ließ er sich zu einer Kurzschlußhandlung verleiten und erschöß sich.«

»Der arme Hardy«, sagte Ali und ließ seine Stimme etwas brüchig klingen, als habe er einen Kloß im Hals. »Er war mein Freund, mein bester Freund. Hätte er mich doch bloß um die Begleichung seiner Schulden gebeten. Dieser gottverdammte Stolz unter Männern! Ihre Theorie hört sich übrigens sehr logisch an, Herr Kreuzer. Wann haben Sie beschlossen, mich aus dem Kreis der Verdächtigen auszuschließen?«

»Als wir erfuhren, daß Sie über einen Makler an das Haus gekommen sind und diesen auch ordnungsgemäß bezahlt haben. Das haben wir anhand des Notarvertrages überprüft. Es gab zwischen Ihnen und den Bewohnern der Straße vorher keinen Kontakt. Sie und Ihre Frau sind durch puren Zufall in diese dubiosen Kreise hineingeraten. Es ist ziemlich unwahrscheinlich, daß die abgebrühten Kerle Ihnen einfach so aus der Patsche helfen, geschweige denn Ihnen eine Waffe in die Hand drücken. Im übrigen ist es so, wie Sie es schon sagten: Weshalb sollten Sie

einen Möbelpacker umbringen? Weil Sie ihn im Keller erwisch haben, wie er den Schimmel von der Mauer kratzte?»

»Und was geschieht nun?»

»Ich und meine Kollegen haben noch viel Arbeit vor uns. Jeder Bewohner in dieser Straße wird gründlich unter die Lupe genommen, und jede Information, die wir über ihn bekommen können, genau ausgewertet. Sie müssen einfach stillhalten und den Schein wahren. Ihre Nachbarn dürfen auf keinen Fall erfahren, daß Sie über die Sache Bescheid wissen. Am besten verhalten Sie sich ganz normal und gehen einfach Ihrer Arbeit nach. Und erzählen Sie um Himmels willen Ihrer Frau nichts von unserem Gespräch. Halten Sie die Augen offen, seien Sie vorsichtig, aber lassen Sie sich nichts anmerken. Wenn Sie sich akut bedroht fühlen, rufen Sie mich umgehend an, egal zu welcher Tageszeit.«

»Sie scheinen es mit der Wahrheit aber auch nicht immer genau zu nehmen, Herr Kasimir Kreuzer jr.« sagte Ali und lachte hörbar.

»So?»

»Hatten Sie bei unserem ersten Telefonat nicht erwähnt, daß Sie ganz verrückt nach einer Signatur vom großen Seichthem wären? Gestern abend jedenfalls haben Sie sich nicht gerade darum gerissen.«

»Reiner Aberglaube, Herr Seichthem. Ich möchte mir den Lohn erst holen, wenn ich das Wild zur Strecke gebracht habe.«

»Na, hoffentlich meinen Sie nicht meinen Kopf damit!«

Nachdem Ali aufgelegt hatte, verschwand das Lachen so abrupt aus seinem Gesicht, als hätte jemand einen Schalter umgelegt. Er bemerkte, daß er während des Gesprächs schweißnasse Hände bekommen hatte und der Hörer ganz

feucht geworden war. Sein Puls raste, und er zitterte. Trotzdem drückte er, ohne sich eine Pause zu gönnen, eine Tastenkombination. Nach dreimaligem Tuten wurde abgehoben. Ali mußte erst einmal tief Luft holen, bevor er sagte:

»Hast du die Finger schon nach einem Käufer ausgestreckt, Gaston?«

»Ali, *bonjour!* Ich dachte, du wärest noch damit beschäftigt, deinen Kater auszukurieren. Ist etwas passiert?«

»Nein, nichts ist passiert. Ich bin nur in Eile. Was schätzt du, wieviel wir für die zehn Gemälde auf dem Markt bekommen könnten?«

»Nun, wenn wir es geschickt anstellen und die Filetirmethode, die ich dir gestern abend geschildert habe, anwenden, müßten locker zwei Millionen drin sein. Das dauert aber eine Weile. Ich müßte die Sache richtig inszenieren, Gerüchte in der Presse streuen, künstliche Geheimniskrämerei betreiben, die Erwartungen hochschrauben, du weißt schon. Und vielleicht schon auf der Art Cologne in drei Monaten ...«

»Nein, nicht in drei Monaten, jetzt, jetzt, verdammt noch mal!«

»Aber wieso diese unsinnige Hast, *mon ami*? Und warum so gereizt? Gestern abend hast du doch noch einen völlig entspannten Eindruck gemacht. Ich hatte dich sogar so verstanden, daß ich mir eher Zeit lassen soll mit der Vermarktung. Wenn du in der Klemme bist und Geld brauchst, nenn mir einfach eine Summe. Hast du dich etwa mit dem Haus übernommen?«

»Ich kann dir jetzt nicht die ganze verzwickte Geschichte erklären, Gaston. Aber mach dir mal keine Sorgen. Wieviel würden wir bei einem Blitzgeschäft und unter der

Bedingung, daß die Bezahlung in bar erfolgt, bekommen?«

»Achthunderttausend. Vielleicht eine Million.«

Gastons Stimme klang jetzt merklich eisig.

»Und wie lange würdest du für einen solchen Deal brauchen?«

»Zwei Wochen.«

»Gut, dann laß die Bilder heute noch abholen, und mach dich sofort an die Arbeit. Ich möchte das Geld in Tausendern erscheinen. Die bringst du dann in einem Koffer zu mir.«

»Ich verstehe das nicht, Ali. Wir könnten doch das Doppelte aus der Sache herausholen. Weshalb diese Panik? Das paßt mir ganz und gar nicht.«

»Frag nicht, tu es einfach!«

Er wollte auflegen, aber während sein Finger noch unterwegs zu der Aus-Taste war, hörte er Gastons Stimme weiter durch die Muschel tönen. Er drückte den Hörer wieder ans Ohr.

»Ach Ali, ich glaube, ich weiß jetzt, wer dir bei deinen neuen Bildern Modell gestanden hat«, sagte er, und sein Unterton verriet klammheimliche Freude, als sei er ihm bei etwas Schlüpfrigem auf die Spur gekommen. »Du hättest dir die Mühe sparen können, seine Identität zu verschleiern, er ist ja doch unverkennbar. Es ist diese heruntergekommene Gestalt, mit der du regelmäßig in den schlimmsten Kneipen versackst, dieser talentfreie Maler, nicht wahr? Wie heißt er noch mal, du hattest ihn mir einmal vorgestellt, war er nicht gestern auch auf der Party? Link! Ja, Hardy Link, stimmt doch, oder? Ich dachte, du malst nur Tote. Andererseits hättest du keine bessere Wahl treffen können.«

Das zu erfahren, war für Ali viel entsetzlicher, als hätte man ihn in flagranti bei Hardys Ermordung ertappt.

Kapitel 22

Als Ali den Garten betrat, kniete Ida an der niedrigen Randmauer mit dem zweiarmigen, waagerechten Schnurrbaum über der Blumenrabatte. Sie trug ein zu einem unansehnlichen Fetzen verblichenes altes Kleid und einen Strohhut mit zerfranster Krempe, genau das Richtige für die Gartenarbeit. Er näherte sich ihr unter strahlendem Himmel und sah, daß sie abwechselnd mit der Kombihacke und der Blumenkelle die Erde bearbeitete. Neben ihr stand ein Weidenkorb mit verwelkten Blättern und abgefallenen Zweigen. Sie spürte seine Anwesenheit, als er bei ihr angekommen war, und schaute über ihre Schulter hinweg zu ihm auf. Dabei kniff sie die Augen zusammen, so daß ihr Gesicht sich in eine zerfurchte Landschaft verwandelte. Aber es war nicht allein der ungeschützte Blick in den hellen Himmel, der das verursachte, sondern auch die Ahnung über das, was nun bevorstand.

»Wir müssen reden«, sagte Ali.

»Ich wünschte, wir müßten es nicht«, entgegnete sie.

»Das wünschte ich auch«, sagte Ali und senkte traurig den Kopf. Er begann damit, was Anton Wachs über den endlosen Nachschub der Doppelgänger durch die Tür erzählt hatte. Solange sie hier lebten, würden sie dieser Gefahr ausgesetzt sein, machte er ihr klar, trotz des Schnickschnacks wie Alarmanlagen und Waffen. Dann beichtete er ihr von den Ereignissen der letzten Nacht, die zugegeben im Augenblick noch keine direkte Bedrohung für sie darstellten, wenn man bedachte, welche Schlüsse die Polizei vorläufig aus ihnen zog. Schließlich beschrieb er ihr Kasimir Kreuzer jr., einen Mann, den man nicht unterschätzen dürfe, gleichgültig, welchen krausen

Hypothesen er momentan anhing.

Sie saßen beide auf einer funkelnagelneuen Gartenbank von Garpa, als er seine Ausführungen beendet hatte, sie mit einem kleinen Strauß karminroter Tulpen in der Hand, die sie von einem der Beete gepflückt hatte, er mit einer Zigarette. Die Sonne ging allmählich unter und überzog den paradiesischen Ort mit einem honigfarbenen Ton. Sogar der Hügel, auf dem schon die ersten Blümchen und Gräser aus dem Pflanzengroßhandel wuchsen, wirkte jetzt pittoresk. Ida hatte die Spuren von Hardys gestriger Buddelei restlos beseitigt. An der Stelle, wo Ali Bibos herausschauenden Fuß notdürftig wieder verscharrt hatte, war jetzt eine massive Schicht Blumenerde aufgeschüttet und darauf rosafarbene Türkenbundlilien gepflanzt worden.

»Ich kann mir vorstellen, welche Konsequenz du aus dieser Situation ziehen willst, Ali«, sagte Ida. »Aber ich möchte sie weder hören noch werde ich sie akzeptieren.«

»Das mußt du aber, Ida. Uns bleibt keine andere Wahl, als hier schnellstens zu verschwinden.«

»Und wohin?«

»Wohin wir wollen, Amerika, Australien, ganz egal, Hauptsache weit weg von diesem Alptraum.«

»Wir müßten alles aufgeben, und unsere Freunde ...«

»Das sind keine Freunde! Es sind Irre! Noch schlimmer, es sind Untote, die sich an ihrer toten Vergangenheit festklammern und dabei ihr Leben pervertieren. Auch sie könnten weggehen und sich in die entferntesten Winkel der Erde verkriechen. Aber sie tun es nicht, weil sie fixiert sind auf ihr vergangenes Glück, auf ihr totes Paradies im Damals. Die Angst vor der Unberechenheit des Schicksals hat aus ihnen blutrünstige Bestien gemacht, die ihrem Egoismus alles andere opfern, um nur ja den Status quo eines vermeintlich glücklichen Lebens zu bewahren. Es ist

ein Dasein im permanenten Wahnsinn.«

Ida verzog die Mundwinkel zu einem Ausdruck des Ekels. Doch sie ekelte sich offenbar nicht vor den Leuten, von denen die Rede war, sondern vor Ali.

»Und wir sind etwas Besseres, was, mein Schatz!« sagte sie, und man sah es ihrem Gesicht an, wie sie innerlich bebte. »Wir haben diese Welt betreten, um nur mal zu schauen, ob das Wetter früher tatsächlich besser war, wie man allgemein meint. Als Touristen sozusagen. Glaubst du das wirklich? Ich glaube, du solltest deinen Kopf untersuchen lassen, weil du anscheinend unter Amnesie leidest und vollkommen vergessen hast, in welcher jämmerlicher Lage wir uns befunden haben, bevor wir hierherkamen. Das heißt, in welcher Lage *du* dich befunden hast. Ich hatte mich ja mit dem Desaster meines Lebens schon halbwegs abgefunden. Mach dir nichts vor, Ali, auch wir sind Bestien, Untote und Mörder, denen keine Abscheulichkeit zu grausam war, um den toten Status quo zurückzuerlangen. Wenn du Zweifel an meinem Standpunkt hast, brauchst du nur den Hügel dort anzusehen. Wir können nicht andauernd vor unseren Schwierigkeiten davonlaufen. Ich jedenfalls habe keine Kraft mehr dazu.«

»Aber wir fliehen diesmal nicht, Ida, wir bringen uns nur in Sicherheit. Bei unserem Vermögen könnten wir überall auf der Welt leben. Wir müssen uns nicht an so eine verdammte Sekte binden, deren Mitglieder zudem jederzeit als Massenmörder auffliegen könnten. Und wie stellst du dir vor, wie wir uns gegen unsere aufdringlichen Doppelgänger wehren sollen? Vielleicht, indem wir das Haus zu einem Bunker umbauen und mit einem Gewehr in der Hand vor der Tür abwechselnd Wache schieben?«

Ida führte die Tulpen an ihre Nase, inhalierte ihren betörenden Duft und warf dann den ganzen Strauß wütend durch die Luft. Die einzelnen Blumen drifteten im Flug

auseinander und landeten wie ein wunderschöner Schauer auf dem Rasen.

»Wir holen uns den Rat der anderen«, sagte sie gefaßt, aber ihrer Miene war die Spannung anzusehen. »Sie kommen mit der Sache offenkundig schon seit Jahren klar. Warum sollten wir es nicht schaffen? Irgendwie werden wir es schon hinkriegen, du Versager!«

»Versager?«

Sie erinnerte ihn nun wieder an jene Ida, die ihm ihre verborgene häßliche Seite gezeigt hatte, als er damals in ihrer Wohnung noch unschlüssig gewesen war, ob sie den Schritt durch die Tür wirklich wagen sollten. Es war ein erschreckender Anblick, geradeso, als reiße sie eine Maske herunter. Doch das eigentliche Grauen entstand nicht durch das, was nun hinter der Maske zum Vorschein kam, sondern bei dem Gedanken, daß es die ganze Zeit schon dagewesen war.

»Klapp den Kiefer ruhig wieder zu. Du warst schon immer ein Versager, Ali, und so, wie es aussieht, wirst du auch einer bleiben. Wegen dir sind wir doch erst in diesen Schlamassel hineingeraten. Wir hatten damals eine reelle Chance, bis an unser Lebensende in Glück und Geld zu schwimmen. Wir hätten ganz oben bleiben können und nicht bei der ersten Erschütterung zwangsläufig vom Siebertreppchen stürzen müssen. Aber du hast die Weichen von Anfang an falsch gestellt. Daß du dich mit Florence eingelassen und dir dadurch den vernichtenden Zorn von Gaston zugezogen hast, ist nur die halbe Wahrheit über unser Scheitern. Der eigentliche Fehler lag darin, daß du dich unlösbar an diesen Krüppel gebunden hast. Nach deinem Durchbruch hättest du dein eigener Verkäufer sein und dich von ihm trennen können, so daß er keinerlei Macht mehr über dich besessen hätte. Du hättest Sammler aus aller Welt bei dir wie Marionetten

persönlich antanzen lassen können. Aber du mußtest ja unbedingt mit diesem unseligen Hardy jede Nacht um die Häuser ziehen und schmutzigen Nutten nachsteigen, während dein väterlicher Freund dich schleichend selbst in eine Marionette verwandelt hat, in eine malende. Und als du verleumdet wurdest, hättest du nicht gleich den Kopf einziehen und teure Anwälte bemühen dürfen. Nein, du hättest sofort in die Offensive gehen, an die Öffentlichkeit treten und den wahren Grund der Verleumdung hinausschreien müssen. Es wäre ein reinigendes Gewitter gewesen, und ich hätte dir beigestanden.«

»Das ist doch alles schon längst verweste Vergangenheit, Ida!« protestierte er ein bißchen zu spät und ein bißchen zu leise, als daß sie ihm die von ihr zugefügte Verletzung nicht angemerkt hätte.

»Irrtum, das ist die Zukunft, mein Bester! Du bist wieder dabei, alles falsch zu machen und das Feld kampflos zu räumen. Du nimmst uns auch noch die zweite Chance.«

»Bis jetzt jedenfalls hast du auch keinen besseren Vorschlag gemacht, als daß wir uns an noch gefährlichere Partner binden sollen. Diese Nachbarschaft stinkt, Ida, diese Welt, in die wir hineingeraten sind, stinkt, und jene, die irgendwann durch die Tür kommen und uns im Schlaf überraschen werden, stinken ebenfalls. Das prophezeie ich dir.«

Er stand auf und ging nervös auf und ab, wobei er heftig an seiner Zigarette zog.

»Wenn du dich weiterhin der Illusion hingeben willst, daß alles wie früher ist, nur nicht mehr *well done*, sondern blutig, bitte sehr. Aber ich werde den Teufel tun und mit dir dasitzen und darauf warten, ob man mich ins Gefängnis steckt oder abschlachtet. Entweder du kommst mit mir oder ...«

»Oder was, Ali?«

Sie wandte den Kopf zur Seite und verschwand gänzlich hinter dem ausladenden Strohhut. Die untergegangene Sonne hatte ein farbloses Zwielflicht hinterlassen, das die vorhin noch rötlich leuchtende Flora mit einem fahlen Schleier bedeckte. Die Hoffnung war aus diesem einst so glückverheißenden Ort für immer verschwunden. Und nicht nur sie, sondern auch Ali und Ida, so, wie sie einmal gewesen waren, so, wie andere sie kannten, gab es nicht mehr. Sie waren längst zu ihren eigenen emotionslosen Doppelgängern geworden, zu bloßen Hüllen.

»Oder ich werde mich von dir trennen, Ida.«

»Schon wieder?«

»Damals hast *du* mich verlassen, nicht umgekehrt.«

»Ich dachte, du könntest dir ohne mich keinen Neuanfang mehr vorstellen.«

»Ich will keinen Neuanfang mehr. Ich will nur noch leben, ohne dafür töten zu müssen. Wir beide scheinen in der Tat schicksalhaft aneinandergekettet, Ida, aber irgendwie scheinen diese Ketten das Gegenteil ihres Zwecks zu erfüllen: Wir sind uns jetzt fremder denn je. Das ist traurig, aber das Leben ist nun eben manchmal traurig. Und weil wir diese Banalität nicht akzeptieren wollten, sind wir in dieser Hölle gelandet. Ich habe Gaston beauftragt, für die Bilder so schnell wie möglich Käufer zu finden. Wir könnten dabei etwa eine Million einstreichen. Das wäre ein hübsches Polster, mit dem wir die Entwicklung der Dinge vom Ausland aus verfolgen können. Ein langfristiger Plan existiert nicht. Außer daß ich nicht von Menschen umgeben sein möchte, die vermutlich die achte Kopie ihrer Selbst sind. Komm mit mir oder laß es bleiben. Ich brauche dich nicht mehr.«

Er ging zum Haus. Dabei spürte er plötzlich, daß er sie wirklich nicht mehr brauchte. Im Gegenteil, sie war ihm

inzwischen zu einer Last geworden. Sie betete in einer muffigen Kammer ihrer Seele mit ans Wahnhafte grenzender Ehrfurcht die untergegangene alte Welt an wie einen Götzen. Schon der Versuch, diese Andachten in Frage zu stellen, wurde von ihr mit blankem Haß bestraft. Er selbst konnte sich von der Vergangenheit ebenso wenig lösen, auch wenn diese inzwischen so hohl geworden war wie ein von innen zerfressener Baumstamm. Doch bei Ida war jene Zeit zum Kern ihrer selbst geworden, zu ihrem wahren Ich. Würde er sie ihr wegnehmen, bliebe von ihr vermutlich nicht viel übrig. Er hatte zwar die Tür entdeckt, doch ohne ihre Überredungskunst und ihren moralischen Druck hätte er sie niemals betreten. Sie war stets die treibende Kraft gewesen. Sie hatte die Messer gekauft und ihn zu seinem ersten Mord verleitet. Und später hatte sie mit zwanghafter Akribie Haus und Garten wieder so hergerichtet, daß es sich in ein Museum verwandelt hatte. Und sie war es auch gewesen, die die ganze Nachbarschaft zu der Feier eingeladen hatte, damit Familie Seichthem rasch und endgültig mit ihr verschmolz. Wer weiß, vielleicht hatte sie über das große Geheimnis schon vor ihm Bescheid gewußt. Er fühlte zwar immer noch Verantwortung für sie, aber wenn er ehrlich war, mußte er sich gestehen, daß er daneben nichts anderes mehr für sie fühlte. Deshalb kam es ihm auch gar nicht so ungelegen, daß sie sich gegen eine Flucht sträubte. Sollte sie doch hierbleiben, in ihrem Mausoleum der vertanen Chancen. Er würde schon allein zurechtkommen. Ja, das war die richtige Stoßrichtung für sein Leben, die einzig vernünftige Lösung überhaupt – hätte sie, als er die Eisentreppe erreichte und schon die Stufen zu der Terrasse stieg, ihm nur nicht nachgerufen: »Ali, ich komme mit!«

Kapitel 23

In den folgenden Tagen verfolgten sie eine Doppelstrategie. Einerseits traf Ali sich oft mit Anton Wachs und ließ sich von ihm in Sachen Sicherheitsvorkehrungen beraten. Daß Kreuzer jr. die ganze Straße ins Fadenkreuz seiner Ermittlungen genommen hatte, höchstwahrscheinlich sogar überwachen ließ, behielt er für sich. Statt dessen vermittelte er den Eindruck des devoten Neuankömmlings, der bereit war, sich in die Gepflogenheiten der Alteingesessenen einzufügen. Wachs schien eine Autorität und eine Art Blockwart in der Straße zu sein, und Ali fand auch schnell heraus, warum. Er war einer der wenigen, der sich erfolgreich gegen die Attacken seiner Doppelgänger zur Wehr gesetzt hatte. Er hatte überlebt und wurde deshalb wie ein Stammesältester respektiert und verehrt. Bei dem Rest der Straßenbewohner handelte es sich überwiegend um die zweite, dritte, ja sogar um die vierte Generation. Es gab aber auch solche, bei denen noch überhaupt keine Doppelgänger vorbeigeschaut hatten und die ein angstfreies Dasein führten. Des Rätsels Lösung hierfür war ganz einfach: In der wirklichen Gegenwart hatten die Zurückgebliebenen schon das Zeitliche gesegnet. Krankheiten, Selbstmord, kriminelle Machenschaften, was auch immer sie dahingerafft hatte, sie hatten es jedenfalls nicht mehr geschafft, die Tür zu entdecken. Pech!

Ali befolgte Wachs Ratschläge und engagierte eine renommierte Sicherheitsfirma. Kameras wurden in verborgenen Winkeln installiert, Monitore in jedem Stockwerk aufgestellt. Die Überwachung jedes einzelnen Eingangs und jedes einzelnen Flurs war nun gewährleistet.

Zudem wurden sämtliche Fenster mit Sensoren versehen, in jeden Raum raffinierte Elektronik eingebaut, die in der Nacht Lichtschranken zauberte, und Sirenen mit infernalischem Geheul angeschafft. Der leitende Ingenieur absolvierte mit Ali und Ida einen Schnellkursus in der Handhabung der Technik – mit solch durchschlagendem Erfolg, daß sie dreimal hintereinander versehentlich Alarm auslösten, nachdem dieser verschwunden war.

Danach ging es in den Waffenkundeunterricht. Da man sich nicht einem Verein oder einer kommerziellen Ausbildungsstätte anvertrauen konnte, hatte sich beinahe jeder zweite Nachbar im Keller seines Hauses einen Schießstand eingerichtet. Diese Übungsräume waren auf dem höchsten technischen Niveau und auch sehr aufwendig gestaltet. Die Schußschächte besaßen erstaunliche Ausmaße, in denen die Zielscheiben sogar über elektrische Seilzüge zur Kontrolle und zum Austausch bis zur Position des Schützen vorgefahren werden konnten. Es herrschte unter den Bewohnern ein richtiger Waffenkult, selbst unter den Frauen, wobei man tunlichst vermied, auch nur anzudeuten, woher die Waffen stammten. Man überhäufte die Seichtems mit Waffen, als wären es harmlose Geschenke wie Eieruhr und Korkenzieher, und mit Tips, wohin man beim Gegner zielen mußte, um ihn mit einem einzigen Schuß zu erledigen. Auch diese Dinge wurden völlig nüchtern und wie im Vorbeigehen erwähnt, wie Kochrezepte, welche durch individuelle Zutaten verfeinert worden waren. Ali fiel auf, daß Ida von der ganzen Waffenherrlichkeit ungemein angezogen wurde. Das Übungsschießen, die Fachsimpelei über die Schießweisen und die Reinigungsrituale schienen sie geradezu zu berauschen, und er fragte sich, ob sich ihrer Gartenarbeit nun ein neues Hobby zugesellt hatte, um nicht zu sagen, ein besseres.

Anton Wachs wurde in dieser Zeit für sie mehr als bloß ein guter Nachbar. Er wurde Lehrer und Führer der neuen Lebensweise zugleich, der Abt der schier klösterlichen neuen Hausordnung schlechthin. Nachdem alle wußten, daß auch die Seichtems in das Geheimnis eingeweiht worden waren, gaben die Anwohner sich überhaupt keine Mühe mehr, das Benehmen einer verschworenen Gemeinschaft zu verbergen, sondern traktierten sie unablässig mit Einladungen zu kollektiven Zusammenkünften. Es handelte sich um Einladungen solcher Natur, daß man wußte, daß sie nicht abgelehnt werden durften, auch wenn das nie direkt ausgesprochen wurde. Die Treffen selbst hätten allerdings nicht langweiliger ablaufen können. Meistens lud ein Nachbar mehrere andere zum Abendessen oder zum Grillen ein, und wenn Ali über sie nicht Bescheid gewußt und über die Stupsnasenrevolver hinten am Gürtel und die obligatorisch ausgebeulten Jacketts hinweggesehen hätte, hätte er sich der Täuschung hingeben können, daß es zum wirklichen Damals keinen Unterschied gab. Es wurde bei diesen üppigen Brunchs und Diaabenden über das, was die Gemeinschaft im Kern zusammenhielt, kaum ein Wort verloren. Die grausigen Neuigkeiten, welche vorwiegend in personifizierter Gestalt, das heißt als verhärtet und unnatürlich gealtert wirkende Neuankömmlinge zu den Treffen drangen, wurden mit völliger Schicksalsergebenheit hingenommen. Schließlich war man ja vor nicht allzulanger Zeit selbst eine grausige Neuigkeit gewesen! Allmählich kristallisierte sich für Ali heraus, daß das ständige Beisammensein weniger der gegenseitigen Kontrolle diene, als vielmehr einer Grundangst vor der übrigen Welt entsprang. Die Bewohner dieser Straße waren Verfluchte, und als solche empfanden sie sich auch, als widernatürliche, ja innerlich mißgestaltete Wesen, die

wie Ausgestoßene einer Leprakolonie Wärme und Geborgenheit nur unter ihresgleichen zu finden vermochten.

Im Gegensatz zu ihm, der diese Art von Existenz als ein Irrenhausdasein empfand und sich durch sie in seinem Fluchtplan nur bestätigt fühlte, glaubte er bei Ida deutliche Anzeichen der Hingezogenheit zum Kollektiv zu erkennen. Sie schien all die sonderbar belanglosen Aktivitäten zu genießen und zu unterstützen. Das war einigermaßen verwirrend für Ali, denn sobald sie in ihre eigenen vier Wände zurückkehrten und die Tür hinter sich schlossen, widmeten sie sich ihren ganz persönlichen Plänen. Er stand mit Gaston im ständigen Telefonkontakt und ließ sich von ihm den Fortschritt der Verkaufsverhandlungen berichten. Diese verliefen, nach Gastons Jubelausbrüchen zu urteilen, bestens. Für die zehn Bilder umfassende Serie hatten bereits mehrere Käufer großes Interesse bekundet, sogar aus Übersee, und allem Anschein nach würde mehr Geld in die Kasse fließen, als der Galerist ursprünglich angesichts der kurzen Frist vorausgesagt hatte.

Über einen internationalen Immobilienmakler hatte Ali bereits ein kleines Landhaus in der Nähe von Bogota in Kolumbien erworben, eine Gegend, in die sich selbst abgebrühte Gauner nicht so leicht verirren würden. Dort wollte er mit Ida so lange ausharren, bis er sein hiesiges Domizil ebenfalls über erfahrene Immobilienmakler veräußert und eine standesgemäße Behausung in einer Weltmetropole gefunden hatte. Denn Wachs' donnernde Worte im Gewächshaus klangen ihm noch deutlich in den Ohren: »Jeder überwacht jeden in dieser Straße, das ist unser unerschütterliches Grundprinzip, und diejenigen, die mit Gedanken an eine wie auch immer geartete Flucht spielen, brauchen sich nur ihre eigenen Taten zu

vergegenwärtigen, um zu ahnen, welche Strafe darauf steht.«

Ali wußte natürlich nicht, ob jemals einer aus der Straße seine Fluchtpläne in solcher Geheimhaltung und mit so viel Geld im Hintergrund betrieben hatte. Eine innere Stimme sagte ihm, daß das bis jetzt nicht der Fall gewesen war. Doch selbst wenn die Gemeinschaftsmitglieder es mit der Fahnenflucht so todernst nahmen, war die Sache ihnen wirklich so viel wert, daß sie dafür Killerkommandos nach Südamerika schicken würden? Ein abenteuerlicher Gedanke. Nein, nach dem Verschwinden der Familie Seichem würden die Zurückgebliebenen sich mit Zornesröte im Gesicht wahrscheinlich fragen, wie ihnen das bloß hatte passieren können. Danach würden sie alle Hebel in Bewegung setzen, um zu erfahren, wohin die Fahnenflüchtigen sich davongemacht hätten. Und wenn sie es je erführen, würden sowohl die wenig einladend klingende Adresse der Gesuchten als auch deren Bekanntheitsgrad sie von Racheaktionen abhalten. Außerdem: Weshalb sollten sie Leute bedrohen, die ihr kleines Geheimnis jederzeit verraten konnten? Ali war sich sicher, daß man in der Straße des permanenten Generationenwechsels die Sache irgendwann auf sich beruhen lassen würde.

Im Hause Seichem wurden jedoch insgeheim nicht nur Geld- und Immobiliengeschäfte getätigt, sondern es wurde auch Muskelarbeit verrichtet. Ali und Ida wußten, daß Gaston nur wenige Tage vor einem Geschäftsabschluß stand und sie dann umgehend mit dem Bargeld beehren würde. Deshalb fingen sie an, alles Tragbare in Rucksäcke, Taschen und Koffer zu verstauen. Ida besorgte große weiße Stoffbahnen, mit denen sie die kostbaren Designermöbel abdeckte. Die so geschützten Teile verschnürte Ali zusätzlich mit Kunststoffseilen. Der

übrige Hausrat kam erneut in Umzugskartons. Später, wenn sie in einer anderen Stadt, vermutlich auch auf einem anderen Kontinent heimisch geworden wären und die Zeit die erhitzten Gemüter in der Damalsstraße abgekühlt hätte, brauchten sie nur eine global operierende Speditionsfirma mit der Rückholung ihres Inventars zu beauftragen. Ali hatte bereits zwei Tickets nach Bogota gebucht und mit seiner Kreditkarte bezahlt, auch wenn er den Flug jeden Tag umbuchen mußte, da der Termin von Gastons Eintreffen nicht genau feststand. Sobald sie jedoch das Geld erhielten, würden sie schon nach wenigen Minuten ein Taxi in Richtung Flughafen besteigen.

Soviel aufreibende Verstellung und konspirative Heimarbeit zerrte an Alis Nerven. An Malen war sowieso nicht zu denken, zudem gewöhnte er sich nach und nach wieder das Trinken an. Genauer gesagt, sie gewöhnte es ihm an. Die Ida, die über seinen verderblichen Dauerdurst stets geklagt und seine vorübergehende Abstinenz in den letzten Monaten mit ungläubigem, doch zunehmend anerkennendem Blick beobachtet hatte, köpfte für ihn nun persönlich die Flaschen. Eigentlich war sie es gewesen, die damit angefangen hatte, und keineswegs er, der langsam wieder auf den Geschmack gekommen war, als ihm seine alte Leidenschaft ohne jeden Anflug von Mißbilligung gegönnt wurde. Jeden Abend, wenn sie von ihren angeordneten, langweiligen Geselligkeiten nach Hause kamen oder eine weitere Etappe ihrer heimlichen Umzugsaktivitäten bewältigt hatten, stellte sie eine Flasche besten Rotweins auf den Tisch. Dabei blieb es natürlich nicht, nicht wenn man wie er auf eine so lange Karriere in dieser Disziplin zurückblickte. Gewöhnlich folgte dann noch eine Flasche, und wenn sich Ida schon ziemlich wankend ins Schlafzimmer zurückgezogen hatte, genehmigte sich Ali noch das eine oder andere Gläschen

Schnaps. Seine körperliche Verfassung, die sich zuletzt deutlich gebessert hatte, fiel dadurch schleichend in den jämmerlichen Zustand seiner schlimmsten Zeit zurück. Ach, wie gern hätte er jetzt den guten alten Hardy als Zechkumpan an seiner Seite gehabt!

Anfangs blieb es ihm ein Rätsel, weshalb Ida ihn ausgerechnet in dieser kritischen Phase zum Alkohol verführte. Und später, nun ja, später hatte er weder die Antriebskraft noch die Lust, es herauszufinden. Er soff einfach in alter Tradition weiter, ob in Anwesenheit seiner verständnisvollen Frau oder allein.

Eines Nachts, Ida war längst zu Bett gegangen, hatte er so viel intus, daß er allmählich die Kontrolle über seine Wahrnehmung verlor. Er saß zwischen den abgepackten Möbeln vor dem Fernseher im Wohnzimmer und sah sich mit leerem Blick die Spätnachrichten an. Doch er konnte kaum mehr unterscheiden, aus welcher Zeit diese Nachrichten stammten. Präsident George Bush gab in Moskau einem Glatzkopf die Hand. War es Gorbatschow? Oder andersherum: War das überhaupt der George Bush von 1991 oder dieser andere Bush, dieser George W. Bush von 2001, sein Sohn? Wie sich die Geschichte doch absurd wiederholte! Er schwenkte den schweren Kopf zum Wintergarten und sah durch die Scheiben in den Garten hinaus. In der Ferne glaubte er lebhaftes Schemen zu erkennen. Sie standen auf dem Hügel und vollführten emsige, nicht deutlich erkennbare Bewegungen wie schwarze Heinzelmannchen bei der Arbeit. Zwischendurch leuchteten in dem Silhouettengewirr helle Flecken auf, jedoch sehr schwach und nur ganz kurz. Es war schwer zu sagen, um wie viele Schatten es sich handelte. Vielleicht fünf, vielleicht zehn? Schon wieder Schattenmänner in meinem Garten! dachte Ali, senkte den Kopf und schlief auf der Stelle ein.

Und wenn er schlief, träumte er immer wieder denselben Traum. Er befand sich wieder auf der Parallelstraße, in jenem Morgengrauen und jenem bleichen Zwielflicht des wolkenverhangenen Himmels. Er sah seitlich das Schlitzmaul der Gasse im fluoreszierenden Wunderlicht auf sich zukommen, doch weder ging er, noch glitt er auf Rollschuhen dorthin. Er schwebte förmlich, aber es war kein entspanntes Schweben, kein Flug in die Erlösung. Namenlose Angst hatte von ihm Besitz ergriffen, die ihn in ein winselndes und am ganzen Körper zitterndes Häuflein Elend verwandelte. Dabei roch er den süßlichen Verwesungsgestank, der ihm mittlerweile so vertraut war, vermischt mit dem Geruch des Angstschweißes auf seiner Haut. Er hatte plötzlich das Gefühl, daß sich die Quelle des einen Geruchs von der anderen gar nicht unterschied. Er war es, der wie ein verwester Leichnam stank!

Sein starrer Blick war auf den begrenzten Ausschnitt der Gasse gerichtet, der in dem kalkweißen Licht fahl leuchtete. Ali sah den wie verrückt tanzenden Schatten an der Mauerwand, den Schatten des Monstrums, das sich in dem engen Durchlaß aufhielt und ihn bald verschlingen würde. Seinen Schattenbewegungen haftete etwas Spöttisches an, geradeso, als mache es sich durch seinen wilden Tanz über das aufgewühlte Innenleben seines Opfers in spe lustig. Der Schein roter, gelber und blauer Lichter blinkte stakkatohaft auf, flackerte an der Mauerwand, verlieh dem Schattentanz zusätzliche Dramatik. Je mehr Ali sich dem Gasseneingang näherte, um so stürmischer wurde das Spiel der Schatten und Lichter und um so intensiver seine Furcht. Er hörte sein Herz im rasenden Rhythmus hämmern, hörte den gellenden Angstschrei, der sich seiner Kehle einfach nicht entwinden wollte und doch im Hintergrund immer existent war, roch seinen eigenen ekelerregenden Leichengestank

und spürte, wie all das ihm die Kontrolle über seine Blase entzog und seine Beine von einem warmen Strahl umspült wurden. Er wußte selbst im Traum, was diesen dämonischen Sog noch begleiten würde, nämlich die geheimnisvolle und doch so bekannte Stimme, metallisch und röchelnd zugleich, nach keiner menschlichen klingend, die immer wieder nur eines sagen würde: »Erdlinge, ich bringe euch den Frieden! Erdlinge, ich bringe euch den Frieden! Erdlinge, ich bringe euch den Frieden! ...«

Aber da plötzlich, er bog schon fast um die Ecke der hervorspringenden Mauer und stellte sich innerlich auf die Konfrontation mit der Schreckgestalt ein, vernahm er etwas völlig Unerwartetes: Patricks Stimme! Sein Sohn sprach zu ihm, fröhlich und mit hallendem Klang, obwohl er zu seinen Lebzeiten nur ein paar Wörter beherrscht hatte.

»Papi! Papi!« rief Patrick aus den unbekannten Sphären, wo er jetzt war. »Papi, du machst doch nur Spaß, oder? Du machst Spaß, Papi, du machst lustigen Spaß. Aber es reicht jetzt, Papi, hör auf, Spaß zu machen. Hör endlich auf mit dem Spaß, Papi!«

Die Stimme hörte sich mit einem Mal überhaupt nicht mehr fröhlich an, sondern erhielt einen bedrohlichen Unterton.

»Schluß, Papi, mach Schluß mit dem Spaß! Der Spaß ist vorbei! Sei ein Mann, sei ein starker Papi, und komm hier rein. Komm rein, Papi, komm rein, der Spaß ist zu Ende!«

Als am frühen Morgen Gaston anrief, war Ali noch immer von dem wiederkehrenden Alptraum in Bann geschlagen, der nur eine Botschaft zuließ: Ali mußte sich überwinden, in die Gasse hineinzugehen, mußte dem darin tänzelnden Monstrum von Angesicht zu Angesicht

entgegentreten. Er mußte aufhören mit dem Spaß, den er schon so lange Zeit inszeniert hatte, und dem wahren Grauen endlich ins Auge schauen. Obwohl er durch die Gasse ja schon gegangen war, ahnte er, daß es damit diesmal eine andere Bewandnis haben würde.

Gaston verkündete durch den Hörer die erlösende Nachricht. Er war sich mit einem Privatsammler aus den USA handelseinig geworden. Die Gemäldeserie und eineinhalb Millionen Mark in bar würden abends in der Galerie die Besitzer wechseln. Danach, nachdem er seinen Anteil von zwanzig Prozent von der Summe abgezogen hätte, würde er ungefähr um Mitternacht zu ihm kommen, um den Geldkoffer abzuliefern. Er konnte sich trotz der Erfolgsmeldung nicht verkneifen, darauf hinzuweisen, für wie albern er Alis Sonderwünsche hielt. Er ließ dabei das Wort von Divaallüren fallen.

Nachdem Ali den Flug nach Kolumbien für drei Uhr nachts bei der Fluggesellschaft telefonisch bestätigt hatte, brühte er sich Kaffee auf und ging im Morgenmantel und mit einem dampfenden Becher in den Garten hinaus. Ida schlief noch. Der letzte Schlaf, der ihr in ihrem geliebten Haus vergönnt ist, stellte Ali traurig fest. Obwohl der Sommer zum Greifen nahe war, war das warme Wetter über Nacht umgeschlagen. Der Himmel hatte sich zu einem düsteren Wolkenbrodem zusammengezogen, die Temperatur war um mindestens zehn Grad abgestürzt, und es fielen die ersten Regentropfen, begleitet von einem starken Wind. Idas Paradiesgarten sah nun wie ausgewaschene Kleidung aus, die lediglich eine Ahnung von den ursprünglichen Farben zuließ. Tristesse beherrschte den Ort. In Kolumbien erwartete sie sicher ein Kontrastprogramm, was das Wetter anbelangte – und nicht nur das!

Er blickte sich um und entdeckte links im Nachbargarten

Haschim. Er saß mit ihm zugewandtem Rücken mitten auf dem Rasen auf einem verwitterten Gartenstuhl und rauchte. Es war ein seltsames Bild, so unwirklich, wie von einem Symbolisten gemalt. Die vom Hinterkopf nur halb bedeckte qualmende Zigarettenspitze pendelte nervös auf und nieder.

»Einen wunderschönen guten Morgen, Haschim!« rief Ali über die niedrige Grenzmauer hinweg. Eine Mischung aus Sarkasmus und Verzweiflung über die eigene Situation hatte ihn zu diesem aufgesetzt fidelen Gruß verleitet.

Haschim stand auf und drehte sich zu ihm um. Doch es war nicht Haschim, der ihn jetzt völlig ausdruckslos anstarrte, nicht der junge Schlawiner Haschim, den er aus früheren Tagen kannte, und nicht der gealterte geläuterte Haschim, der sein zweites Ich ermordet hatte. Nein, es war die haschimähnliche, fast nicht mehr wiederzuerkennende Drittausgabe des Arabers. Die Haare waren schlohweiß und wehten ihm in zerzausten Strähnen über das Gesicht. Die Augenhöhlen versanken hinter herabhängenden Lidern und aufgequollenen Tränensäcken, so daß sie wie schwarze Abgründe wirkten. Seine Haut war noch dunkler geworden und wirkte brüchig wie Pergament. Er wirkte geschrumpft, ja irgendwie verkrüppelt, denn sein Oberkörper sackte schief zur Seite ab, als habe er eine Beckendeformation.

Auch sein schwülstiger Kleidungsstil hatte eine radikale Veränderung erfahren. Er steckte im Aufzug eines Penners. Ein löchriger Mantel mit zerrissenen Seitentaschen, ein fadenscheiniges Hemd und eine schmutzige Hose, die er sich in Ermangelung eines Gürtels am Bund mit einer Kordel festgebunden hatte.

Doch das Schockierendste an der Gestalt war das Blut. Es hatte das ganze Gesicht besprenkelt, tropfte von seinen

Händen, war überall auf seiner Kleidung als riesige Flecken zu erkennen. Die dritte Generation Haschim wirkte wie die Fleisch gewordene Ausgeburt einer kranken Phantasie. Denn es gab nicht den geringsten Zweifel, daß diese zu einem tollwütigen Tier verrohte Gestalt den alten Haschim trotz der Sicherheitsvorkehrungen in der Nacht überrascht und dann bestialisch abgeschlachtet hatte. Vielleicht sogar auch Lore von Mahlen.

Haschim nahm die Zigarettenspitze aus dem Mund und präsentierte ein grausames Lächeln, wobei seine wie Kohlestücke wirkenden Augen gänzlich verschwanden.

»Hallo, Ali!« sagte er, und es hörte sich an, als würde ein Vogel aus einem Horrorfilm krächzen. »Gut geschlafen?«

Zeit zu gehen, dachte Ali und wußte, daß er keine Minute mehr zu verlieren hatte.

Kapitel 24

Sie vertrieben sich die letzten Stunden vor Gastons Ankunft im ersten Stockwerk, in dem großen Raum neben dem Büro, wo Ali den jungen Ali zum ersten Mal mit dem Messer attackiert hatte. Sie hatten sich diese vor den neugierigen Augen der Nachbarschaft gut geschützte Stelle als Wartezimmer ausgesucht, weil alle ihre Gepäckstücke auch hier lagerten und Ida die Vollständigkeit der Sachen noch einmal überprüfen wollte. In diesem Teil des Hauses gingen die immer noch weitgehend leeren Räume übergangslos ineinander über. Lediglich wandhohe Zargen an den Seiten markierten Trennungslinien von einem Zimmer zum anderen. Hinten befand sich der Wintergarten, von dem aus der L-förmige Flur zur Wendeltreppe führte.

Es war nun kurz vor Mitternacht, und sie hatten bis auf diesen Schlupfwinkel alle Lichter im Haus gelöscht und auch die Alarmanlage abgeschaltet. Sie wollten dadurch vermeiden, daß im letzten Moment vor ihrer Flucht durch irgendein Mißgeschick die Sirenen losheulten und ihre fürsorglichen Nachbarn dann an den Fenstern standen. Ein Deckenfluter tauchte die weißen Wände in kupfernes Licht und belegte die Holzdielen mit einem dämmrigen Schein, auf denen die Koffer, Rucksäcke und Taschen wie große Dominosteine aufgereiht standen. Der Rest des Stockwerks lag in tiefster Finsternis. Durch die Fenster sah man auf das schlechteste Wetter seit Monaten hinaus, sogar Nebel war aufgezogen. Man hätte meinen können, die deprimierende Übergangsphase zwischen Winter und Frühling wäre wieder zurückgekehrt.

Ali saß auf einem der Koffer, trank direkt aus einer

Rotweinflasche und rauchte Kette. Er steckte in demselben Aufzug, mit dem er damals zum ersten Mal die Gasse betreten hatte. Er konnte sich die Kleiderwahl nicht erklären. Als er sich gegen Mittag anziehen wollte, gerieten ihm zufällig das besagte Hemd, die besagte Hose und der besagte schäbige Mantel zwischen die Finger. Natürlich war der alte Plunder inzwischen von Ida gewaschen und in der Reinigung behandelt worden, was aber nicht bedeutete, daß man es ihm auch ansah. Er machte sich darüber keine Gedanken, zumal er in seinem unrasierten und ungewaschenen Zustand selber wie an jenem schlimmen Morgen wirkte. Vielmehr grübelte er darüber nach, wie Gaston wohl diese merkwürdige Szenerie aufnehmen würde. Er würde sofort sehen, daß hier Vorbereitungen zu einer übereilten Abreise getroffen worden waren, und die Sache mit der Geldübergabe wie in einem schlechten Krimi würde ihn auch nicht gerade in dem Glauben bestärken, daß sein »bestes Pferd im Stall« sich in dieser Gegend so schnell wieder blicken lassen würde. Vielleicht war es klüger, ihn im Erdgeschoß zu empfangen. Er glaubte zwar nicht, daß der alte Fuchs sich dort weniger täuschen lassen würde, aber zumindest konnten beide so den Schein wahren.

Ida benahm sich übernervös. Es sah zwar so aus, als würde sie die Gepäckstücke durchstöbern, um festzustellen, ob auch alles Notwendige eingepackt sei. Doch irgendwie erinnerten ihre hastigen Bewegungen an *Ersatzhandlungen*, wie Verhaltensforscher diese durch Streß ausgelösten, völlig sinnleeren Aktionen nannten. Dabei beobachtete sie ihn heimlich und abwägend aus den Augenwinkeln, obwohl es gar nichts zu beobachten gab. Er war wie gewöhnlich um diese Zeit fast völlig betrunken, und sein Leben kam ihm inzwischen vor wie eine exquisite Speise, die ein ebenfalls völlig betrunkenener

Koch angerichtet hatte. Irgendwie schmeckte sie nach gar nichts mehr. Er selbst war kein bißchen nervös. Bis zum Abflug hatten sie immerhin noch über dreieinhalb Stunden Zeit. Endlich klingelte es. Sie warfen einander vielsagende Blicke zu.

»Ich mach' schon auf«, sagte Ida und entschwand in Richtung Wintergarten.

Ali hörte sie die Wendeltreppe hinunter steigen, unten das Berliner Zimmer durchschreiten, auf den Summer drücken und die Wohnungstür öffnen. Nach einer Weile vernahm er leises Stimmengewirr und dann wieder den Aufstieg über die Wendeltreppe. Schritte näherten sich ihm aus der Dunkelheit, und er setzte eine heitere Miene auf, um dem für Gaston recht befremdlichen Anblick der vielen Gepäckstücke etwas Normalität entgegenzusetzen.

Aber es war nicht Gaston, der neben Ida langsam aus der Dunkelheit ins Licht trat, sondern Kasimir Kreuzer jr.! Für einen Augenblick stockte ihm vor Verblüffung der Atem, und mit der Weinflasche in der einen Hand sowie der Zigarette in der anderen sah er aus wie das Modell für eine Statue. Nur langsam erholte er sich von seiner Lähmung, bis er unter Mühen wieder das frohe Gesicht darbieten konnte, das eigentlich für Gaston bestimmt war.

»Herr Kreuzer jr., was führt Sie denn zu uns?«

Und diese Frage war wahrlich keine Floskel.

»Die Pflicht«, sagte Junior und blieb an der Grenzlinie von einem Raum zum anderen neben der Zarge stehen.

»Wollen Sie verreisen?«

Er sah wie üblich überarbeitet und bleich aus. Jacke und Hose waren derart zerknittert, daß an ihnen selbst das leistungsfähigste Dampfbügeleisen gescheitert wäre. Die schmutzige Krawatte war in der Manier von Film-noir-Detektiven gelockert. Doch irgend etwas fehlte diesmal.

Ali kam schnell dahinter, was es war. Die Zigarette, ja, die obligatorische Zigarette zwischen den Fingern fehlte. Junior rauchte nicht. Ali beschlich der Verdacht, daß er seine Hände für wichtigere Dinge freihalten wollte.

Ida an seiner Seite schaute betreten zu Boden und drückte sich dann an die linke Wand. Die Nervosität schien seltsamerweise von ihr abgefallen zu sein, obwohl jetzt doch wohl mehr Grund denn je dazu bestand. Denn jeden Augenblick konnte Gaston an der Tür klingeln, und wenn Kreuzer den Geldkoffer erblickte, würden sie in erheblichen Erklärungsnotstand geraten.

»Verreisen?« sagte Ali und zwang sich, nicht zu stottern.

»Ähm, nein, ähm, ich meine, ja, kleine Verschnaufpause, Kurzurlaub in der Karibik, Sonne, Meer, Palmen, Sie wissen schon. Wollen Sie auch einen Schluck?«

Er hielt ihm die fast leere Weinflasche entgegen.

»O pardon, ich meinte selbstverständlich nicht aus der Flasche. Ich hole schnell eine neue Flasche und Gläser, wenn Sie ...«

»Nein«, sagte Junior mit steinerner Miene.

»Nein, wirklich nicht? Wie Sie wollen. Und, wie geht's so? Ich meine, sind Sie mit Ihren Ermittlungen weitergekommen? Hörte sich ja wahnsinnig spannend an, was Sie zuletzt erzählt haben.«

Während er sich bemühte, wegen akuter Schwindelgefühle nicht vom Koffer herunterzufallen, bemerkte er, daß Ida sich inzwischen richtiggehend an die Wand verkrochen hatte. Tränen lösten sich aus ihren Augen, kullerten entlang ihrer Falten abwärts und benäßten die zitternde Mundpartie.

Kreuzer jr. langte hinter sich in die Hose und brachte ein Paar Handschellen zum Vorschein.

»Ja, wir sind mit unseren Ermittlungen weitergekommen. Wir haben sie sogar abgeschlossen.«

Er schob den Jackenschoß zur Seite und löste mit einer ruhigen Daumenbewegung den Sicherheitsklips an seinem Holster, das an seinem Hosengürtel hing und in dem eine Walther steckte.

»Alfred Seichthem, hiermit verhafte ich Sie wegen dreifachen Mordes!«

Ali stürzte vom Koffer. Der Satz traf ihn wie ein Kinnhaken, die wachsenden Schwindelgefühle taten ein übriges, und so flog er vom Koffer herunter und krachte auf die im heimeligen Dämmerlicht glänzenden Dielenbretter. Die Weinflasche glitt ihm aus der Hand und rollte geräuschvoll über den Boden. Er beschloß liegenzubleiben, denn er spürte, daß es ihm hier unten wesentlich besser ging.

»Soll das ein Witz sein?« sagte er. »Wen soll ich denn ermordet haben?«

»Bibo, Ricardo und Hardy Link natürlich«, entgegnete Kreuzer jr. und schaute mit einem Anflug von Mitleid von oben auf ihn herab. Er wirkte mit seinen vorgestreckten Handschellen und der Hand an der Waffe jetzt wie die Karikatur eines zur Festnahme angetretenen Polizisten. Irgend etwas stimmt an diesem Bild nicht. Wenn ein dreifacher Mörder mitten in der Nacht verhaftet werden sollte, traute sich dann der Kommissar wie in einem billigen Actionstreifen wirklich ganz mutterseelenallein in die Höhle des Löwen?

»Aber das ist doch absurd!« protestierte Ali von seiner bequemen Position aus. »Welches Motiv sollte ich ...«

»Hör endlich auf, es zu leugnen, Ali«, sagte Ida unter Tränen. »Du brauchst professionelle Hilfe. Ich halte es in dieser blutigen Hölle nicht mehr aus!«

Wenn er nicht bereits unten gewesen wäre, wäre er nach dieser Bemerkung jetzt noch einmal gestürzt. Das Zimmer um ihn herum begann sich zu drehen, als befände er sich im Zentrum einer Drehscheibe.

»Ida, was redest du da ...«

»Ja, hören Sie auf, es zu leugnen«, unterbrach ihn Junior.

»Sie hat uns alles erzählt. Sie waren in jener Nacht betrunken und sind mit Bibo wegen der Umzugsrechnung in Streit geraten. Sie haben ihn mit einer Hacke erschlagen und dann im Garten begraben. Und als Hardy Link auf der Feier dort etwas Verdächtiges ausbuddelte und Sie damit erpreßte, da haben Sie auch ihn getötet. Ricardo hat Sie dabei überrascht, worauf es zu dem dritten Mord kam. Unsere Leute werden den Hügel noch in dieser Nacht ausheben. Wetten, daß wir Bibos Leiche finden?«

Sie hatte ihm tatsächlich alles erzählt! Mit kleinen Abweichungen. Und bis auf die Hauptsache natürlich. Aber wenn sie das Grab im Garten öffnen würden, würden sie dann nicht außer dem halbverwesten Bibo auch noch die anderen Leichen finden? Mit einem Mal explodierte ein heller Blitz vor seinem inneren Auge, und Idas raffinierter Plan ging ihm in seiner ganzen Tragweite und Niedertracht auf. Die Schattenmänner! Die Schattenmänner, die er in seinem alkoholisierten Zustand nachts am Hügel gesehen hatte.

Ida hatte sich schon vor langer Zeit entschlossen, nicht mehr umzuziehen. Und das war der springende Punkt! Sie hing mit pathologischer Gier an ihrem alten Leben, an dem Haus, an dem Wohlstand, an dem Milieu, an den Menschen von damals. Bis vor kurzem hatte auch er selbst zu diesem imitierten Leben gehört, aber eigentlich war er entbehrlich, und wenn er sich gar bockig anstellte, schnell zum Abschluß freigegeben. Keine blutdürstigen

Doppelgänger, keine Morde und kein namenloses Grauen würden sie je dazu bewegen können, ihr versunkenes und wundersam wiederauferstandenes Reich aufzugeben.

Als ihr klargeworden war, daß es ihm mit der Flucht ernst war, wohl auch gespürt hatte, daß das zerrissene Band zwischen ihnen sich wahrscheinlich nicht mehr flicken ließ, da hatte sie sich hinter seinem Rücken an die *Gemeinschaft*, höchstwahrscheinlich direkt an den Häuptling, an Anton Wachs gewandt. Ihr Verrat kam äußerst gelegen, denn Kreuzers Ermittlungen betrafen ja nicht nur ihr totes Reich, sondern alle toten Reiche in der Straße. Man schmiedete einen Plan und trat in Aktion. Sie verführte ihn zum Alkohol, damit er nachts gut schlief und nicht mitbekam, was draußen in den Gärten vor sich ging. Sie holten die Leiche des jungen Ali und der jungen Ida wieder aus dem Hügel heraus und ließen sie verschwinden. Aber dabei blieb es nicht. Es war ein großes Reinemachen angesagt. Sämtliche Skelette in den Gärten ringsherum, sämtliche einbetonierte Tote in den Kellern und sämtliche Leichname in den Kühltruhen wurden entsorgt, so daß die Polizei bei Hausdurchsuchungen nichts in der Hand haben würde.

Ida wußte, daß Gaston mit dem großen Geld im Hintergrund lauerte. Mit diesem Geld konnte sie sich auch ohne Ali ein hübsches Leben machen. Das Haus war ja schuldenfrei. Außerdem würde er im Gefängnis von ihr abhängig sein, von ihrer Zuwendung, ihren Gefälligkeiten, ihrem Geschick mit den Anwälten. Vielleicht würde er dort wieder zu malen beginnen, und als der berühmte Totenmaler, der selber getötet hatte, könnte er womöglich sogar Kultstatus erlangen, so daß das Geschäft für ihn *und* für sie weiterhin bestens laufen würde. Sie hatte deshalb Kreuzer jr. erst informiert, als feststand, daß alle Spuren beseitigt worden waren und Gaston das Geschäft gemacht

hatte. Alkoholsucht und Wahnsinn, ausgelöst durch die künstlerische Beschäftigung mit Toten, so dürfte ihre Erklärung, weshalb der arme Ali die Morde begangen hatte, vor Gericht lauten. Liebe und Loyalität zum geliebten Ehemann, die Gründe, weshalb sie solange dazu geschwiegen hatte.

In Alis Kopf spulte sich dieser Aufklärungsfilm der kriminalistischen Art im Bruchteil einer Sekunde ab. Und doch war er felsenfest davon überzeugt, daß jedes Detail darin stimmte. Seine Frau hatte ihn aufs Kreuz gelegt, kein singuläres Schicksal, wie er sich eingestehen mußte. Aber wie er so neben den vielen Koffern und Taschen dalag, diesen komischen Junior mit seinen Micky-Mouse-Handschnellen über sich, da wollte ihm Idas tränenüberströmtes Gesicht so gar nicht als ein billiger Theatereffekt erscheinen, sondern im Gegenteil als ein wahres Drama, als ein Enddrama über sie und ihn und was aus ihnen inzwischen geworden war. Und obwohl er das Warum nun kannte, fragte er sie trotzdem: »Warum? Warum, Ida?«

»Warum?« schritt Kreuzer jr. ein. »Sie sind eben krank, Mann, das ist Ihr Problem! Die Toten aus den Bildern haben Ihnen den Verstand geraubt.«

Ida rieb die Stirn an der Wand und traute sich nicht, ihn anzuschauen. Sie heulte wie ein kleines Mädchen Rotz und Wasser, obwohl sie dabei wie eine alte Frau aussah.

»Ach, halten Sie doch den Mund, Sie Schlauberger!« schrie Ali. »Was wissen denn Sie schon? Gar nichts wissen Sie. Sie sind nur eine Figur, irgendeine Randfigur in einem Spiel, das Sie nie verstehen werden. Übrigens, Sherlock, wie steht es mit meinen lieben Nachbarn, die Ihrer kompetenten Meinung nach bis an die Zähne bewaffnet sind? Haben die inzwischen alle Raketenwerfer bei Ihnen abgeliefert?«

»Ich habe mich, was die ausgebeulten Jacketts betrifft, in der Tat getäuscht«, sagte Junior und machte ein säuerliches Gesicht, als habe er vom Polizeipräsidenten persönlich einen Rüffel bekommen. »Wir wissen mittlerweile, daß dieser Arzt auch in Medikamentenschmuggel größeren Stils verstrickt war. Unseren Erkenntnissen nach ist er im Irak untergetaucht. Inwieweit die Waffen dabei eine Rolle gespielt haben, ist noch ungewiß. Wir werden der Sache aber noch weiter nachgehen. Jedenfalls sind Ihre Nachbarn im Gegensatz zu Ihnen unbescholtene Bürger.«

»Na, das ist ja wunderbar, Herr Allwissend«, sagte Ali und richtete sich mit dem Oberkörper auf. »Dann legen Sie mir endlich Ihre lächerlichen Handschellen an und holen sich von Ihrem Chef die Belobigungsurkunde für den ›Polizist des Monats‹ ab!«

Kreuzer jr. zog wegen der hastigen Bewegung blitzartig die Pistole aus dem Holster und zielte auf Ali.

»Langsam, ganz langsam«, sagte er.

Plötzlich vernahmen sie ein metallisches Pochen. Jemand stieg die Wendeltreppe hoch. Ali, Junior und Ida wandten sich den hinteren Räumen zu. Nach dem Aufstieg folgten bedächtige Schritte durch die Dunkelheit. An den Scheiben des Wintergartens in der Ferne spiegelte sich der Schattenriß einer humpelnden Gestalt. Die Dielenböden knarrten bei jedem Schritt, und die trüben Ausläufer des Dämmerlichts ließen den Ankommenden noch für eine ganze Weile unscharf erscheinen. Dann trat Gaston in die Mitte des Raumes. In der rechten Hand hielt er einen großen Aktenkoffer. Er starrte mit konsterniertem Ausdruck zunächst Junior an, ging dann zu Ali, neigte sich zu ihm herunter und bedachte auch ihn mit einem ungläubigen Blick.

»Würdest du die Freundlichkeit besitzen, mir zu erklären, was hier gespielt wird, *mon ami*?« sagte er. »Ich habe das Gefühl, daß ich mir allmählich Sorgen um meinen Starkünstler machen muß.«

Ali reagierte nicht auf ihn. Statt dessen saß er reglos auf dem Boden und fixierte immer noch die Dunkelheit außerhalb des Raumes. Ihm kam es so vor, als wären die Bewegungen dort immer noch nicht zum Stillstand gekommen. Im Gegenteil, sie hatten sogar zugenommen. Er glaubte zu erkennen, daß sich in den Scheiben des Wintergartens noch weitere Gestalten spiegelten, und er hörte auch wieder das Knarren der Bretter, wenn auch diesmal sehr leise.

»Wer ist das?« wollte Junior wissen, der durch den Neuankömmling etwas irritiert war. Er schwang die Waffe zwischen Ali und Gaston unsicher hin und her. »Was ist in dem Koffer drin?«

Er wollte streng klingen, aber seine Aufregtheit war unüberhörbar.

»Verzeihung, Herr Kommissar«, sagte Ali sanft und hob den Zeigefinger gegen die Lippen, um Ruhe zu erbeten.

»Gestatten Sie, daß ich eine noch dringendere Frage stelle.«

Er neigte sich zu Gaston, ohne den Blick von den schleichenden Schatten hinter Kasimir zu lösen.

»Wie bist du hier reingekommen, *mon ami*?«

»Es standen alle Türen offen ...«

Und da fuhr auch schon die langstielige Axt mit der silbrig funkelnden Schneide wie ein grelles Eisenbahnsignal in die Höhe, sauste in einer Diagonalen von hinten auf Junior nieder und traf seinen Nacken. Mit einem fletschenden Geräusch trennte sich der Kopf vom

Körper, flog blutspritzend durch die Luft, schlug mit einem dumpfen Poltern auf dem Boden auf und rollte zwischen Alis gespreizte Beine. Juniors aufgerissene Augen starrten ihn von unten immer noch konzentriert an, als wäre nichts weiter geschehen, als daß der Fall sich nun nur ein bißchen verkompliziert hatte. Ali sah auf, um noch rechtzeitig mitzubekommen, wie aus dem Halsstumpf kurz eine riesige Blutfontäne aufschloß. Dann knickten die Beine ein, und der kopflose Körper sackte zu Boden. Dahinter kam der Ali der dritten Generation zum Vorschein!

Aus ihm war tatsächlich ein Monster geworden. Der einstmals so attraktive Ali besaß jetzt die schmutzig-rote, völlig zerfurchte Gesichtshaut eines armen Teufels, der in Ermangelung eines Zuhauses ganztags den Launen des Wetters ausgesetzt ist. Die berühmte Cäsaren-Nase war mehrfach gebrochen und durch versäumte Behandlung zu einer unförmigen Fleischknolle deformiert. Bis auf zwei, drei gelbe spitze Stümpfe waren alle Zähne ausgefallen. Seine geröteten Augen, die tief in ihren Höhlen steckten, strahlten nur noch Haß und Blutgier aus. Seine Haltung war etwas gebückt, als hätte er einen Buckel. Er hatte die gleichen Sachen an wie er selbst, sogar den schäbigen alten Mantel erkannte Ali wieder. Doch nun waren sie endgültig zu Lumpen zerschissen, zerfetzt und triefend vor Dreck, als würden sie ihm jeden Moment vom Leib fallen. Und man brauchte ihn nicht erst zu umarmen, um herauszufinden, daß er erbärmlich stank.

Bevor irgend jemand zu einer Reaktion fähig war, gellte eine spitze Frauenstimme durch die Räume. Die dritte Ida kam mit einer Eisenstange in den hocherhobenen Händen aus der Dunkelheit herausgeschossen. Ali kannte die Stange. Wenn er sich nicht irrte, hatte sie schon immer irgendwo im Keller herumgelegen. Nur seine Ida erkannte

er nicht mehr wieder. Sie glich einer rasenden Furie. Sie trug mehrere Fetzen aus der Altkleidersammlung übereinander. Sogar Nylonstrümpfe hatte sie an, allerdings solche, die mehr aus Laufmaschen bestanden als aus Nylon. Ihr Gesicht ähnelte dem einer verknöcherten Adligen, mehr Totenkopf als Haut – von tiefen Falten gezeichnete, kranke Haut. Das konnte man unschwer erkennen, obwohl sie sich wie ein kleines Mädchen, das sich heimlich an Mamas Kosmetikkoffer herangemacht hat, grotesk angemalt hatte. Das ganze Gesicht war weiß wie die Fratze eines unheimlichen Clowns, aus der als Kontrast feuerrot geschminkte Bäckchen und absurd übermalte Lippen hervorstachen. Auch ihr fehlten fast alle Zähne, und auch sie stank erbärmlich.

Sie stürmte mit irrsinnigem und irrsinnig lautem Geschrei geradewegs auf Ida zu. Diese hatte sich nach Gastons Erscheinen schamhaft zur Wand zurückgewandt. Nun drehte sie sich mit tränenüberströmtem Gesicht zum Geschehen. Sie schien erst jetzt allmählich zu begreifen, was sich hier abspielte. Und als sie die Drehung vollendet hatte, da bohrte sich die Stange tief in ihr linkes Auge und blieb dort stecken. Auch sie stieß nun infernalische Schreie aus, ergriff mit beiden Händen die Stange, war jedoch offensichtlich außerstande, sie wieder herauszuziehen, und torkelte hilflos durch den Raum. Durch das aus der Wunde schießende Blut verwandelte sie sich immer mehr in eine triefend nasse, surreale Gestalt. Auf dem Boden waren nun überall großflächige Lachen entstanden.

»Ida!« kreischte Ali auf, »Ida, mein Liebling! Ida, mein Liebling! ...« und fühlte sich durch eine Schocklähmung doch außerstande, auch nur aufzustehen. Ein unendlich großer Schmerz durchfuhr ihn wie ein glühender Luftzug angesichts der Erkenntnis, daß er nun für immer allein auf

der Welt sein würde – auf welcher Welt auch immer.

Gaston, der die in Sekundenschnelle abgelaufenen Ereignisse starr vor Schreck und mit offenem Mund beobachtet hatte, fiel endlich der Aktenkoffer aus der Hand. Er schlug mit einer Ecke auf dem Boden auf und öffnete sich. Banknoten erbrachen sich aus ihm in solcher Menge, daß es im buchstäblichen Sinne wie ein Geldstrom wirkte.

Der dritte Ali stürmte nach vorne und riß dabei die Axt erneut hoch. Diesmal um seinen Doppelgänger hinzurichten. Er lachte dabei markerschütternd wie ein bössartiger Dämon, dann ließ er die Axt mit voller Wucht auf Ali herabsausen. Dieser riß die Arme schützend und überkreuzt vor sich.

»Nein, bitte nicht!« rief Gaston, warf sich vor Ali und wollte dem Angreifer die Axt aus den Händen schlagen.

Die Schneide klatschte ihm genau mitten ins Gesicht und blieb dort stecken. Gaston fiel rückwärts um, die emporragende Axt wie ein wunderliches Horn mit sich reißend. Der gespaltene Schädel wurde sofort von einem Blutquell überflutet. Der dritte Ali ging ungerührt und ohne zu zögern auf den Toten zu und versuchte, die Axt wieder aus der Kerbe herauszubekommen.

Ali erblickte plötzlich die Walther, die nach dem Fall von Juniors kopflosem Körper zusammen mit den Handschellen in seine Nähe gerutscht war. Geistesgegenwärtig warf er sich auf die Pistole und bekam sie zu packen. Dann wirbelte er herum und sah auf dem Rücken liegend die Axt erneut über sich hochfahren. Sein drittes Ich hatte nicht lange gebraucht, um sie aus Gastons Schädel zu befreien.

Ali drückte zweimal ab. Die eine Kugel traf den dritten Ali in den Bauch, die andere in den Hals. Ein Blutstrahl

schoß in einem weiten Bogen aus der Halswunde, wogegen sich am Bauch ein immer größer werdender roter Fleck ausbreitete.

»Du verdammter Hurenbock!« meinte Ali der Dritte, ließ erst die emporgeschwungene Axt auf seinen eigenen Kopf fallen und dann sich selber auf Ali.

Da endlich befreite sich Ali aus seiner Erstarrung – obwohl der Gestank seines Widergängers ihn beinahe gleich wieder außer Gefecht gesetzt hätte. Was für ein Schicksal mochte dieser Kerl wohl hinter sich haben? Frag nicht so blöd! schimpfte er sich im nächsten Moment: dasselbe Schicksal, das dir zuteil geworden wäre, wenn du die Tür ein paar Jahre später entdeckt hättest! Er warf ihn von sich herunter, kam mit der Pistole in der Hand auf die Beine und blickte sich um. Ida rannte mit der Eisenstange in ihrem Kopf und einem Singsang zwischen Schreien und Wehklagen weiterhin durch den Raum, während die dritte Ida an der Wand sie mit aufgerissenem, zahnlosem Mund kreischend auslachte. Der edle Pitch-Pine-Boden war nun fast lückenlos vom Blut bedeckt. Feuchtigkeit und ein metallischer Geruch erfüllten die Luft. Sogar die Fensterscheiben waren inzwischen beschlagen. Gaston mit der Fleischkerbe im Gesicht, Kasimir Kreuzer jr. in zwei Teilen und der erschossene dritte Ali lagen zu seinen Füßen wie Schlachtabfälle. Ich muß weg, dachte Ali, schnellstens weg! Ich bin der einzig wirklich Überlebende.

»Herr Seichtem, Herr Seichtem«, vernahm er plötzlich eine leise Stimme, und das Erstaunliche war, daß er sie trotz dieses Lärms hören konnte.

Er wandte sich um, doch außer den beiden jeweils auf ihre Art gestraften Idas konnte er niemanden erkennen.

»Herr Seichtem, sehen Sie herunter!«

Ali gehorchte. Juniors Gesicht an dem abgeschlagenen,

in einem See aus Blut schwimmenden Kopf lächelte ihn an. Es war etwas fahl, und die Muskeln schienen erschlafft, so daß die Haut ein wenig eingefallen aussah, aber sonst machte es einen recht intakten Eindruck.

»Ich sagte Ihnen doch, daß ich mir die Trophäe erst holen möchte, wenn ich das Wild zur Strecke gebracht habe«, sagte der Junior-Kopf. »Darf ich Sie also jetzt um eine Signatur bitten – vielleicht auf meine Stirn?«

Ali erschauerte. Sein Herz raste wie ein in die Falle geratenes Tier, und ihm wurde wieder schwindelig. Dann rannte er los.

»Es tut mir leid, Ida!« rief er dabei, ohne zurückzublicken.

»Es tut mir ja so leid, Ida!«

Während er durch die dunklen Räume stürmte, eilte die dritte Ida zu dem Berg aus Banknoten, der von Blut umspült wurde. Die mumienähnliche, kalkgesichtige Frau griff mit frohlockenden großen Augen und beiden Händen in das Geld und warf die Scheine in die Luft. Sie tat es immer und immer wieder, bis überall im Raum Geld umherflatterte und wie ein Schauer niederging.

»Endlich wieder zu Hause!« rief die alte Ida, während sie im Zentrum dieses Schauers stand mit wie zum Gebet emporgereckten Armen. »Endlich wieder zu Hause!«

Ali gelangte zur Wendeltreppe und polterte sie in Riesensprüngen herunter. Dabei tauchte er immer tiefer in die Finsternis des Berliner Zimmers hinein. Die Treppe vibrierte bei jedem Tritt, und das Hallen des Metalls wuchs zu einem gewaltigen Donnern. Als er das Ende der Spirale endlich erreicht hatte und gänzlich von der Dunkelheit umschlossen wurde, prallte er beinahe mit einer anderen Geistergestalt zusammen.

Die fünfzehnjährige Florence stand splitter nackt vor ihm

und musterte ihn wollüstig. Sie sah so sinnlich aus wie damals in der Galerie, als sie sich wie besinnungslos der alles zerstörenden Sünde hingegeben hatten. Ein blaßblauer Schein, der durch den unteren Wintergarten drang, legte sich auf ihren Körper, und die Konturschatten an dessen Rundungen und Klüften steigerten die Wirkung noch. Ihr erregter Atem bildete sich an den drallen Brüsten ab, die leicht auf- und abwogten. Mit den Fingern ihrer rechten Hand spielte sie an ihrer aufgeklafften Vagina.

»Fick mich!« sagte sie und strich sich mit der Zunge über die Oberlippe. »Fick mich hier und jetzt, Onkel Ali! Fick mich, Ali Baba!«

»Florence, was machst du hier?« sagte Ali. Er blieb außer Atem und perplex stehen und deutete mit der Waffe zur Wendeltreppe. »Dein Vater, ich, ich konnte ihn nicht ...«

Mit einem Mal wurde ihm bewußt, daß er den Verstand verloren hatte. Er sprach mit einem Trugbild! Ja, entweder war er verrückt geworden, oder der Schock oder die Angst oder der Streß oder was auch immer ließ ihn halluzinieren. Er gab der zweiten Theorie den Vorrang und stieß Florence mit der flachen Hand von sich. Dabei merkte er jedoch, daß sie sich so gar nicht wie eine Halluzination anfühlte, sondern ganz genau wie damals in dem abgründigsten Augenblick ihrer Affäre, warm, weich und zum Dahinschmachten jung.

Ali lief zur sperrangelweit offenstehenden Wohnungstür, passierte das dunkle Treppenhaus, dann die ebenfalls geöffnete Haustür und erreichte endlich den Treppenaufgang. Und während er die Stufen heruntereilte, tauchte sie durch den zarten Nebel hindurch an der gegenüberliegenden Straßenseite auf: die kalte, sonderbar fluoreszierende, an ein mattes Nachglühen erinnernde Lichtflut in der Gasse. Sie traf auf die Gartentür und ihre

Schnörkel und bildete sie auf dem Bordstein als länglich verzogene Schatten ab. Die antiken Straßenlaternen waren im Vergleich dazu trübe Funzeln. Es beeindruckte Ali so sehr, daß er um ein Haar stehengeblieben wäre, um diesen mystisch schönen Anblick zu genießen. Aber er mußte weiter, dieser Gruselwelt entkommen, mußte durch die Tür in seine alte, reale Welt wechseln. Und das Licht würde ihm dabei helfen, ihn vielleicht sogar retten.

Haschim und Anton Wachs traten am Fuße des Treppenaufgangs von links und rechts auf. Sie wirkten panisch, aber auch zu allem entschlossen. Ihre erhobenen Hände vollführten in der Luft aufgeregte Bewegungen wie die von Polizisten, die den Verkehr regeln. Der abgewirtschaftete Haschim hatte sich erstaunlich schnell in die neuen Verhältnisse eingegliedert. Er sah zwar immer noch wie sein eigener aus der Irrenanstalt geflohener Großvater aus, aber immerhin hatte er sich inzwischen frisch gemacht und den besten Seidenanzug seines ermordeten Ichs angezogen. Ali bemerkte, daß beide unter ihren Jacketts Waffen trugen.

Kleines Problem, dachte Ali, nicht so schlimm. Er würde sie einfach niederschlagen und sich dann auf die andere Straßenseite retten. Aber dann sah er, daß überall in der Straße die Lichter angingen. Die Fenster wurden in schneller Folge eins nach dem anderen erleuchtet wie bei einer Kettenreaktion. Türen gingen auf, und die Leute strömten aus ihren Häusern heraus und kamen, einige in Pyjamas, andere in Morgenmänteln, zu ihnen herübergelaufen. Viele von ihnen trugen Waffen, ja, es waren sogar einige mit Maschinenpistolen dabei. Der ganze Aufzug sah zwar so aus, als würden besorgte Menschen einem in Unglück geratenen Nachbarn zu Hilfe eilen, aber für Ali, der es besser wußte, hätte das Bild des von Nebelschwaden umwölkten, nur mehr aus düsteren

Fratzen bestehenden Völkchens nicht grauenvoller sein können.

»Ich habe dich gewarnt«, sagte Wachs. Seine Stimme hörte sich erstaunlich milde an. »Aus dieser Straße gibt es keine Flucht und keinen Weg zurück.«

»Keine Flucht, keinen Weg zurück!« assistierte ihm Haschim monoton und entblößte dabei ein Gebiß, das einem fast bis zur Gänze ausgebeuteten Steinbruch ähnelte.

»Wir müssen hier ausharren, ob wir wollen oder nicht«, fuhr Wachs fort. »Es ist kein schönes Leben, aber es ist ein Leben ...«

Ali schoß ihm direkt zwischen die Augen. Ein kleines schwarzes Loch entstand über dem Nasenbein, aus dem sich ein dünnes Rinnsal über das Gesicht ergoß. Wachs kippte mit einem zwischen Überraschung und Frieden schwankenden Ausdruck um.

Haschim trat beeindruckt zurück. Trotzdem machte er die Andeutung einer Handbewegung in Richtung Jackettinnenseite. Ali preßte ihm die Mündung der Waffe gegen die Stirn, woraufhin er jegliche Bewegung unterließ. Dann entfernte er sich rückwärts gehend von ihm, wobei er Haschims Kopf weiterhin im Visier behielt. Aus den Augenwinkeln sah er, daß seine Nachbarn ihn inzwischen fast eingeholt hatten. Die mit Schlafanzügen oder nur notdürftig bekleideten Leute sahen nun tatsächlich wie Mitglieder einer obskuren Sekte aus, die dem Abtrünnigen mit aller Gewalt wieder den rechten Weg weisen wollen. Ein Aufstöhnen entfuhr allen Kehlen, als Ali die ausgestreckte Waffe hin- und herreißend die Tür erreichte. Er öffnete sie mit der freien Hand, ohne hinter sich in die Gasse zu blicken. Mit dem Wunderlicht im Rücken sah er wie der vergrößerte Schattenriß eines

Verrückten aus, der einen Krieg gegen die ganze Menschheit eröffnen will. Die Menge rückte schleichend näher; inzwischen hatte sie einen Halbkreis um ihn gebildet. Die vielen Gesichter waren die von Marionetten, starr und mit einem aufgemalten, leblosen Ausdruck.

Ali betrat die Gasse und schaute noch einmal zu seinem Traumhaus auf. In den erleuchteten Fenstern im ersten Stockwerk huschten immer noch Schatten hin und her. Und ganz kurz gab er sich der Illusion hin, daß es die Schatten von ihm und Ida wären, die Schatten von damals, die die Ankunft eines Patrick schon erahnten, die Schatten der Glückseligkeit. Und der Liebe.

»Aber willst du denn dein altes Leben nicht wieder zurückhaben?« rief Haschim ihm zu. Nur ein Teil seines verfallenen Gesichts war hinter der Meute zu sehen.

»Mein altes Leben schon«, sagte Ali und lächelte traurig.

»Aber nicht mein totes!«

Dann warf er die Pistole über die Gartentür vor die Füße seiner Nachbarn, wandte sich um und lief, wie durch Neon schwimmend, zur Parallelstraße. Seine Schritte klackten hallend zwischen den Ziegensteinmauern wie Kastagnetten, und er hörte überdeutlich seinen eigenen hechelnden Atem. Als er das Ende der Gasse erreicht hatte, drehte er sich noch einmal um. Sie waren weg! Die Meute hatte sich, soweit er es von diesem engen Schlauch aus erkennen konnte, in Luft aufgelöst. Und auch das Wunderlicht war, ohne daß er es unterwegs bemerkt hätte, wieder verschwunden. Die Gasse, die Straße dahinter und sein Haus in der Ferne lagen in völliger Finsternis. Alles sah friedlich aus. Allein der feine Nebel verhüllte ein wenig die Sicht und verlieh dem Ort eine unheimliche Stimmung.

Ali hatte zu viele Wunder erlebt, um darüber noch in

Erstaunen zu geraten. Er trat aus der Gasse hinaus und eilte über den Bürgersteig. Sein Ziel war wieder Idas Wohnung am Stadtrand. Sie mußte da sein, denn er befand sich ja wieder in der Gegenwart. Folgerichtig mußte auch noch eine Kopie von ihr existieren. Oder das Original. Er hatte das starke Bedürfnis, ihr von diesem Alptraum zu erzählen, auch wenn sie ihn für verrückt erklären würde. Aber in Wahrheit mußte er sie sehen, damit er sich von ihrer Unversehrtheit überzeugen konnte. Zugleich jedoch fühlte er sich immer intensiver von einer bleiernen Müdigkeit überwältigt wie nach einer herkulischen Anstrengung. Und ganz unmerklich nahm er wieder den Verwesungsgeruch wahr, der nun ein Element des Nebels zu sein schien, süßlich und ekelerregend. Er schleppte sich bald mehr vorwärts, als daß er ging, seine Füße waren bleischwer, sein Körper schwankte. Der Alptraum hatte mehr an seinen Kräften gezehrt, als er wahrhaben wollte. Doch allein Idas Anblick würde seine Schmerzen lindern, ihn zur Ruhe kommen lassen. Vielleicht würde sie ihm wieder etwas kochen, Lasagne verde al forno, ja, sie würde ihm bestimmt wieder sein Leibgericht zubereiten, nachdem sie ihm ein paar Stunden Schlaf auf der Couch gegönnt hätte. Und dann würden sie weitersehen. Natürlich mußte er sie noch von ein paar Dingen überzeugen, davon, daß man die Vergangenheit ruhen lassen sollte, gleichgültig wie prächtig sie auch gewesen sein mochte, daß man selbst die schrecklichste Gegenwart ertragen mußte, daß ein ehrlicher, ein sauberer Neuanfang möglich war, wenn man nur ...

Seichtem stolperte.

Kapitel 25

Ali nahm es wie sein eigener Zuschauer wahr: Wie die Vorderkante seiner Schuhsohle auf eine der überstehenden Steinplatten des Bürgersteigs stieß, wie er stolperte, das Gleichgewicht verlor und vorn überstürzte, fast schwebend, mit offenem Mund und einem verblüfften Ausdruck, wie er die bleischweren Hände vor das Gesicht hob, wie die spitzen Stäbe des Gartenzauns immer näher auf ihn zukamen und wie er dabei die ganze Zeit dachte: Ach, wie schade! Ach, wie schade!

Er schlug auf den Zaun auf, rutschte ab und die Speerspitze bohrte sich durch den Gaumen nach oben und stieß bis an die Schädeldecke, nachdem sie das Gehirn durchdrungen hatte. Eine dünne Blutspur trat aus dem Einstichkanal aus und begann den Zaunstab herunterzurinnen. Er kniete jetzt mit hängenden Armen vor dem halbverfallenen Haus des amtlichen Waldschrats und sah in seinem zerschlissenen schwarzen Windsor-Mantel wie ein Gläubiger vor dem Altar aus. Allmählich graute der Morgen, doch der Nebel verhinderte eine wirkliche Aufhellung und zwang der Straße mit den schönen Gründerzeitgebäuden eine deprimierende Trübe auf.

Seltsam, dachte Ali, noch vor einer Stunde war es kurz vor Mitternacht, und jetzt bricht schon der Tag an, wirklich höchst seltsam. Während er nach einer Erklärung für diese Unstimmigkeit suchte, öffnete sich die verwitterte Eichenholztüre des Hauses. Sie war mit Schnitzereien bedeckt, welche die Wanderung des Sensenmannes in Kapuzenkluft über eine mit Skeletten und Knochen übersäte bäuerliche Landschaft darstellten.

Heraus kam der amtliche Waldschrat. Er trug den katholischen Priesterrock, und das Gesicht mit der Nickelbrille war hinter Dunstschleiern nur undeutlich zu erkennen.

Der dickliche Mann mit der Halbglatze stieg die Treppen herunter und kam durch den verwilderten Vorgarten auf Ali zu. Wie aus weiter Entfernung auf ihn herabschauend, formte er dann die Hand zu einer Faust und zielte mit Zeige- und Mittelfinger in den Himmel. Ali glaubte im ersten Augenblick, daß er ihn segnen wolle, erkannte jedoch dann darin *das Zeichen*.

»Bist du bereit, Alfred Seichthem?« fragte der amtliche Waldschrat.

»Zu was?« entgegnete Ali.

Es war erstaunlich, wie problemlos er sprechen konnte, obwohl der Zaunstab auch den hinteren Teil der Zunge durchbohrt hatte.

»Was bedeutet dieses Zeichen, Ali?«

»Keine Ahnung. Ist es so wichtig?« sagte Ali trotzig.

»Du weißt, was es bedeutet: Buddy up!«

»Und?«

»Wo hast du dieses Zeichen gesehen?«

»Vielleicht bei dem Tauchkursus in Marokko.«

Der amtliche Waldschrat lächelte wissend und schüttelte den Kopf.

»Nein, Ali, du solltest ehrlich zu dir selbst sein. Du hast dieses Zeichen in einem Fernsehbericht über Kampfschwimmer beim Militär gesehen. Was glaubst du, was du in Marokko getan hast?«

Alis Gesicht verdunkelte sich, und die kindische Trotzigkeit fiel von ihm ab.

»Ich habe mich in Marrakesch, in den Souks an einem kleinen Mädchen mit ozeangrünen, leuchtenden Augen vergangen. Sie war höchstens zehn. Dieser einäugige alte Krüppel hat sie mir angeboten. Ich war besoffen und ...«

Der amtliche Waldschrat lächelte erneut.

»Wieder falsch, Ali, du warst noch nie in Marokko! Dieses Land hat dich nur beschäftigt, weil du von Gaston immer gedacht hattest, daß er gebürtiger Marokkaner sei. Das Mädchen mit den ozeangrünen Augen ist das Titelblatt des Merian-Heftes über Marokko-Reisen. Und was Florence betrifft ...«

»Ja, mit der habe ich es auch getrieben!«

»... befindest du dich auch in einem Irrtum. Du hattest nur die Sorge, daß sie bei ihrer aufreizenden Schönheit dem Falschen in die Hände fallen könnte.«

Nebelschwaden wehten vorbei und nahmen ihnen ein wenig die Sicht.

»Bist du bereit, Alfred Seichthem?« fragte der amtliche Waldschrat erneut, und Ali sah, wie das Lächeln schlagartig aus seinem Gesicht verschwand.

»Zu was denn?« entgegnete er wieder.

»Wie du meinst. Weißt du noch, wie du Hardy nach seinem Selbstmordversuch im Krankenhaus besucht hast? Es war eine unheimliche Begegnung, nicht wahr?«

»Ja, das war sie.«

»In Wahrheit war es aber kein Selbstmord, sondern ein Unfall. Er war wie üblich betrunken und ist dann auf diese ... Na, du kennst ja die Geschichte. Außerdem ist er auf der Stelle gestorben.«

»Er lag nicht monatelang im Koma?«

Er kam sich vor wie ein Kind, das vom Vater darüber aufgeklärt wird, woher die Babys wirklich kommen.

»Nein, Ali, Hardy hat bestimmt nicht im Koma gelegen. Er nicht. Und du warst auch nie in diesem Krankenhaus. Du warst zwar auf seiner Beerdigung, aber das mit dem Krankenhaus und mit dem Koma hast du dir aus einem ganz anderen Grund zusammenphantasiert. Vielleicht solltest du darüber ein bißchen nachdenken.«

»Ich weiß gar nicht, was ich denken soll«, sagte Ali leise.

»Dann erinnere dich doch mal an jene Nacht, als du und Ida euer früheres Selbst umgebracht habt. Ida ging zu der jungen Ida ins Schlafzimmer, um sie zu töten. Und als es soweit war, da lächelte die junge Ida der alten Ida freudig entgegen und schlug die Bettdecke zur Seite, damit die Mörderin es leichter hat. Wieso hat sie das wohl getan?«

»Ich weiß es nicht.«

»Ist ja auch egal. Aber du kannst dich daran erinnern?«

»Ja, hundertprozentig.«

»Wieso eigentlich? Du warst doch unten im Erdgeschoß und konntest gar nicht wissen, was im Schlafzimmer vor sich ging. Ich sage dir, warum du es trotzdem gesehen hast: Weil du dir die Dinge zurechtrückst, wie sie dir passen. Du *wolltest*, daß die junge Ida glücklich stirbt. Weißt du noch, was dein junges Ich im Garten zu dir sagte, als du Gott um Kraft und Erlösung batest. ›Nein!‹ sagte er. Und warum riechst du immer wieder diesen Verwesungsgeruch? Und warum war Ida wie zu einer Beerdigung gekleidet, als du sie in ihrer Wohnung aufgesucht hast? Und warum hat sich die Geschichte so zugetragen, daß du nicht einmal einen Kratzer abbekommen hast, während alle anderen um dich herum wie die Fliegen gestorben sind? Du kämpfst gegen eine Macht an, die du nicht besiegen kannst. Ich frage dich also noch einmal: Bist du bereit, Alfred Seichtem?«

Ali begann zu weinen. Eine richtige Tränenflut strömte über sein ganzes Gesicht und vermischte sich mit dem Blut, das jetzt auch aus seinem Mund austrat.

»Ich kann nicht«, winselte er. »Ich bin noch nicht bereit dazu. Ich fürchte mich so!«

Ein Brüllen wie von einem schrecklichen Drachen erschallte und ließ die ganze Straße erbeben. Blitzartig wurde es Tag und wieder Nacht und wieder Tag und Nacht, ein Gewitter mit imposanten Blitzverästelungen zog in Sekundenschnelle auf, verdampfte jedoch ebenso plötzlich, eine grelle Sonne erschien am Himmel und war flugs wieder verschwunden, es wurde Sommer und Winter, Schnee bedeckte die Straße und verschmolz sofort, Bäume und Pflanzen blühten auf und verwelkten im Zeitraffertempo, die Sicht wurde blutrot und dann wieder grün, dann wieder blau und dann wieder gelb, und während all das mit unglaublicher Geschwindigkeit geschah, bebte und zitterte Ali mit aufgerissenen Augen, als würden Elektroschocks durch seinen Körper gejagt. Durch das Brüllen des Drachens vernahm er die Stimme des amtlichen Waldschrats, die plötzlich so tief klang, als käme sie aus einem mit niedriger Geschwindigkeit laufenden Tonband:

»LASS LOS, ALFRED SEICHTEM! LASS LOS, ALFRED SEICHTEM! LASS LOS, ALFRED SEICHTEM!«

»Ich kann nicht!« schrie Ali, »ich kann einfach nicht!«

Er weinte so stark, daß ihm Tränen und Rotz das Gesicht schon völlig verunstaltet hatten.

Wie durch einen Tastendruck kehrte der Nebel mit einem Mal zurück, und das trübe Zwielight von vorhin durchdrang wieder die Straße.

»Die Hölle ...«, sagte der amtliche Waldschrat und

atmete schwer inmitten der Nebelschwaden. Er stand jetzt neben ihm und legte ihm eine Hand auf die Schulter. »Die Hölle ist in uns. Wir tragen sie überall mit uns herum. In der Erinnerung. Aber auch das Paradies. Weil du nicht loslassen konntest, Ali, mußtest du in die Hölle. Denn Leben und Tod vermischen sich nicht. Sie sind so unterschiedlich wie Feuer und Wasser. Man muß sich entscheiden.«

»Ich habe mir also diesen schrecklichen Sturz nicht eingebildet. Es ist wirklich geschehen.«

Der amtliche Waldschrat lächelte diesmal ratlos.

»Du flüchtest dich wieder in Lügen und Phantasien, von denen du glaubst, daß sie dir dein Leben verlängern könnten. Du willst wieder in deine hübsche kleine Hölle zurückflüchten. Nun gut, wie du willst. Dir ist nicht zu helfen. Dann fahr eben zur Hölle! Geh wieder in den Ort der Verdammnis zurück, wenn du glaubst, daß es dort besser ist als da, wo du erwartet wirst. Solange du nicht loslassen kannst, mußt du immer und immer wieder in diese Hölle zurückkehren. In deine eigene Hölle. Gott segne dich, Alfred Seichthem!«

Er nahm die Hand von seiner Schulter und wurde ein Teil des Nebels.

Ali zog den Kopf aus dem Zaunstab heraus und stand auf. Er befühlte den Hals und das weiche Fleisch unter dem Kinn und stellte fest, daß sich die Wunde wieder verschlossen hatte. Er bemerkte auch kein Blut an seinen Kleidern. Er hatte sich alles nur eingebildet. Zuviel getrunken in der Bar, wo ihn dieser unsympathische Barkeeper mit dem Walroßschnäuzer bedient hatte. Er sollte jetzt nach Hause gehen und seinen Rausch ausschlafen. Danach würde er vielleicht wieder etwas malen. Zum ersten Mal seit Jahren ...

Plötzlich erregte etwas Helles seine Aufmerksamkeit. Er nahm es aus dem Winkel seines rechten Auges wahr. Ali wandte den Kopf zur Seite und bemerkte, daß von der linken Flanke des Hauses eine Gasse nach hinten abging. Eine sonderbar fluoreszierende Lichtflut brach aus der Kluft hervor und ergoß sich auf den Bürgersteig. Er ging automatisch darauf zu, als würde er von einem Magneten angezogen. Dabei flogen ihm Bilder durch den Kopf. Von Ida mit einer Eisenstange im Auge und vom verstorbenen Hardy, wie er bis zum Hals im Flußwasser stand, und er sah den abgehackten Kopf eines Mannes, den er nicht kannte. Er sah noch weitere schreckliche Dinge, aber sie waren nie passiert, beruhten auf reiner Illusion. Obwohl diese Bilder so unwirklich waren, riefen sie in ihm eine gewaltige Schwermut hervor. Er wollte solche Bilder nicht sehen, nie wieder sehen.

Je mehr er sich dem diffusen Licht näherte, desto deutlicher sah er an der hervorspringenden Mauer einen Schatten. Irgend jemand hielt sich in der Gasse verborgen und schien einen komischen Tanz aufzuführen. Zyklisch blinkte der Schein roter, gelber und blauer Lichter auf. Und dann hörte er auch noch eine unheimliche Stimme, die metallisch und röchelnd zugleich klang. Während er diesem Treiben immer näher kam, wurde die Schwermut immer stärker in ihm. Aber sie war nicht mit Angst verbunden, sondern paradoxerweise mit einem inneren Frieden. Er versuchte zu analysieren, welcher Natur sie sein könnte, woher sie kam. Und als er endlich um die Ecke bog, wußte er es: Es war die Schwermut des Abschieds!

Patrick stand in der Mitte der Gasse und tanzte um seinen kleinen Roboter herum, der mit seiner drolligen Gehweise selber einen Tanz aufzuführen schien. Ali hatte seinen Jungen genauso in Erinnerung gehabt, sein Bild

nicht verklärt: die goldenen Haare, die blauen Augen, das hübsche kleine Gesicht, in dessen Zügen immer der Schalk zu sitzen schien, alles an ihm war so wundervoll, wie er es im Gedächtnis behalten hatte. Vielleicht waren ihm ab und zu die niedlichen ungelenken Bewegungen entfallen, die Patrick mit den kleinen Händen und Armen vollführte, wenn er die schwungvollen Tanzgesten der Erwachsenen nachahmte. Doch nun sah er sie wieder, und bei diesem Anblick durchflutete ihn ein warmer Strom aus Glück und Freude, und er brach erneut in Tränen aus.

An dem silbrigen Körper des Roboters blinkten überall bunte Lichter, deren Farben die Ziegelsteinmauern reflektierten. Klappen an seiner Panzerbrust öffneten sich, Kanonen fuhren aus und vibrierten, während sie Schußgeräusche erzeugten. Und aus einem Sprachclip in seinem Innern drang eine martialisch metallische Stimme. »Erdlinge, ich bringe euch den Frieden!« sagte der Blechkamerad, »Erdlinge, ich bringe euch den Frieden!«

Patrick bemerkte seinen Vater und hörte zu tanzen auf. Er schien hier lange auf ihn gewartet und sich mit dem Spielzeug die Zeit vertrieben zu haben. Aber jetzt, da er ihn sah, lachte er begeistert, schnappte sich den zappelnden Roboter und kam hopsend zu ihm gelaufen. Er nahm seine Hand, und beide blickten kurz durch die Gasse. In der Ferne glühte die verschnörkelte Gartentür unter dem bleichen Wunderlicht. Ali wußte gar nicht, in welche Straße diese Tür führte.

»Komm mit, Papa«, sagte Patrick und zog Ali wieder aus der Gasse hinaus. Durch den Nebel brach allmählich der Sonnenschein, der bald den ganzen Ort beherrschen würde. Vater und Sohn lachten, während sie Hand in Hand die Straße hinuntergingen. Dabei sahen sie geradewegs in das wunderbare helle Sonnenlicht – und sie gingen in das Licht.
aus: »Die Zeit« vom 26.7.2001

Tod im Totenreich

Wie erst jetzt bekannt wurde, verstarb am vergangenen Sonntag der weltbekannte Maler Alfred Seichthem in einer Klinik im schweizerischen Lausanne, nachdem er dort vier Jahre im Koma gelegen hatte. Das Echo in der Kunstwelt schwankt zwischen Bedauern und Zustimmung für die ärztliche Entscheidung, die Überlebensapparaturen nach so langer Zeit abzuschalten. Seichthem gehörte zu den sogenannten modernen Existentialisten, die sich vornehmlich in fotorealistischer Manier mit den Schattenseiten des Lebens, vor allem jedoch mit dem Tod beschäftigen. Seine großformatigen Gemälde, zumeist Porträts und Akte von Opfern grausiger Unfälle oder Morde, erzielten auf dem internationalen Kunstmarkt zuletzt siebenstelligen Summen. Einer der ganz Großen ist von uns gegangen, so auch dort die einhellige Meinung.

Seichthem schaffte seinen internationalen künstlerischen Durchbruch Anfang der neunziger Jahre mit schockierenden Bildern von Toten, was ihm in der Presse schnell den Ruf des »Totenmalers« einbrachte. Später wurde seine Kunst jedoch immer mehr gewürdigt. Man verglich ihn sogar mit Brueghel und Hieronymus Bosch. Im Sommer 1997 wurde er selbst Opfer eines folgenschweren Unfalls. Beim Versuch, seinen Sohn Patrick vor einer nahenden Straßenbahn zu retten, wurde er selbst angefahren und erlitt schwerste Kopfverletzungen, sein Sohn überlebte unverletzt.

In den letzten Wochen hatte sich Seichthems Zustand schließlich so verschlechtert, daß seiner Frau Ida nahegelegt wurde, dem Abschalten der lebenserhaltenden Geräte zuzustimmen. Alfred Seichthem hinterläßt der

Nachwelt ein über dreihundert Gemälde umfassendes Œuvre, dessen Wert sich nach Meinung von Insidern nun nach seinem Tod bald verdoppeln dürfte. Besonders eine aus zehn Gemälden bestehende Serie über seinen Freund Hardy Link, einen Provinzmaler, wird unter Kunstkennern als Seichtens Meisterwerk gehandelt. Link war 1995 das Opfer eines ebenfalls kuriosen Unfalls geworden. Auf dem Nachhauseweg nach einer durchzechten Nacht war er gestolpert und auf einen Gartenzaunstab gestürzt, der seinen Schädel durchbohrte. Seichthem benutzte dieses Motiv, um eine der beeindruckendsten Visionen vom Tod zu schaffen, die es in der zeitgenössischen Kunst gibt.

Alfred Seichthem hinterläßt seiner Frau Ida und seinem Sohn Patrick ein geschätztes Vermögen von siebzig Millionen Mark.

Die Zeit wird über Leben und Werk in den folgenden Wochen noch ausführlicher berichten.

Ida arbeitete im Garten. Sie trug ein zu einem unansehnlichen Fetzen verblichesenes altes Kleid und einen Strohhut mit zerfranster Krempe und vergrub in einem Blumenbeet Tulpenzwiebeln. Patrick lief auf dem Rasen umher und versuchte einen Drachen, auf dem das Gesicht eines Clowns abgebildet war, zum Aufsteigen zu bringen. Aber weil sich kein Lüftchen regen wollte, gelang es ihm nicht. Über ihnen strahlte ein stahlblauer Himmel mit einer glühenden Sonne. Links im Nachbargarten saß Anton Wachs mit einer blonden jungen Schönheit im Bikini an einem Holztisch und nippte an einem blutorangenem Cocktail, in dem ein buntes Papierschirmchen steckte. Er trug eine dicke Onassis-Brille auf der Nase. Rechts umarmten sich Lore von Mahlen und Haschim zärtlich auf ihrer Wiese und flüsterten einander liebevolle Dinge ins Ohr.

Plötzlich kam ein starker Windstoß auf und hob den

Drachen in den Himmel. Patrick ließ der Schnurrolle freien Lauf, und der Drache stieg höher und höher, bis er mit seinem Clownsgesicht hoch über dem Jungen in weiten Bögen hin- und herflatterte. Alle in den Gärten schauten zum Himmel auf und lachten. Denn sie ahnten, wer Patrick zu seinem siebten Geburtstag den Wind geschenkt hatte.